Bilder vom Marsfelde.

Bilder vom Marsfelde.

Blätter der Erinnerung
allen Besuchern der Industrie-Ausstellung
zu
Paris im Jahre 1867

gewidmet von

Michael Klapp,
Verfasser der „Wiener Bilder und Büsten.“

Troppau, 1868.

Verlag von H. Kolck.

Inhalt.

Seite

Seite

Bilder vom Marsfelde.

I.

Zum Eingang.

Geschichtliches und Charakteristisches. — Ein Prävenire. — Die kaiserliche Idee und die kaiserliche Commission. — Rouher, Bebic und das „Kind von Frankreich". — Das leidige Geld. — Ein Sündenregister. — Der Ausstellungsschacher. — Von allerlei Schwindel. — Théâtre International und Cercle International. — Zweierlei Recht, und Unrecht. — Ausbeutungen im Großen und Kleinen. — Der Weltausstellungs-Shylok. — Gewinn! Gewinn! — Die Industriellsten der Weltausstellungsindustriellen.

I.

Zum Eingang.

Vier Jahre wären es gerade im Juni 1867, daß ein kaiserliches Decret im Moniteur sprach: Es werde eine zweite Weltausstellung in Paris! Die Pariser waren überrascht, sie dachten an nichts weniger als an industrielle Weltfeste, sie dachten an ganz andere Dinge, die dem großen Manne in den Tuilerien nicht wenige Sorgen machten. Versprechungen mußten einmal gemacht sein und so versprach der Kaiser den Parisern für das Jahr 1867 zwar nicht die Freiheit, die sie meinen, aber die Freiheit, mit den weit von allen Meer- und Landwegen anströmenden Fremden machen zu können, was sie finanziell nur immer wollten. Das war etwas, was sich immerhin hören ließ. Hinter den Tuilerien-Coulissen aber hatte man nebst der Freude der wirksamen Vertröstung der Pariser Kinder auf kommende fette Tage auch noch ein Extra-Vergnügen — man hatte Oesterreich einen kleinen Possen gespielt. In Wien hatten sie zur Zeit nämlich einen —

Gedanken! Die Ausstellungslorbeeren von Paris und London sollten einmal auch für die schöne Donaustadt gepflückt werden. Der Kaiser Franz Joseph interessirte sich dafür, Schmerling und Rechberg interessirten sich dafür, der Gemeinderath der Stadt Wien interessirte sich dafür. Und sie saßen so traulich beisammen und stritten um einen Platz für die vierte Weltausstellung. An's Geld dachten sie Alle nicht, denn zu welcher Zeit hätte das in Oesterreich gefehlt? Es hat schon zu ganz andern Dingen, die das Fiasko mit in die Wiege gelegt bekommen, in Oesterreich an Geld nicht gefehlt und wird wieder nicht fehlen — dachte man mit Recht und strit: nur um den Platz. „Hie Exercierplatz!" schrieen die Einen, „hie Prater!" die Anderen, und als sie sich über den Prater zu einigen angefangen hatten, da lasen sie eines schönen Tages in der ersten Hälfte des Juni des Jahres 1863 die Pariser Depesche, daß es dem „Herrn der Welt" (Graf Bismarck war damals noch nicht Concurrent Napoleons des Dritten) gefallen, die nächste Weltausstellung in Paris bei sich zu Hause abzuhalten. Das arme Oesterreich! Nachdem man ihm erst kürzlich die Lombardei genommen, nahm man ihm nun noch auch seine projectirte Weltausstellung! In den Tuilerien aber rieb man sich die Hände über das gespielte Prävenire. Man begann dort eben schon damals, an den kleinen Mitteln und Zielen Gefallen zu finden, da die großen, um weiter an der Spitze der europäischen und mexicanischen Gesellschaft und Civilisation zu marschiren, gerade zu Ende gegangen waren. Von Mr. Rouher, der damals noch nicht Allgewaltiger von heute, sondern Minister

der Agricultur war und also in seiner bescheidenen Stellung, die mit der „Krönung des Gebäudes" noch nichts zu thun hatte, Zeit und Lust genug haben konnte, die neuen Napoleonischen Gedanken zu hegen und pflegen, von Mr. Rouher kam der erste Rapport und alsbald tauchten auch die ersten Köpfe der Commission auf, die mit der Vollführung des kaiserlichen Gedankens belastet wurden. Wir können es den Männern glauben, es war eine Last und eine solche, die auch kaiserliche Huld und Gnade und schöne Aussichten auf Comthurkreuze der legion d'honneur und dergleichen nicht wesentlich zu erleichtern vermochten.

Schafft Platz und Geld! — hieß die kaiserliche Mahnung. Platz? Es hätte nur eines Winkes an Herrn Haußmann, den Seinepräfecten und Häuserzerstörer von Paris, bedurft, und Platz wäre gewesen, wo immer nur der Kaiser es wünschte; eines Winkes, und ganze Stadtviertel, und wären es selbst die erst von Herrn Haußmann neu errichteten, wären gefallen, um der neuen Weltausstellung Raum zu schaffen. Die Pariser können sich gratuliren, daß der Wink nicht gegeben wurde und daß vor dem Auge des erleuchteten Franzosenkaisers zur rechten Zeit die große Einöde des Marsfeldes mit ihren riesigen, unwirthlichen Flächen aufgestiegen. Der Kaiser rettete, wie schon so oft, wieder einmal den Geist seiner nächsten Umgebung, er hatte wieder einmal Räthe berufen, denen er schließlich den besten Rath geben mußte. Aber Geld zu schaffen, konnte er diesen Räthen nicht erlassen, viel Geld! Die Nivellirung des wüsten Marsfeldes, dessen Gras gut genug war, um von den Rossen der Lanciers gebissen zu werden, auf dessen unebenen Bodenstücken

nöthigenfalls Zuaven exercieren konnten, das aber lange kein Terrain zu dem großartigen Kampfspiele der Civilisation, das der Kaiser daselbst aufführen wollte, bot, die Nivellirung und Cultivirung dieses Marsfeldes mußte allein schon große Summen verschlingen. Und dann sollte Alles den Stempel des Kolossalen haben, die früheren, vorausgegangenen Weltausstellungen sollten der kommenden gegenüber zu kleinlichen Spielereien herabsinken, vor dem Plan schon sollten die Völker des Erdballs ehrfurchtsvoll in die Knie sinken. Dazu gehörten große Summen. Die Weise, wie sie zu beschaffen, machte der Commission große Sorgen. Sie hatte überdies großes Pech. Sie verlor mit der Zeit Herrn Rouher, der das Agricultur-Portefeuille niederlegte, um die Cultur der Deputirtenkammer zu übernehmen, und wirthschaftete dafür Herrn Behic ein und dann verlor sie wieder den Prinzen Napoleon, der wieder einmal in den politischen Schmollwinkel ging — sie verlor also zwei Mal ihren Kopf und bekam endlich definitiv dafür einen Ersatz in der Person eines Kindes, des „Kindes von Frankreich.“ Aber gerade diese Spitze kam der kaiserlichen Commission sehr gelegen. Mit einem solchen Oberhaupte oder besser gesagt Oberhäuptchen konnte man schon eher Dinge versuchen, die sonst nicht gegangen wären. Was konnte von Seiten der öffentlichen Meinung passiren? Höchstens konnte man sagen, Das und Jenes, was die kaiserliche Commission thäte, wäre kindisch! Dafür stand ja auch ein Kind an der Spitze.

Jahre vergingen unter den verschiedensten Hin- und Herberathungen, da endlich kam man zu folgendem Ent-

schlusse: das Geld für den Ausstellungsbau im Wege der Association zu beschaffen. Zwanzig Millionen Francs brauchte man: der Staat und die Stadt Paris sollten zusammen zwölf Millionen hergeben, die übrigen acht Millionen sollten durch speculative Capitalisten, Freunde eines guten Geschäftes, deren sich in Frankreich immer finden, aufgebracht werden. Und da steckt der wunde Fleck des großartigen Unternehmens, an dem von der einen Seite nicht genug zu rühmen, von der anderen Seite nicht genug zu tadeln ist. Zu einer Gabe von zwölf Millionen haben sich Staat und Hauptstadt bequemt und um acht Millionen willen, die man noch brauchte, hat man den ganzen schönen Nimbus der kaiserlichen Idee mit „kaufmännischer Hand" zerstört und eine Societät von Weltausstellungs-Maklern geschaffen, der man sich mit Haut und Haar verschrieben und die nun nach ihren gewiß sehr mercantilisch reellen, aber für eine Weltausstellung gänzlich unpassenden Begriffen in den Palästen auf dem Marsfelde wirthschaftete und jede Zollbreite des Bodens in Geld verwandeln wollte, auf daß nur ja die Weltausstellung von 1867 ein „brillantes Geschäft" werde. Und das um acht Millionen willen! War Herr Haußmann, derselbe Mann, der so genial die künftigen Generationen von Paris, die heute noch gar nicht sind, schon mit erklecklichen Schulden belastet, wirklich in Verlegenheit, wie auch die acht Millionen noch im Namen der Stadt Paris zu verbüchern wären? Unglaublich für den Mann, der von sich sagen kann: „Paris, c'est moi!" Aber die Idee eines „guten Geschäfts" stak in vielen Gliedern, und so kam die Convention zwischen dem Staat,

der Stadt und der Commission, die im Namen einer „Association unter Garantie der Regierung" sprach, die noch gar nicht bestand, am 19. März 1865 zu Stande. Stadt und Staat versprachen zusammen zwölf Millionen, zahlbar in drei Raten (1865 drei Millionen, 1866 sechs Millionen und 1867 wieder drei Millionen), und für die fehlenden acht Millionen wurde die Subscription im April 1865 eröffnet. Da die Regierung auch noch die Garantie übernahm, so war es kein Wunder, daß schon Juni 1865 eine Summe von zehn Millionen zweihundert siebenzigtausend Francs gezeichnet war. Nun war aber auch von dem Augenblick an das Schicksal der Weltausstellung, ein Schicksal, das sie in eine Reihe mit jeder anderen Actienunternehmung stellte, entschieden. Dahin war das welt- und culturhistorische Moment, die Bilanz war die Hauptsache! Verflogen war der Spiritus, das Phlegma d. h. das Geschäft war geblieben! Nun waren die Geldmenschen die Herren des Planes, die Herren des Bodens. Die kaiserliche Commission, Monsieur de Play an der Spitze, wurden nun die noblen Handlanger des Geschäftes.

„Macht, was ihr wollt, aber macht, daß Alles, was ihr macht, Geld, schönes Geld trägt!" sagten die Capitalisten zu der kaiserlichen Commission und seit dem 1. April 1867, seitdem die Napoleonische Idee des „Noch nie Dagewesenen" aller Welt offen stand zur Besichtigung, war es mit jedem Tage deutlicher zu sehen, wie sehr die kaiserliche Commission die Sache der Zehn-Millionen-Menschen zu der ihrigen gemacht hat. Welche Rechte hat man nicht diesen Zehn-Millionen-Männern eingeräumt! Welche Fülle von Monopolen sind ihrethalben

geschaffen worden! Man konnte nicht genug erfinderisch sein nach dieser Richtung hin. Alle möglichen und unmöglichen Rechte wurden von der Commission zu Gunsten des Geschäftes an Meistbietende verschachert. Ein hoher Pachtschilling wurde allen abgefordert, die sich mit Abhilfe der bekannten „dringenden Bedürfnisse" dem Publikum gegenüber zu beschäftigen gedachten, und die Pächter von dem und jenem waren nun gezwungen, sich an den unschuldigen Besuchern der Weltausstellung zu revanchiren. Die Commission wollte Geschäfte machen, die Association wollte Geschäfte machen, die Restaurations-, Café-, Buffet-, Brauereien-Pächter, die sich in der äußersten Gallerie des Ausstellungspalastes zusammengefunden, wollten Geschäfte machen. Und deshalb beschloß man dem Beutel aller armen Menschenkinder, welche die große Idee des Kaisers voll kleiner und großer Wunder zum Marsfeld gezogen, den offenen Krieg zu erklären, man hat sich, wo und wie sie sich auch stellen oder setzen mögen, gegen sie verschworen. Ein großes Netz von Verpachtungen ward, ohne daß es der arme unschuldige Marsfeldbesucher wußte, über seinen Kopf zusammengezogen, man wartete nur, daß er hineingerieth. Sie haben Essen und Trinken verpachtet, gut. Essen und Trinken bezahlen wir überall in Paris theuer, mag es der Weltausstellung zu Ehre noch theurer sein! Sie haben jeden Stuhl, jedes Sitzplätzchen im riesigen Palaste, das den Leser einladen könnte, nach langen Wanderungen Platz zu nehmen, verpachtet, auch gut. Aber sie haben dieses Recht zweimal verschachert, an zwei verschiedene Partheien und das war ganz das Gegentheil von — gut. Ein-

mal hatte die eine Parthei das Recht, ihre Rohrstühle überall hinzustellen, schwarz auf weiß in der Tasche. Und zugleich glaubten die Restaurants und Cafetiers, für das schwere Geld, das sie bezahlten, doch das selbstverständliche Recht, ihren Gästen Stühle unter den Leib zu rücken, so diese etwas draußen vor den Boutiquen zu genießen gedachten, auch zu haben. Sie glaubten, die Armen! dieser Glaube machte sie nicht selig, manchen unter ihnen sogar arm. Der Rohrsesselmann zog seinen Schein aus der Tasche und ging mit ihm zu Gericht. Und er gewann den Prozeß und setzte hierauf seine Stühle vor der Thüre sämmtlicher Ernährungswerkstätten der äußersten Gallerie des Palastes auf dem Marsfelde. Und ruchlos in seinem Geschäfte, wie er war, dieser Rohrsesselmann, forderte er von den Leuten, die mit ihrem Rechte durchgefallen waren, für die Stühle, die sie vor ihre Thüre setzten, einen neuen Pachtschilling ab. Eine wahre Gewaltthat und ein Scandal für die Commission, nicht wahr? Was schadeten sie? Man strich das öffentliche verdammende Urtheil gemüthlich ein, wie etwas, was heutzutage zum modernen Geschäft gehörte. Was machen sich die Geldmenschen des zweiten Kaiserreiches aus solchen Urtheilen! Sie haben weiter das Recht der Publication der Kataloge, die trotz den 6 Franken, die sie gekostet, nicht immer Verläßliches bieten, des Verkaufs von Zeitungen verpachtet, alles gut. Aber sie haben Gewaltmaßregeln ganz anderer Art gegen uns ersonnen; Verrichtungen, die uns Noth thaten, lassen sie uns nur gegen Erlag von fünfzehn und fünfundzwanzig Centimes, je nach dem Grade jener Verrichtungen, thun. Man hatte

seinen Franc Eintrittsgeld erlegt und glaubte nun die Weltausstellung um diesen Preis sehen zu können. Was uns nicht beifällt! Beim „reservirten Garten", in dem man sich einzig und allein nach den Strapazen des Auges ergehen konnte, ohne das und jenes sehen zu müssen, in dem die hübsche Welt sich versammelte und Militärmusik erklang, riefen sie uns schon Halt zu und forderten von uns wieder fünfzig Centimes ab.

Und dann haben die Mexicaner sich im Park einen Tempel gebaut (ich weiß nicht, ob die Kaiserlichen oder die Juaristen), der uns, wenn wir neugierig waren, fünfundzwanzig Centimes Eintrittsgeld kostete. Und man mußte auf alles neugierig sein, konnte man ja sonst nicht sagen, auf dem Marsfelde gewesen zu sein, wenn man nicht Alles gesehen hatte, und gar einiger lumpigen Centimes wegen, nicht wahr? Aber auf zu viele solcher lumpigen Centimes hatten es die Ausstellungs-Schacherer eben abgesehen. Darum haben sie uns auch in Chinas Parkpalästen ein Extraentrée aufvotirt und auf Japans Gebieten wieder. Warum verlangten sie nicht gleich am Eingang von uns zwei oder drei Franken und ließen uns dann ungeschoren, wo wir auch immer hinziehen möchten? Warum simulirten sie uns einen Spottpreis für das Entrée in den Weltpalast vor, um uns nachträglich noch viele andere abzunehmen? Das ist Schwindel zu Deutsch gesagt, und solchen Schwindel haben sie auch sonst noch vielfach hervorgerufen. Da haben sie einem beliebigen Herrn das Recht eingeräumt im Parke der Weltausstellung ein sogenanntes Théâtre international für so und so viel Pachtschilling zu bauen. Und der Mann

baute und baute, bis ein Paar Mauern dastanden, hinter denen weidlich gehämmert, gemalt, gezimmert u. s. w. wurde. Der April war da, die Ausstellung eröffnet, das Theater nicht; der Mai ging ins Land, von Eröffnung des Theaters keine Spur. Das bischen Geld, das der gute Unternehmer hatte, stak in dem Bau, nun konnte er nicht weiter. Der Mann hatte lustig darauf los engagirt, ein Oper-Ballet-Orchesterpersonal; die Leute waren aus allen Weltgegenden zusammengelesen, namentlich Tänzerinnen aller Nationen waren gekommen, Italienerinnen, Wienerinnen, Ungarinnen, Spanierinnen, alle minorum gentium, kleines Kunstgelichter, aber Gage verlangten sie doch, schon weil sie ihnen kontraktlich zugesichert war. Aber Geld vom Herrn Direktor? Er hatte keines mehr, seine internationalen Taschen waren leer. Die Sänger schrieen, die Tänzer schrieen, die Musikanten schrieen, was halfs? Der Herr Direktor klopfte an alle möglichen Thore, es war kein Geld zu bekommen, man traute mit Recht der Lebensfähigkeit der Theateridee nicht. Man wandte sich an den Kaiser, auch der hatte nicht viel Erbarmen, er nahm und zahlte blos eine Loge, das war alles. Indeß war die erste Vorstellung im Théâtre international schon Wochen hindurch immer öffentlich als bevorstehend und zwar „très prochainement“ (nächstens) angekündigt. Endlich Anfangs Juni ging es doch eines Tages los, aber, fragt mich nur nicht wie! Es war ein Fiasko sondergleichen und auf dieses Fiasko folgte schon in wenigen Tagen der — Bankerott. All das engagirte Personal stob unbezahlt auseinander und Akrobaten und maurische Musikbanden trieben in dem inter-

nationalen Theater noch einige Zeit vor leeren Bänken ihr Spiel. Dann ward es endlich ganz ruhig in dieser internationalen Schwindelbude — es war aus für immer. Und dieser schreckliche Bankerott mit der Weltausstellung in Verbindung gebracht, machte sich sehr gut.

Nicht viel reeller stand es um einen andern internationalen Schwindel, den sogenannten „Cercle international", der keine Mitglieder finden konnte, die sich einreden ließen, es sei amüsant, hundert Franken zu zahlen für nichts und wieder nichts, um leere, gähnende Räume und noch gähnendere Beamte, Kellner und Cigarrenverkäufer zu sehen. Wie schön sie sich diesen „Cercle" dachten, die Bauherrn! Sie bauten ein weites Haus, dessen unteres Geschoß aus einem Riesensaal bestand, in dem, wie sie sich einredeten, die Weltausstellungsbesucher von allen Seiten und Enden der Welt ihre Börsengeschäfte machen würden! Eine pyramidal unsinnige Idee, nicht wahr? Aber im Hirne einer Gesellschaft von Geldmenschen noch immer möglich. Der Saal war fertig, die Abonnenten, die da kommen sollten, um hier auf dem Marsfelde zu leben, im Cercle zu essen, zu trinken, zu lesen, zu schlafen und im Credit mobilier zu „machen", wollten sich nicht einstellen, es kamen ihrer blos einige fünfzig und die sollten das schwere Geld, das das Haus und die Einrichtung des Cercle gekostet (250,000 Frc.) hereinbringen! Ein Glück, daß die deutsche Musikkapelle von Strauß und Bilse den Einfall hatte, im Saale des Cercle's ihre Concerte zu geben, sonst hätte dieser Saal nie Lebendige gesehen bei sich. Was die Herren für Gesichter gemacht haben mögen, als sie allmonatlich

ihre Bilanz machten? Auch dieses Unternehmen dürfte also unter der Rubrik: „Weltausstellungsschwindel" zu verzeichnen sein. Und wieder war die Weltausstellung mit ins Mitleid gezogen. Aber, was fragte die Commission danach, ob auch all diese speculativen Herren und Gesellschaften die Garantie boten, daß sie die Idee der Ausstellung nicht compromittiren würden? Sie ließ sich hohen Pacht bezahlen und damit Basta. Die Pachte waren einmal ausbezahlt und es war den Herren der Association, an der Spitze Herr de Play (der ein Weltausstellungs-„Shylok" genannt zu werden verdient), und den mit ihr eng verbundenen Zehn-Millionen-Männern Zweierlei ganz gleichgültig: 1) ob man weltmännisch nobel mit den Ausstellungsbesuchern umgegangen, und 2) wie viele von den auf die Leimruthe der massenhaften Verpachtungen gerathenen Pächter sich ruiniren mochten. Hätten sie danach gefragt, dann hätten sie beispielsweise auch die Pächter der Vestiaires (Garderoben) nicht in so unverantwortlicher Weise um ihr Geld gebracht, wie sie das gethan, sie hätten es vor allem bedacht, daß es Niemanden im Sommer einfallen werde, überflüssiges Gewand mitzunehmen, rein, um es einer Garderobe anzuvertrauen, und wenn sie schon die Nothwendigkeit solcher Institute angenommen, so hätten sie dieselben nicht an Orte verlegen sollen, wo sie Niemand suchte, suchen konnte. Aber sie verpachteten lustig darauf los, und die Garderobenpächter hatten schon in den ersten Wochen die Folgen ihrer Unvorsichtigkeit zu büßen; die Garderoben standen leer, tagaus, tagein. Keinem Sterblichen fiel es ein, ihnen etwas aufzubewahren zu geben, der Rest war — eingehen.

Und das thaten sie auch. Was lag da der kaiserlichen Commission daran? Wenn sie und die Zehnmillionen-Männer bei dem allen nur einen Gewinn von einigen Millionen herausschlagen! Darauf kömmt es an. Schwindel, Knickerei, gemeines, nicht weltmännisches Gebahren! Gewinn! Gewinn! — Das, das allein wird für diese Herren der Triumph der Weltindustrie sein, für sie, die Industriellsten der Weltindustriellen.

Und was taugen sie auch. Was tun sie bei der sogenannten Sommerfrische dann? Wenn sie uns die sogenannten Blumen bei dem nicht nur einen Gewinn von einigen Gulden herausschlagen! Darauf kommt es an. Schminke, Kunstwerk, gemalt, nicht wirklich ... Verdienst! Gewinn! — Das, das allein wird der Sieg ... der Triumph der Wahrhaftigkeit sein, ist ... Inhaltsschriften der Weltanschauung.

II.

Eine Ausstellungsfahrt.

II.

Eine Ausstellungsfahrt.

Wir fahren aufs Marsfeld! Wir fahren — ja, das ist leichter gesagt, als gethan. Wagen genug die stolzen, prunkenden alten Boulevards entlang, aber bekommen muß man einen! Wir stehen an der Ecke der Chaussée d'Antin, lauernd nach einem Gefährte, wie und was immer für eines es auch sei. Aber wo wir immer um uns blicken, sehen wir Concurrenten. Am Marsfelde hängt, nach dem Marsfelde drängt doch Alles; ach, wir Armen! würde Gretchen sagen, wenn sie zur Ausstellung gleich vielen ihrer Landsleute nach Paris gekommen wäre. Wie stolz diese Droschken und Remisewagen an uns vorüberfahren! Und wie selig lächeln die in ihnen Untergebrachten! Sie haben das harte Werk vollbracht, wir haben es noch zu vollbringen. Ruhelos rollt es an uns vorüber, hinauf, hinab — ja, giebt es denn gar keinen leeren Wagen heute in Paris? Da kommt ein geschlossener Einspänner mit unbeflügeltem Trabe heran, seinem Tempo nach ist

er unbesetzt. Wir springen ihm entgegen, zehn Andere thun es mit uns; wir rufen: „Cocher!“ zehn Andere rufen auch noch „Cocher!“ Der Cocher aber lächelt uns alle so impertinent schadenfroh mit der Miene eines Foppers an und zeigt mit der Peitsche nach dem Innern seines Wagens, wo in die Ecke zurückgelehnt ein alter Herr eben eingenickt ist. O, es kommen auch leere Wagen, aber die wollen uns erst recht nicht aufnehmen; sie lassen sich lieber von reichen Engländern und Russen auf den ganzen Tag miethen, das paßt ihnen viel besser. Ich berufe mich auf die vielfachen Erlässe der Pariser Polizei, die anläßlich der Ausstellung erschienen und von denen der letzte jedem offenen Wagen auf der Straße das Halten gebietet, sobald er von irgendwem begehrt wird. Aber ein Pariser Kutscher sein und sich um Kundmachungen der Polizei kümmern — „is nicht!“ wie der Berliner sagt. So ein Kerl läßt sich, wenn du seine Nummer hast, auf der Präfectur abstrafen und den Morgen darauf triffst du ihn leer und er fährt dich wieder nicht.

Die Exposition macht Widerspenstige aus ihnen Allen, es giebt in diesem Ausnahmszustand, in dem sich das Paris der Ausstellung jetzt befindet und dessen ganzer Drakonismus sich gegen die Taschen der Fremden richtet, kein Gesetz für den Cocher und kein Recht für dich. Ja, aber es giebt doch Omnibusse? Freilich giebt es deren und nicht wenige. Da kommt einer dieser Kolosse, mit starken, kräftigen aber unschönen Schimmeln bespannt, daher gerollt. „Porte St. Martin — Exposition“ steht auf seinem breiten Schilde. Das ist gleich der rechte, aber

es steht noch etwas Anderes auf einem kleinen Täfelchen oberhalb des Conducteurplatzes angeschrieben: „complet“, und dieses eine Wort vernichtet Hunderte von Hoffnungen in jeder Viertelstunde. Da kommt ein anderer Omnibus, aber wieder „complet“, und ein dritter abermals mit dem Täfelchen „complet.“ — Wir geben das Warten auf und gehen der Madeleine zu, dort wie am Palais Royal ist ein Specialdienst für die Exposition eingerichtet. Alle fünf Minuten geht ein Wagen, mit 28 Menschen beladen, von hier ab, aber Geduld wird hier wieder mehr von uns verlangt, als wir haben. Wir bekommen eine Nummer, wenn wir sie wünschen, und können, sobald diese Nummer die herrschende wird, den Omnibus besteigen. Aber wann wird diese Nummer die herrschende? Wir haben Nummer 18 und soeben ist erst Nummer 8 in einen Omnibus gestopft worden. Zehn Omnibusse müssen wir an uns vorüberfahren sehen, ehe wir selbst daran kommen. Und da sind wir noch nicht die eigentlichen Spätlinge dieser Omnibusschöpfungen. Und so wie hier, so geht es Tag auf Tag an allen Standplätzen der Expositionsomnibusse, geht es auf dem Bahnhofe St. Lazare, von wo einen der „chemin de fer de Centure“ aufs Marsfeld bringt, geht es am Quai des Pont Royal, von wo alle Viertelstunden ein langweiliges Dampfboot losgelassen wird. Und dabei sind in den Ausstellungstagen noch eine ziemliche Anzahl provisorischer Expositionsfahrer aufgetaucht: Britschken, sehr unbequemer Natur und holperigen Aussehens, Tapezierer- und Möbelwagen, die von den Besitzern rasch mit Sitzen versehen worden sind und mit der großen

Aufschrift „Exposition“, und die nun wohlbepackt aufs Marsfeld kutschiren.

Ist ja die Speculationswuth sogar in die Pariser Milchweiber gefahren. Da sah ich einmal eine von diesen auf ihrem kleinen Wägelchen Morgens durch die Champs Elysés kutschiren. Sie hatte ihre Milch verkauft und da, wo diese gestanden, standen nun vier kleine Rohrstühle ohne Lehne in dem Wägelchen, alle besetzt, und draußen hing ein Täfelchen mit der stolzen Aufschrift „Exposition.“ Mit Milchtöpfen kam die Frau vor einigen Stunden durch die Barriere gefahren, jetzt fährt sie mit Expositionsreisenden, die froh waren, einen Milchwagen besteigen zu können, wieder zurück! Das wird man doch „die Milch speculativer Denkungsart“ nennen dürfen, bei der dieses Milchweib aus Passy aufgewachsen! Aber die Massen von Fremden, die sich in den letzten Monaten in Paris herumgetrieben, können es der Speculationslust der Pariser nur danken, wenn sie aufs Marsfeld gelangt sind.

Da kommt gerade, während wir der Nummer 18 entgegenseufzen, so ein kleiner sechssitziger Omnibus-Freiwilliger sehr unternehmend an uns heran. Er ist leer und winkt allen, die Vertrauen zu ihm haben. Unsere Nummer 18 im Stich lassen und in das Wägelchen springen, ist das Werk eines Augenblicks. Fünf Herren haben das Gleiche gethan; wir sind auch „complet“, man nimmt uns unser Frankenstück ab und fort geht es über den Madeleine-Platz nach dem Platze „de la Concorde“ und weiter, weiter, den langen, langen Weg über die elysäischen Felder der Jenabrücke zu. Nun sehen

wir uns einmal unsere Reisegesellschaft näher an. Es ist nun einmal meine schwache Seite, daß mir Menschen über Dinge gehen, und daß mir sogar Expositions-menschen noch über die Exposition gehen. So oft ich jetzt in Paris einen Omnibus besteige, überkommt mich ein gewisser Drang nach anthropologischen Studien. Ein jeder Pariser Omnibus ist heute an und für sich eine recht ansehnliche Exposition, eine Exposition von Menschen, die man, ganz so wie sie es auf dem Marsfelde gethan, in Gruppen und Classen theilen könnte. So wie ich in einer solchen Exposition sitze, beginne ich meine Studien. Ich habe nämlich den gegründeten Verdacht — und ich lasse mir ihn auch nicht ausreden, so sehr man sich auch Mühe giebt — daß es in Paris derzeit keine Pariser giebt. Wo ich immer stehe, gehe, sitze, kommen mir offene und verkappte Deutsche, Engländer, Amerikaner, Oesterreicher ꝛc. unter die Augen und Ohren. Die Luft der Boulevards ist mit berlinerischen, schwäbischen, sächsischen, wienerischen Accenten geschwängert. Du sitzest an einem der Tischchen vor dem Café riche und rauchst deine Cigarre. Neben dir sitzen zwei Herren an einem zweiten Tischchen und der eine von ihnen hat den „Figaro", der andere die „Gazette des Etrangers" in Händen. Du denkst nichts Schlimmes und bist aufgelegt, die beiden Herren für Kernfranzosen zu halten, denn sie trinken Absynth trotz einem Franzosen und schauen bei den vorüberwandelnden Damen zwar nicht auf Herzen und Nieren, aber auf den Fuß, auch wie ein Franzos. Nun willst du auch den „Figaro" und sagst zu einem der Herren verbindlich lächelnd: „Monsieur, après vous!"

Es dauert nicht lange und er reicht dir mit der Phrase: „voilà, Monsieur“ den „Figaro.“ Also richtig, es sind Franzosen! Man hat sich einmal nicht getäuscht, es giebt doch noch Pariser in Paris. Da stehen die beiden Herren auf und was hörst du? Der Eine von ihnen sagt: „Hören Sie 'mal, Ausstellung diese macht mich zu doll, fahren wir heute nach ‚Versailch‘!“ und der Andere ruft darauf: „Garçong!“ — — „Doll“, „Versailch“ und „Garçong“ — du fällst aus dem siebenten französischen Himmel zurück in den vierten preußischen. Geh nur ein paar Schritte weiter und eine Sündfluth süddeutschen Dialekts schlägt sich über dir zusammen. „Wolln mer in den Louvre gehe, müsse mer uns spute. Es ischt sonscht zu spät“, hörst du rechts von dir; links schmunzelt ein wohllebiger anderer deutscher Mund in anderer Art und sagt: „Auf'n Dreher sein Bier loß ich net schimpfen, des is Eisen!“ Und noch ein anderer und noch weniger rein deutscher Mund sagt gar neben dir: „Red' nix, Pereles!“ Und dabei soll man nicht allen Glauben verlieren, daß es noch Pariser in Paris giebt? Ich habe ihn verloren und ich kann nun, so oft ich unter Expositionsmenschen bin, den Verdacht nicht lassen, es seien Alles, nur keine Franzosen unter ihnen.

Man mußte in dem Paris der Ausstellung immer gefaßt sein, mit den seltsamsten Racen zu verkehren, heute mit Hinterwäldlern, Antipoden, Indianerhäuptlingen, morgen mit Hottentoten und andern wildfremden Menschen; man stand mit Siamesen im Hotel auf, aß mit Menschenfressern an der Table d'hote im Hotel und legte sich mit einem der Vettern des Königs der Sandwichsinseln

schlafen. So brachte man in Paris international den Tag durch. Aber nur mit jenem Gefühl des Gefaßtseins, das ich überall, wo ich in Paris hinging, mitzunehmen gewohnt war, ersparte ich mir in jener Zeit seltensten Menschenumgangs jedwede Seelenbeklemmung. Ich war stets gefaßt selbst darauf, daß mich einmal im Omnibus ein Häuptling irgend einer oceanischen Insel auf einer Fahrt in den Expositionspalast fragt, wann ich morgen zu Hause sei und ob er sich die Freiheit nehmen dürfe, mich verspeisen zu dürfen. In dieser Fassung besteige ich nun auch den Wagen, der mich nebst fünf anderen Herren aufs Marsfeld bringen soll. Ein Blick genügt und ich ersehe, daß ich die ersehnte Häuptlingsbekanntschaft für heute noch nicht machen kann. Einer von den fünf Herren ißt, wie ich sehe, lieber Chocolade von Menier als Menschen, wofür ich ihm sehr dankbar bin, die andern vier essen gegenwärtig gar nicht. Der Chocoladenesser ist der richtige Expositionsreisende, wie er im Buche steht oder einst stehen wird. Er hat alle Taschen voll von Annoncen, die ihm Leute auf der Straße zugesteckt und die er bereitwilligst alle in Empfang genommen, darunter: Speisezettel, billige Restaurants, Anpreisungen von „Cabinets inodores", von Schneidern, die halb umsonst arbeiten ꝛc. Der Mann steckt Alles oder doch wenigstens Vieles ein — das muß ein Deutscher sein, denk ich mir, und gedacht und angesprochen war Eins. Ich irrte mich nicht. Er kommt aus einem kleinen rheinischen Städtchen mit dem Acht-Thaler-Kölner-Zug, hat Frau und drei Töchter, denen er Alles zu erzählen versprochen, ist von Paris entzückt, von der Ausstellung

noch mehr und möchte nur noch „den Napoleon" sehen. Das erfuhr ich in circa fünf Minuten, in der sechsten betrachtete er mich schon als seinen Freund und bot sich mir an, die Krupp'sche Kanone, die er immer nur gern „unsere Kanone" titulirte, näher zu erklären.

Als fühle er, seine Höflichkeit, die er mich so sehr fühlen ließ, motiviren zu müssen, sagte er mir: „Gott man muß sich hier zusammennehmen, denn was sind die, Franzosen für höfliche Leut'!" Es gelang mir nach längerem höflichen Bemühen, den Landsmann zum Rückzug auf sich selbst zu bewegen. Ich will ja noch zu meinen andern Reisegenossen schauen. Zwei davon sind in einem recht nachdrücklichen Gespräche in einer Sprache, die mir sehr fremd. Ich weiß nur, daß der Dialog etwas wie Reitergefecht an sich hatte. Da hört man Schwerter klirren, Hufe stampfen, Waffen rasseln, es ist etwas urwüchsig Lärmendes in dieser Sprache der beiden Männer, was sprechen sie nur für eine? Ich zerbreche mir den Kopf, ich frage den deutschen höflichen Mann, er zuckt die Achseln und spricht die höfliche Vermuthung aus, es würden Tataren sein. Diese Vermuthung bricht einen Augenblick lang das Gerassel der Sprache der fremdartigen Herren und einer von ihnen sagt zu unserem nicht geringen Erstaunen zu meinem Nebenmanne im Omnibus: „Belieben zu entschuldigen, wir sind Ungarn und nicht Tataren; belieben Deutscher zu sein?" Und das sagte er in jener Gesangsfärbung, die das Deutsche im Munde eines Ungarn so komisch macht. Richtig, Baratom-Nachbar war ein Magyare. Warum habe ich ihm nicht auf die hohen Stiefeln gesehen und auf den altverfassungs-

mäßig aufgewichsten „Schnauzbart", da hätte ich es gleich merken können.

Und wer war es noch obendrein, wie ich später hörte? Der Glockenmacher aus Pest, eine komische Figur des Marsfeldes. Der Mann hatte einmal der ganzen kaiserlich österreichischen Abtheilungscommission nicht geringen Schrecken verursacht. Er hatte zwei Tage gefehlt und seine großen Glocken auf dem Marsfelde standen ungeläutet. Wo mochte der Glockengießer von Pest hingerathen sein? Man fing bereits an, sonderbare Vermuthungen zu hegen, da war er endlich nach drei Tagen wieder da und erzählte, wo er durch zwei Tage gewesen. Er war am 7. Mai vom Ausstellungsgebäude Abends von dem Wege in seine Wohnung, welche ungefähr zwei Stunden vom Marsfelde entfernt war, ein wenig abgewichen und war kreuz und quer in und um Paris irre gezogen, des Französischen gar nicht, des Deutschen nur schlecht mächtig und blos im Besitze der ungarischen Sprache, die man in und um Paris leider noch nirgend spricht. So geschah es, daß er am 8. Mai Abends in seiner Wohnung ankam, um sie am 9. Morgens wieder zu verlassen und wieder aufs Marsfeld zu wandern. Da kam er wieder auf die falsche Fährte des verflossenen Tages, irrte wieder umher und gelangte erst spät Abends aufs Marsfeld, wo er das Ausstellungshaus bereits geschlossen fand. Nun nahm er sich endlich doch einen Wagen und fuhr wieder nach Hause, mit dem festen Vorsatze, nicht mehr auf's Marsfeld per pedes apostolorum gelangen zu wollen. Der Mann war zwei Tage auf dem Wege von Paris auf's Marsfeld — kann man

sich der Exposition zu Liebe mehr exponiren? Und er erzählte das selbst in schlechtem Deutsch, aber mit gutem Humor, der Glockengießer von Pest! Er schien mich übrigens mit größerem Vertrauen zu beehren, als er sonst auszugeben gewöhnt war, er legte mir, als ich ihm auf Verlangen meinen Namen nannte, seine großen schweren Glocken ans Herz. Mein Name! Was er mir für Freuden bereitet! Kaum nenne ich ihn, da biegt sich der vierte Omnibusgenosse aus der Wagenecke hervor, reicht mir die Hand und — fängt auch an, Deutsch zu sprechen! „Freut mich, Herr, kennen zu lernen Landsmann meiniges! Bin ich ehrlicher Deutscher, Trumpetenmacher aus Königgrätz und bitt ich Ihnen sehr, Trumpeten meinige wie Trumpeten Ihrige zu betrachten." — —

Und der Mann sprach das Deutsche ganz so verschnürt, wie er den deutschen Rock auf czechisch verschnürt trug. Hat nicht auch der Posaunenfabrikant von Jericho ausgestellt und ist er nicht auch im Omnibus und fängt mit mir plötzlich an Deutsch zu reden? Es sollte mich nicht wundern. Es giebt ja gar keine Franzosen in Paris! Da, mein fünfter Omnibusgenosse ist wenigstens ein Türke. Das ist doch etwas Fremdes! Ich bitte ihn um Feuer von seiner Cigarette für die meinige, er giebt es mir freundlich und ich knüpfe ein Gespräch mit ihm an. Er spricht vortrefflich Französisch, ist ein eleganter Bursche, wie man sie unter den Türken sonst gar nicht findet, trägt den Fez mit Grazie, kurz, er hat nichts vom „kranken" Mann. Ich freue mich über die orientalische Bekanntschaft, wir steigen an der Porte Jena des Ausstellungspalastes ab, wir gehen gemeinschaftlich

hinein, ich meinen Frank erlegend, er seine Photographie vorzeigend. Ich frage ihn, in welcher Gruppe er ausgestellt hat. „In der sechsten," sagte er, „aber ich bin ausgestellt, ich habe nicht ausgestellt. Ich bin Garçon im türkischen Café." — — Ein türkischer Garçon! Wie interessant! „Sie sind", frage ich ihn zum Abschied, „aus Stambul selbst?" — „O nein," sagt er lachend, „ich bin aus Grenelles". — Und fort ist er. Aus Grenelles? Ein Türke aus einer Pariser Vorstadt! Abscheulich. Und der Kerl macht gar kein Hehl aus seiner Pariser Abstammung. Da haben Sie es. Ich suche und suche, endlich, nach langem Suchen, finde ich wirklich einen Pariser und der ist, wie sich herausstellt, während der Exposition — als Türke engagirt. Und jetzt sage mir noch Jemand, es hätte Pariser in dem Paris der Ausstellung gegeben!

hinein: ich meinem Frack erlegend, es seine Photographie vorzulegen. Ich frage ihn, in welcher Gruppe er ausgestellt hat. „In der sechsten," sagte er, „aber ich bin ausgestellt, ich habe nicht ausgestellt. Ich bin Garçon im türkischen Café." — — Ein türkischer Garçon! Wie interessant! „Sie sind", frage ich ihn zum Abschied, „aus Stambul gebürtig?" — „O nein," sagt er lachend, „ich bin aus Grenelle". — Und fort ist er. Aus Grenelle? Ein Türke aus einer Pariser Vorstadt! Abscheulich. Und der Kerl macht gar kein Hehl aus seiner Pariser Abstammung. Da haben Sie es. Ich suche und suche, endlich, nach langem Suchen, finde ich wirklich einen Pariser und der ist, wie sich herausstellt, während der Exposition — als Türke engagirt. Und jetzt sage mir noch Jemand, es hätte Pariser in den Bauten der Ausstellung gegeben!

III.

Im grossen Vestibule.

Durch die Porte Jena. — Der Pavillon des Kaisers. — Ein Bijou. — Der Höllenbreughel vor dem Ausstellungspalast. — Das germanisirende Bier. — „Choppe“, „Bock“ und „Mass“. — Gallerie der Esser und Trinker. — Der große Vestibule. — Das Vorzimmer der Ausstellung. — Die Initialen des Ausstellungsprachtwerkes. — Verderbliches für Frauen. — Der „Code de la Mode“. — Vereinsamte Bücher. — Japanesische Bewunderung. — Die Europa- Asien- Afrika- Amerika- und Australien-Müden. — Ausstellungsfäuglinge. — Die Milch internationaler Denkungsart.

III

Am grossen Weltfeste

Durch die Porte Jena. — Der Garten des Kaisers. — [illegible]. — Der [illegible] vor dem [illegible]. — Das [illegible]. — „[illegible]", „Bock" und „Mass". — [illegible] der Welt und [illegible]. — Der grosse [illegible]. — Das [illegible] der Ausstellung. — Die [illegible] des [illegible], — [illegible] der Frauen. — Der „Code de la Mode". — [illegible]. — [illegible]. — Die [illegible]. — [illegible]. — [illegible]. — [illegible]. — Die [illegible] [illegible].

III.

Im großen Vestibule.

Ich will die Leser nun nicht länger draußen stehen lassen vor dem Allerheiligsten der Weltindustrie. Mit einer Schaar anderer Herren, Frauen und Mädchen „aus der Fremde", die zu Wagen, per Eisenbahn, Dampfer oder auch zu Fuß an eines der Hauptthore des Ausstellungspalastes, die Porte Jena, auch „Porte d'honneur" genannt, gekommen, drängen wir durch die „Tourniquettes", diese massiven, modernen Controleure der Entréegelder, in die lange, herrliche Avenue. Wie sie sich da stolz hinabzieht, überdeckt von einer Flucht grüner, mit goldenen Sternchen besäter Baldachine, die von mächtig aufstrebenden, die Banner aller Nationen der Welt hoch erhebenden Fahnenstangen getragen werden, ist diese Avenue in der That ein Weg für Kaiser und Könige. Würdig wird das Auge vorbereitet für die Fülle von Größe, Schönheit, Pracht, die seiner im Bannkreise des ganzen Marsfeldes harrt. Die ganze Reihe von Balda-

chinen, die sich so hinab zieht, bietet einen hübschen Blick, namentlich im hellen Schimmer der Mittagssonne. Zwei riesige Fontainen, beide reich an plastischen Gruppen, erregen gleich beim Eintritt die Aufmerksamkeit. Und rechts streifen wir im Weiterwandeln mit dem Auge das gestaltenreiche Bild des Parkes, da die gothische Kirche mit ihren Spitzbögen, dort, die Kirche hoch überragend, den Koloß vom französischen Leuchtthurme, der mit seiner ungefügigen Masse schwer in die Lüfte hineinragt. Wie er da vor einem steht auf einem künstlich in die Seine gebauten Felsblock, in der Ansehnlichkeit seiner vierzehn Stockwerke, fällt es einem ein, daß es da oben noch etwas schwindliger sein mag, als auf dem Throne Frankreichs! Wer so hoch und erhaben über allen Leidenschaften und Parteiungen stehen könnte! Komisch macht sich nur das Mißverhältniß zwischen diesem Koloß und dem kleinen Wässerlein, in dem es steht. Freilich, das Weltmeer hat die französische Commission nicht in den Ausstellungspark hineinleiten können. Da hat die „Photosculpture de France" sich ein niedliches Atelier gebaut und es mit allerhand Holzschnickschnack ausgestattet, da steht vor Allem sehenswerth — der Pavillon des Kaisers, ein feinäderiger Kuppelbau mit umlaufender Estrade und niedlichen, kleinen, aus feinem Stein gehauenen Treppen, in der That, von innen und außen höchst geschmackvoll, aber auch ein wenig raffinirt französisch. Maler, Tapezier und Bildhauer haben da kunstvoll zusammengewirkt, ein kleines Zauberpaläſtchen für den Kaiser herzustellen. Im vollendeten, modernen Style ist namentlich Alles, was Außenwerk an dem Pavillon ist, gearbeitet; originell die kleine Treppe

der Fronte mit den gußeisernen, feinziselirten Standarten, die oben den französischen Adler tragen, und je zwei immer durch ein großes Schild mit einander verbunden sind. Am Fuße der Treppe wacht wiederum auf jeder Seite der französische Adler, diesmal in kolossaler Erzgestaltung, ich glaube sogar in für die kleine Treppe viel zu kolossaler Gestaltung. Vor einem kaiserlichen Kriegslagerzelt müßten sich diese großen Thiere bei der grimmigen Miene, die sie annehmen, weit besser machen, als vor dem friedlichen Gartenpavillon da. Und dort hätte auch die herausfordernde Stellung, die diese beiden französischen Adler auf einer großen zum Piedestal dienenden Kugel einnehmen (die Kugel soll wohl die Weltherrschaft symbolisiren?), eine andere Bedeutung. Im Innern des Pavillons herrscht in der Dekoration, in dem Schmuck des Bodens, Plafonds und Wände echt kaiserliche Pracht. Es sind bloß 3 Gemächer, die man für kaiserliche Niederlassung im Park geschaffen, einen Salon und zwei Seitenappartements, aber wie hat es der Verein von französischen Architekten, Industriellen, Bildhauern, die dieses Bijou von Pavillon sich zur gemeinschaftlichen Ehrensache gemacht, verstanden, über den so kleinen Raum alle Ausstattungsherrlichkeiten, auf die gewohntermaßen die Majestät Anspruch machen kann und deren der prunkliebende dritte Napoleon nicht gerne entbehrt, auszugießen! Gold, Silber, Damast und die feinsten indischen Stoffe, reiche Marmor- und Bronze-Verzierungen, farbenüppige, orientalisch geschwellte Divane, Gobelins, Severs — wer will da alles aufzählen, was ein guter Geschmack und glänzender Dekorationssinn hier zusammengetragen

zur Ehre der kaiserlichen Majestät auf dem Marsfelde! Weitaus am pompösesten präsentirt sich der mittlere Salon, dem zur Seite zwei kleine Boudoirs einen augenberauschenden Reichthum an Farben und Stoffen entwickeln. Draußen nennen marmorne Gedenktafeln der Welt die Namen der Künstler, Dekorateure, Luxustischler u. s. w., die die Zauberer dieses Pavillons genannt werden. — Je näher wir nun dem Ausstellungspalaste selbst kommen, desto mehr häuft sich für's Ohr der Breughel (ich will nicht sagen, „Höllenbreughel"), der ihm von allen Seiten entgegenkommt. Und wahrlich, ganz im Geiste eines Weltausstellungslärms beginnen schon die kleinen Industriellen, die sich vor dem Thore der großen Industrie herumtummeln, ihre Attaque auf uns. Es giebt nichts, was sie nicht für uns vorräthig hätten, diese armen, industriellen Fliegenschwärme der Exposition, eben so arm und lästig wie diese, sehr, sehr arm. Sie vertreten uns den Weg mit ihren Uhren, Ketten, Fächern, Lorgnons, Stereoskopen, Plänen, Alles — „de l'exposition." Es giebt keinen Artikel, den sie nicht mit der Ausstellung in Verbindung brächten, ihre Fächer sind „Ausstellungsfächer", ihre nichtsnutzigen Uhren und Uhrenketten sind „Ausstellungsuhren" und „Ausstellungsketten", ihre Nadelbüchschen sind „Ausstellungsnadelbüchschen" und sogar ihre Zündhölzchen rufen sie dir aus als „les alumettes de l'exposition", obschon es dieselben großen Schwefelpfähle sind, die man in Paris schon zu ausstellungslosen Zeiten für Zündhölzchen ausgab. Und man bilde sich ja nicht ein, unser stummes, dankendes Kopfnicken nütze etwas, der Bursche hat bald heraus, was

man für ein Landsmann ist, und er läuft uns nach und beginnt seine Attaque in deutscher Sprache.

Einige deutsche Worte, die genügen, den Standpunkt klar zu machen, hatte ja zur Ausstellungszeit in Paris fast jeder der kleinen und großen Beutelspeculanten im Vorrath. Man wird staunen, wie viel nach der Weltausstellung in Paris von deutscher Sprache zurückgeblieben sein wird! Die Ausstellung hätte, sollte man meinen, wenn sie ein Jahr gedauert hätte, ganz Paris germanisirt. Wenn der Pariser von heute Geld verdienen kann, thut er ja Alles, warum nicht auch ein wenig Deutsch lernen? Mit dem Bier ist das Germanisirungswerk längst begonnen worden. Wir haben es dahin gebracht, daß der Pariser, trotz dem Wörterbuche der französischen Akademie, den deutschen Schoppen in seinen Sprachschatz als „choppe" aufgenommen, er hat vom „Bock" längst Gebrauch gemacht und Dank dem Wiener Dreher ist jetzt auch das Wort „Maß" adoptirt und man kann jetzt die Pariser schon „une Mas" Bier trinken sehen, auch deux und trois Mas, je nachdem sie eben deutschen Durst haben. — Den Lärm, den diese kleinen Beutelspeculanten begonnen, setzen auf unserem Wege Zeitungs-, Bücher-, Katalog- und Guiden-Verkäufer wacker fort. „Le Figaro"! „la liberté"! „la patrie de soir"! „la petite Presse" u. a. werden uns angelegentlichst empfohlen. Männer in Leinwandkitteln, farbige Kappen auf dem Haupte, welche die Aufschrift tragen: „fauteuils roulants", fahren uns ihre Rollstühle vor die Nase, mit der Einladung, darinnen Platz zu nehmen. Dergleichen fahrende Schüler und Schülerinnen der Weltausstellung giebt es nicht wenige;

es sind freilich meist beleibte, übersolid gebaute Gäste des Marsfeldes, deren Geduld und Athem zu kurz sind, um gleich uns stehenden und gehenden Fußes ausharren zu können in dem Welten- und Menschengewühle. Und es ist keine Kleinigkeit, dieses Ausharren! Bedenke man doch, Hundert- und einige Tausende von Menschen sind mit uns zugleich auf dem Marsfelde, und sind auch Palais und Park groß genug, um uns diese Zahl nicht zu sehr verspüren zu lassen, es ist und bleibt doch ein ruheloses Durcheinander von Köpfen und Beinen, in dem man Stand halten muß. In der äußersten der sieben Gallerien, die den Ausstellungspalast bekanntlich bilden, in der Gallerie der Restaurants, Cafés, Wein- und Schnaps-Händler, der Tabakkrämer, Glaciers, Patissières, Lese- und Schreibesalons 2c. 2c., in diesem interessanten Ensemble von dem, was die ganze Welt ißt und trinkt, was die ganze Welt genießt, ist das Treiben, Schieben und Geschobenwerden zu jeder Tageszeit geradezu schwindelerregend.

Mit Mühe kömmt man längs der Zeile von Ausstellungsessern und Trinkern, die da an kleinen Tischen ihres Bieres, ihres „Pale Ale", ihres „Shery Gobler", oder ihrer Chocolade oder ihres „Sec" sich freuen, weiter. Wir lassen uns, von dem schönen Durst, der die Bewohner verschiedener Himmelsstriche hier so friedlich und zu gemeinschaftlicher ersprießlicher Thätigkeit eint, wohlgefällig Notiz nehmend, sanft wieder der großen, schönen Halle zuschieben, die man den großen Vestibule des Palastes zu nennen pflegt. Das ist gleichsam die riesige Antichambre der Weltausstellung, deren Wartesalon, könnte

man noch besser sagen, denn der Vestibule hat wirklich etwas von dem Wartesaal eines riesigen Eisenbahnhofes. Rechts und links von da beginnen die Kreisläufe der Weltindustrie. Hier läuft zu allererst die Gallerie der Maschinen in weiter, mächtiger, bogenförmiger Ausdehnung, den höchsten und größten Raum für all' die schnurrenden, sausenden, brausenden, rasselnden, stoßenden, schlagenden, kleinen und großen Herren und Gebieter moderner Arbeit, diese absoluten Verdränger der menschlichen Hand, in Anspruch nehmend. Welch' ein formloses Geheul der tausend geheimen Kräfte, die in den Elementen sitzen, welches vielstimmige Getöse, von Kolossen ausgehend, die Engel und Teufel, Menschenbeglücker und Vernichter zugleich sein können! Und es ist gerade Mittag, wo sie alle zugleich arbeiten, diese Enakskinder der Industrie, wo all' ihre Riesenleiber zugleich auf- und niederstreben, selbst bis zum Höhepunkt erhitzt und zugleich ein Bild erhitzter Menschenthätigkeit, ein Bild ruheloser Cultur, prometheusartigen Strebens und Jagens. Wenn diese Galleriewände Ohren haben, dann wehe ihnen, denn sie sind verdammt, anzuhören, wie hier in Tausenden feuriger Zungen und Tausenden von Arten der Zeitgeist vom Morgen bis zum Abend sein eigenes Lob predigt.

Im Vestibule selbst sprechen Frankreich und England ihre ersten industriellen Machtworte aus, hier haben sich nur maßgebende große Firmen französischen und englischen Namens niedergelassen. Was wir hier sehen, sind gleichsam die schönen, malerisch angeordneten und prächtig gezeichneten, reich verzierten Initialen des großen Prachtwerkes, das vor uns, einem Bilderbuch der Erde gleich,

zu beiden Seiten ausgebreitet liegt. Auf französischer Seite bilden die ersten Modisten des zweiten Kaiserreiches, Deplaigne, die Louvregesellschaft, die Compagnie Lyonnaise, einige Luxusmöbelfabrikanten und die Verlagsbuchhändler, Hachette und Marne diese glänzenden Initialen. Was sie geben, ist nur ein Extract gleichsam jener Industrie, die sie vertreten, aber welch ein Extract! Fragt nur die jüngeren und älteren Damen, die da vor den Schaukästen der ersten Modisten sich ansammeln und mit einer Zähigkeit vor ihnen ausharren, als gäbe es nichts auf der Welt Sehenswerthes mehr als Seide, Sammet und Goldbrokate, und ihr werdet eine Sprache vernehmen, aus der eitel heißes Sehnen nach diesen Dingen spricht, die so unschuldig unter Glas stehen und doch vielleicht das verderblichste Zeug, d. h. frauenverderblichste Zeug der Erde sind. Seht nur, wie ihre Augen an diesen reichen, schönen Stoffen hängen, wie sie alle die körperlosen Taillen der buntfarbigen Seiden- und Sammetroben mit ihrem eigenen Fleisch und Blut im Gedanken ausfüllen, und Farbe für Farbe mit dem eigenen Geschmack, dem eigenen Teint, der eigenen Haarfarbe vergleichen! Wie süß solche Toilettenträume sein mögen, das wissen die geehrten Leserinnen besser als ich. Nur wenige von den Ausstellungsbesucherinnen raffen sich rasch genug aus diesen üppigen Phantasien auf und stecken als Erinnerung eine von den Massen Adreßkarten der Firmen, die zu freiem Gebrauche herumhängen, ein. Wohl ihnen, wenn sie Geld genug haben, ihren Traum zu verwirklichen! Aber eines muß ich zur Entschuldigung der Frauen aller Welt, die da vor den Schaukästen der

Lyoner Compagnie und der andern Fabrikanten staunend stehen bleiben, denn doch sagen: es geschieht viel, um sie zu reizen, viel zu viel. Giebt ja Deplaigne sogar jeder Dame auch noch einen „Code de la Mode“ mit nach Hause! Und wahrlich, theure Roben entbehren zu lernen, stellt dieser „Code Deplaigne“ gewiß nicht als §. 1. seines Gesetzbüchleins auf. Und nun, denke man sich, kommen diese Frauen aus der Weltausstellung wieder in ihr liebes französisches, englisches, deutsches, russisches oder auch türkisches Nest zurück und wollen dann den honorablen Mann zur Heilighaltung dieses „Code de la Mode“ anhalten. Sind das nicht Feuerbrände für toiletten-empfindsame Gemüther, welche da in alle Welt hinaus-geschleudert werden?

Wie weit weniger corrumpirend wirkten dagegen die schöngebundenen Bücher von Hachette und Marne, die in schönen, eleganten Auslagskästen ruhend nebenan paradiren, auf die Ausstellungsmassen! So oft ich mir auch das Vergnügen gegönnt, diese französischen Verlags-werke zu mustern, ich blieb ungestört, nicht eine Seele gesellte sich zu mir hin, um mit Theil zu haben an diesen eigenartigen Werken französischen Geschmacks. Mich er-faßte darum ein Staunen sonder Gleichen, als ich eines Tages vor diesen eleganten Bücherauslagen des Vestibules ein immer anwachsendes Menschengedränge sah. Ich traute meinen Augen nicht und doch standen wirklich Männer, Frauen, Mädchen, und elegante waren unter ihnen, um Hachette's Bücher geschaart, aber sie standen da, nicht um die Bücher zu sehen, die französische Clas-siker und Romantiker geschrieben, sondern um den —

jungen Bruder des Taikuns, des japanesischen Herrschers, zu begucken. Der stand da und igaffte die prächtigen Einbände alle nach einander an, öffnete die großen und kleinen Bücher, befühlte den Druck, die Buchstaben und frug, wenn ihm ein oder der andere Buchstabe gar so possierlich vorkam, seinen Interpreten und Dolmetsch nach seinem Namen, etwas, was ihn dann immer in große Heiterkeit versetzte, bei welcher Gelegenheit der rabenschwarze Zopf hinten auf seinem Rücken ganz ergötzlich hin und her baumelte.

Bald hat aber auch das japanesische Prinzlein die rothen und schwarzen Einbände, die Maronan und Saffran und all die Buchstaben, die ihm so putzig vorkommen, satt und zieht von dannen, dann wird der Platz bei dem Buchhändler Marne wieder leer und die französischen Classiker haben wieder Zeit und Gelegenheit, sich in das Stillleben ihrer rothsaffranen Einbände zurückzuziehen. Der Schwarm ist dem kleinen „Kind der Sonne" nachgeflogen, das so oft und wo es auch auf dem Marsfelde erscheint, der Gaffer genug an seinem schwarzen Zopfe nachzieht. Im Grande Vestibule ist es darum nicht minder lebendig. Durch das kolossale Antichambre der Welt ziehen unaufhörlich Besucher in großen Zügen, hinauf, hinab. Links wandern Schaaren von Männern und Weibern aus nach England und seinen Colonien, nach China, Japan, den Polargegenden, dem Orient, Australien, rechts ziehen andere Schaaren zu den französischen Herrlichkeiten, zu den vielbewunderten Bronzen von Barbedienne, Paillard, Viot die Einen, zu den Modebildern der französischen Kunst die Anderen, zu den Kostbarkeiten der

Juwelenhalle die Dritten; und wieder Andere zieht es nach Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Spanien, Rußland. Und da giebt es auch solche die gar nicht mehr wandern, sondern hier im großen Vestibule von den Strapazen ihrer kleinen und großen Reisen in allen Welttheilen des Marsfeldes ausruhen wollen. Das sind die Europa- oder Afrika- oder Asien-, Amerika- und Australien-Müden der Weltausstellung. Auf ihren Rohrsesseln, die sie sich à 10 Centimes gemiethet, sitzen sie da in langen Reihen die Männlein und Weibleins und gönnen den müden Gliedern, die sie sich bei Deutschen, Spaniern, Russen, Hottentotten müde gehetzt, wohlthuende Rast. Wohl denen, die einen jener großen und weich gepolsterten Freiplätze, deren einige in der Mitte des Vestibules angebracht waren, errungen! Welch große Aspirantenzahl zählen aber nicht immer diese größeren, viele Müde auf einmal fassenden Rundpolster, die einem jeden, so er nur daran kam, eine Gratisruhe gewähren. Schwer gelangt man zu ihnen, wenn man anders das Alter auch in seinem Ausstellungsschläfchen ehren will. Und dieses Schläfchen erweitert sich nicht selten zu einem Schlafe, der den respektiven Genießenden gewiß sehr erquickt, aber die vielen Concurrenten, die da nach dem schönen Platz hinschielen, langweilt. Und wer nicht das schlafende Alter zu ehren hat, der muß hier wieder die schlummernde Kindheit in verschiedenen Exemplaren respektiren, denn ein Heer von — Ammen hat sich da niedergelassen mit den seiner Nährung anvertrauten Bälgern und läßt nicht sobald von seinem guten Platze. Wie

eifrig diese Kleinen mit der „Muttermilch“ schon die großen Culturideen der Weltausstellung einsaugen! Das müssen einst große Industrielle werden, all diese Kinder von Frankreich, die wir hier im großen Vestibule des Marsfeldes nähren sehen, und die „Milch internationaler Denkungsart“ wird hoffentlich an ihnen nicht verschwendet sein!

IV.

In der Rue Russie.

IV.

In der Rue Russie.

Rue Russie! Das erinnert ja an die Straße einer Stadt? Nun diese 145,000 M. Raumes, auf denen die Riesenstätte menschlicher Arbeit errichtet worden, repräsentirten eine ganze, große Stadt, und diese Stadt hatte ihre Gärten, Teiche, Salons, Theater, Cafés, Restaurants, Klubs u. s. w. u. s. w., und so hatte sie auch ihre Straßennetze, in denen sich die Arbeit verschiedener Welten und Nationen festgesetzt. Diese Stadt der Weltindustrie, die man sonst das „Ausstellungspalais" zu nennen beliebt, hatte ihre „Rue de France", „Rue Belgique", „Rue de Flandre", „Rue d'Alsace", „Rue des Indes", „Rue d'Afrique", „Rue de Prusse", „Rue d'Autriche" u. s. w. Es waren dies jene Theile, die das Oval des Palastes durchschneiden und zur kleinen Elipse, die der Jardin central bildet, in gerader Linie ausliefen. Eine dieser Straßen ist die Rue Russie; sie schied die russische Ausstellungsabtheilung von der italienischen; durchschritt

man sie, so eröffnete sich einem der Blick wie in zwei verschiedene Welten. Auf der einen Seite war klassischer, auf der andern, wenn auch nicht gerade barbarischer, so doch nichts weniger als klassischer Boden. Warum man nicht diese Rue nach jenem Volke benannte, das an den Reizen der Ansicht, die sie bietet, den größeren, ja den eigentlichen Antheil hat? Wer das wüßte! Die Kommission neigte sich mehr dem Kaiserthum Rußland, als dem Königreich Italien zu, es imponirte ihr mehr. Es geschah und du sollst als Fremdling nicht fragen, warum es geschah! Entschlagen wir uns somit unserer italienischen Bedenken und sehen wir uns die Rue Russie näher an.

Sie war meines Erachtens die interessanteste Rue dieser mächtigen Ausstellungsstadt. Und was sie so interessant machte, das sind die Gegensätze, die sie zeigt, Gegensätze die das ganze Bild, das die Rue Russie bietet, zu einem der wenigen wirklich originellen der Weltausstellung von 1867 gemacht haben. Diese Gegensätze gehen sogar von der geistigen Bedeutung bis zur rein gegenständlichen herab. Nüchternheit und Poesie, Juchten und kararischer Marmor, feiner Kunstgeschmack und ein gewisser derber Naturalismus stehen sich gleichsam in der Rue Russie gegenüber, aber merkwürdigerweise nicht feindlich gesinnt. Es gehört die friedliche Bestimmung dieses Hauses und die ganze Friedensidee, die es durchzieht, dazu, um die Extreme so unschuldig neben einander Stellung nehmen zu sehen. Eine große Idee zähmt auch zwei so auseinander gehende Kulturen, daß man sie still und ruhig, ohne Groll und ohne Neid,

neben einander liegen sieht. Und wie sie, eines unbekümmert um das andere, mit einer gewissen Ostentation bestrebt sind, ihre extremen Eigenthümlichkeiten recht deutlich herauszuarbeiten! Schon die bloße Ausstattung der beiden Façaden der Rue Russie, ihre Dekorationen, von denen die eine Seite Rußland, die andere Italien zu besorgen hatten, ist für beide Nationen und Kulturen höchst charakteristisch. Was die russischen Arbeiter für Augen gemacht haben mögen, als sie ihre italienischen Kollegen einige Schritte von sich entfernt arbeiten sahen, und wieder umgekehrt. Beide Theile haben ihre eigenste Natur in die Arbeit gelegt; der Italiener seinen feinen Dekorationssinn, seine Maler- und Bildnerseele, möchte ich sagen, der Russe seinen jeden Styles spottenden, aus dem Rohen gezimmerten Naturalismus. Die Russen zimmerten ihre Fronte in der Rue Russie in eigenthümlich bizarrer, man muß sagen geschmackloser Weise. Das rothe, massive Holz, das da in ungestalten Pflöcken als Pfeiler die russische Abtheilung die ganze Fronte entlang einzäunt, ist recht häßlich anzusehen und daß man es mit gelben, grünen, blauen Tupfen gesprenkelt hat, das machts nicht schöner. Aber es ist russisch, wird man sagen! Mir recht, und ich weiß, daß russisch und schön nicht ganz gleiche Begriffe sind. Ich leugne auch die Originalität dieser russischen Bauten durchaus nicht, bei uns werden in dem Style und aus ganz solchem bemalten Holze die ordinären Schachspielfiguren gemacht. Ich will nur ungefähr die Physiognomie desjenigen geben, was national russisch sein muß, sonst hätte man es ja nicht gemacht. Wenn es schon nicht geschmackvoll ist, so

wird es doch hoffentlich wenigstens — russisch sein. Ist es das, dann hat es freilich seinen Zweck der Charakteristik erfüllt. Aber eben der ganze rohe Anstrich, den diese russische Fronte der Rue Russie hat, vermehrt nur den eigenthümlich interessanten Eindruck, den diese Rue mit Hilfe der Italiener macht. Diese bauten ihre Fronte auch aus Holz, aber was machten sie aus diesem Holze! Künstlerhände waren da thätig nach allen Seiten. Auf dem grauen Grunde zauberte man mit dem Pinsel eine Fülle von hübschen Gestalten hin. Bunte Arabeskenmalereien bedecken Wand, Fries und Nischenfläche, schlanke Marmorsäulen erheben sich am Eingang zu den italienischen Industrieplätzen, eine Fülle malerischer Dekorationsformen ist angewendet worden, um diese Seite des Landes Raphael's und Michel Angelo's würdig zu zeigen. Amoretten, Medaillonporträts, Blumenketten, schlingen sich von einem Ende der langen Fronte zum anderen, ein feiner Geschmack hat sie ausgeführt, ein feiner Kunstsinn hat sie angeordnet. In den Nischen stehen Statuen berühmter moderner Meister, Götter- und Menschengestalten und eine lange Reihe plastischer Kunstwerke zieren die Mitte der ganzen Rue Russie. Fürwahr, es mußten die Russen nebenan kommen, um neben dieser ausgesuchten Schönheit der italienischen Seite einige Aufmerksamkeit zu erregen und zwar eine Aufmerksamkeit, die nur mittelst negativen Ursachen und Wirkungen hervorzurufen war. Auf dem Felde des Dekorativ-Schönen war nichts mehr da zu leisten, also mußte das Unschöne, Bizarre des Original-National-Russischen herhalten. Auf einen einheitlichen, harmonischen Eindruck muß man freilich

bei einer solchen Zusammenstellung nationaler Extreme verzichten, die Gefühle — und auch schon die oberflächlichsten — die eine Wanderung zwischen diesen nationalen Gegensätzen in uns hervorruft, können auch nur sprunghaft verschieden und extrem sein.

Man führe Jemanden verbundenen Auges an die russische Seite der Rue Russie und er wird mit der Nase wahrnehmen, daß er der russischen Abtheilung nahe sei. Die Empfindung, daß man unter Juchten und anderen verschiedentlichen Ledersorten wandle, ist die erste, die man beim Betreten des Raumes hat; daß man auch unter Göttern, Halbgöttern und berühmten Menschen umhergehe, das ist leider die spätere Empfindung. Die Nase ist da schneller, als das Auge. Willst du die Gestalten aus Künstlerhand nicht missen, so mußt du, armer Wanderer, auch den Juchtengeruch mit in den Kauf nehmen, eine andere Wahl giebt es nicht für dich. Das ist eben der internationale russische Parfüm, den man hier dem klassischen Italien aufgedrungen. Ist schon der Eingang so unendlich prosaisch! Da erhebt sich eine Pyramide, aus dicken Stricken gestaltet, vor unseren Augen hoch bis zur Decke. Das ist russische Seilerarbeit, und allen Respekt vor ihr. Ich kann mir denken, daß so ein russischer Strick, um den Hals eines unglücklichen Polenjünglings gelegt, noch nie gerissen ist. Allen Respekt auch vor den langen Lederstücken Warschauer Produktion, die da gleich zunächst in Masse hängen und die uns die Gewißheit geben, daß das polnische Sohlenleder in seiner Festigkeit und Dauerhaftigkeit nur von der polnischen Geduld (die mit Rußland nämlich) übertroffen

werden mag. Aber der „Ulysses" Ricardo's und die reizende Gestalt des Fischerknaben, beide aus Marmor, nehmen sich gerade gegenüber recht eigenthümlich aus. Diese Kontraste setzen sich für den Beschauer auf dem ganzen Wege fort. Pelzwerke aller Art in Preisen von 3 bis 300 Rubeln, Damenpelze um 2500 Frc., Pelzmützen, Pelzstiefel — ich zweifle nicht an deren Kostbarkeit — sind das reizende vis-à-vis einer marmornen Polyhymnia und eines marmornen Ganymedes, die ein Mailänder Bildhauer mit seltenem Formsinn gemeißelt. Russisches Gold — im Urzustand in reicher Menge. Ah! Man will uns imponiren! Die Silberminen von Tyomagyvsky, Archangelsk, Gold aus den Minen von Jagodny, sibirisches Gold. Marmor aus den Damidoffischen Steinbrüchen — es wird sich kein russischer Phidias zu ihm so bald finden! Kaukasische Wolldecken, Tartarische Thonwaaren, Steine der kirgisischen Steppen, altes und neues Eisen von Powgarod, ein „Meteorolith de Pallas", Merinowolle, Theekessel, Reisekoffer. Auch allerlei Sachen aus dem Ministerium des Krieges, Tornister, Trommeln, farbige Uniformtücher, alles, nur keine — Knute. Man sieht das Wichtigste ist vergessen. Dafür bekommen wir Modelle jener armen, russischen „Seelen", die der Knute verfallen. Die verschiedensten Russenstämme präsentiren sich uns in ihren Costümen. Da ist ein Ostiake aus Nordsibirien, von Kopf bis Fuß in braunen Pelz gehüllt; seine Frau mit drei Kindern, alle in Pelz gewickelt. — Eine Gruppe von Elend, wie sie nur in Rußland möglich. Warum weint denn die Kleine da, mit dem strohgelben Haupthaar? Ist ihr Vater russischen Hieben erlegen?

Ihre Mutter fortgeschleppt worden, krank und elend? Oder ist sie blos arm? Der reiche Kaukasier nebenan, sein Kleid strotzt von Gold und Sammt, könnte ihr wol helfen. Aber er verhält sich lieber ebenso neutral, wie der Kosak, der in brauntuchenem langen Rock mit Silberborten und der weißen, kegelförmigen Pelzmütze seine nächste Nachbarschaft ist. Und was sie uns nicht noch alles für Unterthanen des Russenreiches zeigen! Curden in grünen Kaftans und Brustjacken, reichem Leibgürtel, den der Dolch ziert, den Fez auf dem Haupte; Touchinen, Männer und Frauen in zottigen Pelzen; Kaffouren in groben bunttuchigen Säcken. Welch eine Gesellschaft! Nacktes und goldgleißendes Elend, überall die degradirte Natur, zurückgebliebenes Menschenthum! Und einige Schritte weiter, dicht gegenüber, schöne Menschen, wie sie aus den Händen italienischer Bildner hervorgegangen, Ideale des Schönen und Göttlichen, augenerfreuende Werke von Menschenhand, alles, alles, schöne Formen und milden Geist athmend, eine im vollen Schönheitslichte getauchte Kunst und Industrie. Venedig mit seinem Glase, seinen Mosaiken, Florenz mit seinen Fayencen, Majoliken (Manufaktur des Marquis Vinori), seinen Strohwaaren, Emaillen, Cameen, Luxusmöbeln u. s. w., alles stylvoll, harmonisch, edel, reich und graziös, eine Zierde fürs Haus, eine Freude fürs Auge, ein Produkt angebornen schönen Formsinnes. Aus der kleinsten Bronze wie aus der riesigsten Statue spricht das italienische Volksauge, das Auge mit dem die großen alten Meister gesehen, und mit dem das Volk ihre Werke bewundert und verstanden. Und dagegengehalten diese Nachbarschaft

russischer Rohprodukte aus Menschen- und Thier- und Steinreich — welch grelle Contraste! Da macht sich die Schnäpse-Ausstellung auf der russischen Seite, dem „Bachanten" auf der italienischen Seite gegenüber, minder grell, wiewohl vielleicht Bacchus gegen den Genuß von Rostopschin protestiren würde. Was nützte ihm und seinem Bildner der Protest! Der russische Brandwein würde am Ende in unserer heutigen Zeit sich als ein weit würdigerer Kulturträger geriren wollen, als alle bildenden Künste zusammen. Was nur der Socrates (von Pietro Magni) und der Christof Columbus (eine originell gedachte Kolossalstatue von Vela) und der Arnold von Brescia (von Tontardini), die da in der Mitte der Rue Russie, prangend in der Schönheit des Materiales, aufgestellt sind, zu dieser russischen Nachbarschaft sagen mögen? Den Columbus auszuforschen, was er zur Abtretung des russischen Amerika's sage, wäre gerade die schönste Gelegenheit. Eine einzige Person aus dieser marmornen italienischen Gesellschaft macht zu ihrer russischen Umgebung das richtige erstaunte Gesicht, und das ist die „Eva" von Ladiani, dargestellt in dem Augenblicke, da sie aus dem berühmten Rippenstück des Adam hervorgegangen. Sie hat sehr viele Locken, sonst aber gar nichts an, und ein Mitglied des Severinus- oder irgend eines andern deutschen Katholikenvereines würde ihr, wenn er da so wie ich vorüberginge und in ihrer nächsten Nähe so schöne russische Pelze hängen sähe, gewiß sogleich einen von diesen Pelzen um den sündig nackten Leib werfen. Dazu sind sie ja da! Die Pelze und die Severinusvereinsmitglieder! — — Auf Schritt und Tritt

verfolgt einem so immer weiter und weiter bis ans Ende der Rue Russie der Contrast zwischen Italienerthum und Russenthum. Man kann ihm nicht ausweichen und wollte das auch gar nicht, könnte man auch. Denn er ist so hochcharakteristisch und interessant, dieser grelle Contrast. Auch die Cultusse der beiden Nationen gerathen hier sogar in eine, ich weiß nicht, ob sanfte oder unsanfte Berührung. Da steht am Ende der Rue Russie, dort, wo sie in den mittleren Garten der Ausstellung ausmündet, eine große Büste des Pabstes und gar nicht so weit davon, als daß nicht ein gutes und zugleich boshaftes Auge bequem hinüberschweifen könnte, hängt ein altes russisches Mosaikbild, auf dem es von Popen wimmelt. Der heilige Vater aber, der sich so vieles heutzutage gefallen lassen muß, läßt sich auch dies gefallen. Auf russischer Seite der Rue Russie fehlt es auch nicht an Kirchenschmuck, für den Tausende von Rubeln verschwendet. Einer allein aber blos erregt noch unsere Aufmerksamkeit, nicht blos, weil er aus gediegenem schweren Golde, sondern weil er eine interessante Geschichte hat. Der Katalog sagt von dem kostbaren kleinen Tabernakel, es sei ein Geschenk des Kaisers von Rußland an die russische Kirche in Paris, ein Geschenk, das der Czar zur Zeit seiner Anwesenheit verabreicht. Ganz richtig, aber die Geschichte dieses Geschenkes hat einen komischen Hintergrund, der nicht so bekannt geworden. Die Pariser Russen hatten nämlich eines Tages im Mai dieses Ausstellungsjahres den patriotischen Gedanken, ihrem in Paris anwesenden Allbeherrscher ein Andenken zu überreichen. Sie wußten lange nicht was, denn heikel und schwer zu treffen ist der

Geschmack eines Czaren. Da frugen sie ihren Popen, der ihrer Kirche in Paris vorsteht, und siehe, dieser erleuchtete Mann fand das Richtige. „Ich habe in unserer Kirche ein kostbares Tabernakel, das nehmen wir heraus und schenken es dem allergnädigsten Herrn" — so sprach er und so ward es auch gethan. Der Czar, dem man natürlich nicht sagte, von wo man das Cadeau weggenommen, freute sich gewiß sehr über die Aufmerksamkeit seiner Unterthanen, die ihn sogar bis Paris verfolgt (an Berezowski war damals noch nicht zu denken) und nahm huldvollst das Geschenk entgegen. Nach einigen Tagen trat an den Czaren die Nothwendigkeit heran, sich gentil zu zeigen und der Kirche seiner lieben Reußen in Paris ein Cadeau zu machen. Er besann sich nicht lange — denn auch ein Czar wirft nicht gern Geld hinaus — und schenkte das Tabernakel — der russischen Kirche in Paris. Der Pope machte etwas große Augen, als das Tabernakel so bald und in so eigenthümlicher Weise dahin wiederkam, von wo es erst vor einigen Tagen ausgegangen. Aber er nahm es trotz aller Hintergedanken wieder in den allerheiligsten Schooß auf, denn auch die orthodoxe Kirche hat einen guten Magen.

V.

Auf der Plattform der Maschinengallerie.

Die besten Gedanken der Weltausstellung. — Wanderungen auf dem Plateau. — Laien und Gelehrte. — Die englischen Bogenfenster. — Der Glaskalender englischer Arbeit. — Originell und lehrreich. — Wo blieb der Humbug? — Allerlei Maschinen — Was man in England mit der Hand noch macht. — Diebswerkzeuge und Geldkassen. — Lokomotiven und Equipagen. — Miniaturausgaben. — Die Amerikaner. — Die „Vatermörder"-Maschine. — Orientalische Pavillons. — Der Kampf Wertheims mit den Elementen. — Der preußische Kanonenunfug. — Das Zelt der Colonien. — Krupp's Tausendpfünder. — Die Gußstahlriesen von Essen. — Die Zweitausendste Lokomotive Borsig's. — Der Wallfischtödter.

Auf der Plattform der [illegible]

[illegible]

V.

Auf der Plattform der Maschinengallerie.

Wir besteigen heute die Plattform der Maschinengallerie. Dem Gedanken der Parkschöpfung zunächst, war das Arrangement des Maschinenraumes auf dem Marsfelde der glücklichste der Weltausstellungscommission. Glücklichere Gedanken als diese beiden wird man den Männern, die an der Spitze der Unternehmung standen, kaum nachrühmen können. Aber zwei neue Gedanken in einer Zeit, die nachgerade mit „Weltausstellungen" überfüttert worden — das ist nichts Geringes! Die größten und höchsten Resultate menschlicher Arbeit unserer Zeit, die Ergebnisse des Kampfes der Kultur mit den feindlichen Elementen, die Unterwerfung des Feuers, Wassers, der Luft unter die Gewalt des erfindenden Geistes, all die belebenden und zerstörenden Kräfte der Mechanik, Physik u. s. w. — in einer gewaltig imponirenden, kolossalen Ringform sind sie da nebeneinander gestellt, ein Zeugniß der Kraft und Größe der modernen

Kultur, ein Zeugniß des prometheischen Zuges, der durch die Arbeit unseres Jahrhunderts geht. In dem großen Ringe hat jede Nation, eine neben der anderen, ihren Fleck Bodens ausgefüllt und man findet das große Konzert der ersten europäischen Völker auch hier vollständig beisammen, die Engländer, Franzosen und Deutschen, denen sich in so maßgebender Weise das maschinenkundige Volk von Jenseits des Weltmeeres zugesellt hat. Zu einer vergleichenden Beschau all der mechanischen Herrlichkeiten und Großthaten, die hier die Nationen in einem wohlgeordneten Nebeneinander aufgebaut, haben die gewiegten Fachmänner in der Gallerie selbst, die an Höhe und Weihe alle übrigen Gallerien des Palastes weit übertrifft, bequemen Platz. Man kann da gemüthlich umherschlendern zwischen den brausenden, zischenden, schnurrenden Ungethümen, und die verschiedenen Gewalten der Konstruktion bewundern oder auch nicht bewundern. Raum für alle diese Vergötterer und Verlästerer des Maschinenbaues hat die Gallerie. Da können die Kanoniere aller Systeme in ihrer Façon selig werden, die Armstrongianer und Lancasterianer, die, welche die Fahne Krupp's von Essen hochhalten, oder die sich zu den Werkstätten von Withworth schlagen, da können die intimsten Freunde der Näh-, Wasch-, Säg-, Hobel-, Bohr-, Drainir-Maschinen ihre schönsten Stunden erleben, da können ferner die Gelehrten des Wagensport fett werden an Erfahrungen zwei- und vierrädrigen Genres. Die Laien, die alle diese Herrlichkeiten gerne oder lieber vom Weiten sehen und dem Getriebe der Räder aus der Perspektive lauschen wollen, hat sich die Kommission nun gar in hohem Grade

verpflichtet. Sie hat ihnen über der Gallerie der Maschinen eine rund herumlaufende Plattform erbaut, von der herab man in bequemer Wanderung längs der Brüstung hin all das mit dem Auge verfolgen kann, worauf die einzelnen nationalen Maschinenbauer so stolz sind und sein können.

Von diesem Plateau beherrscht man vortrefflich die einzelnen nationalen Punkte des ganzen Ringes und spaziert zugleich, etwas unbehelligter vom nächsten Lärm als unten in der Gallerie selbst, umher. Die Männer vom Zeug, und solche, die es scheinen wollen, dürften allenfalls auf diese Protektion aus Oberflächlichkeit, der man es so bequem macht, verächtlich herabsehen (bildlich nur, denn das eigentliche Hinabsehen ist durch dieses Plateau eben nur auf Seite der Laien), aber es muß, glaube ich, auch Leute geben, die vom Maschinenwesen nichts verstehen. Und diese werden sich von dem Plateau aus genügend für das Maschinenwesen interessiren können. Wir scheuen uns auch gar nicht, es diesmal mit den Oberflächlichen zu halten und eine Runde auf dem Plateau zu machen. Die Damen, die sich so „schrecklich" für den Stand der Näh- und Waschmaschinenkunde interessiren, und die Herren, die für jeglichen Dampfkessel schwärmen, und würden auch nur „Frankfurter" Würstchen darinnen rasch fertig gemacht, müssen sich schon mit diesem flüchtigen Gang zufrieden geben. Es ist gar so einladend, von da oben herabzuschauen in das Surren und Schnurren dieser riesigen Welt-Arbeitsstätte. Wir gehen, sobald wir aus dem äußersten Ring des Palais, der die Restaurants und Café's der Nationen umfaßt, in die Maschinengallerie

von der Seite der großen Avenue aus eintreten, die große Eisentreppe rechts hinan zum Plateau. Hier beginnen England und Amerika den Reigen. Es war eine gute Idee, die einzelnen Nationen auch für den äußeren Schmuck ihrer Maschinenabtheilungen Sorge tragen zu lassen. So erhielt die Plattform der Gallerie schon an und für sich das Ansehen eines farbenreichen Ausstattungsstückes. Die Völker trugen von Originellem, das sie besitzen, alles zusammen und bauten sich da oben selbst die Triumphbögen ihrer Arbeit, aus Fahnen, Holz, Stein u. s. w. Triumphbögen, durch die wir nun wandeln können. Das sinnreiche England nahm sogar von den großen Bogenfenstern der Maschinengallerie, die in sein Gebiet gehören, Besitz und schuf sie zu Gedenktafeln nationaler Arbeitsgroßthaten um. Ein originellerer Gebrauch ist von Fenstern nie gemacht worden. Wir stehen gleichsam vor einem Glaskalender englischer Arbeit. Da finden wir auf dem einen Fenster das Ereigniß des Betriebs der ersten Lokomotive anno 1829, in Schrift und Bild und Zahlen, verewigt, auf einem andern das Auslaufen des ersten Dampfschiffs (1788), hier oben sehen wir ein Abbild der ersten Spinnmaschine und kann der Deutsche in deutscher Sprache, der Franzose in der seinigen von diesem Fenster eines näheren erfahren, wer diese Spinnmaschine erfunden, wo sie erfunden, und zu welcher Zeit sie erfunden worden; dort an jenem Fenster belehrt man uns mit statistischer Genauigkeit über das Gedeihen, den Im- und Export englischer Industrien, welche Schienenwege das Land besitzt, was sie kosten und einnehmen, wie viel Gas in London verbrannt und wie viel Wasser

vergossen wird. Da erfahren wir von dem einen Fenster Namen, Geburtsort und Geburtsjahr der ersten Weltweisen von Plato bis auf Feuerbach, der ersten Naturforscher, der berühmtesten Länderforscher, von dem andern wieder Sicheres und Genauestes über die Populationsverhältnisse der ersten Städte der Welt. Und das alles ist deutlich und leserlich auf den Fenstern des englischen Maschinenraums verzeichnet und abgebildet. Lehrreiche Fenster — ich habe deren zum erstenmale gesehen. Wie praktisch (namentlich in der Anwendung auf die Fenster öffentlicher Lehrhäuser) und schön zugleich ist dieser Fensterschmuck! Finge man doch auch in Deutschland mit solcher fruchtbarer Dekoration der Schulhäuser an! — Und nun den Blick von Oben nach Unten gerichtet. Wie zu erwarten, haben sich viele eingestellt von den großen Werkstätten des vereinigten Königreiches jenseits des Kanals und der amerikanischen Union, die Herren des Eisens und des Stahls und des Dampfes und des — Humbugs. Apropos, Humbug! warum nur gerade von diesem letzteren Artikel die Amerikaner und Engländer auf Ausstellungen so wenig sehen lassen! Ich habe mir oft genug bei dieser Weltausstellung die Frage gestellt, warum stellt der Humbug, in dem doch Amerika, das Höchste leistend, aller Welt vorangegangen, nicht auch aus, der eigentliche echte Humbug, der sich zu dem, was er ist, bekennt? Ich kann natürlich nur diesen meinen, denn an sonstigem Humbug fehlt es auf dem Marsfelde durchaus nicht. Für jenen Ausstellungsartikel, den man o ungerne vermißt, wäre ja gerade in jener Abtheilung, die man mit dem stolzen Namen „Geschichte der Arbeit“ belegt und die, so

weit ich sie gesehen, diesen Namen zu tragen durchaus nicht verdient, ein so großer Platz gewesen! Es ist, glaube ich, die Verkennung eines wichtigen Faktors zur Erkenntniß der Geschichte der Arbeit in neuester Zeit, daß es Niemanden eingefallen, die größten Vertreter des „Humbug" einzuladen, sich zu betheiligen an der Weltausstellung. Freilich würde man sich in vielen Stücken nur damit eine unnöthige Konkurrenz geschaffen haben, und eine undelikate Konkurrenz obendrein! Genug, es ist keinerlei Humbug unter der Firma England und Amerika in der Gallerie unten zu sehen; nichts als eisen-, stahl-, guß-, schuß- und hiebfeste Solidität, bald unschuldiger, bald fürchterlicher Natur. Die großen Lokomotive-Bauten-Kompagnien Englands feiern da wieder ihre gewohnten Ausstellungs-Triumphe, da sind genug dieser kolossalen Unglückanrichter, von denen man jahraus, jahrein zu hören kriegt, zu sehen. Aber ich weiß, die Augen der Leserinnen schließen sich schon, während ich nur anfange, von Lokomotiven und Eisenbahnunglück zu reden und sie öffnen sie wiederum erst, nachdem ich dieselben fest versichere, lieber von der schönen Wagenausstellung Englands reden zu wollen. Das läßt sich hören, nicht wahr?

Der ganze Bequemlichkeitssinn des Engländers äußert sich am deutlichsten in seinen Wagenbauten. Sie dienen vielleicht nicht immer, ja sogar selten der Schönheitsidee oder dem Geschmacke, diese englischen Wagen, aber sie dienen der so ausgebildeten Bequemlichkeitsliebe des Engländers. Wahrlich, diese weiten, üppig und solid fondirten Equipagen sind sehr einladend. Nicht nur das Haus des

Engländers, auch sein Wagen ist sein „Castle", ist seine Burg. So ist er wenigstens, was schon die Räumlichkeit anbelangt, konstruirt. In Renn- und Reisewagen leisten sie wieder das Schönste, diese englischen Wagenbauer. Für Alles, was eine Familie oder sagen wir lieber so eine englische „Herrschaft", die einen Ausflug zu einer Jagd oder einem Rennen oder zu einer sonstigen, Zeit, Geld und auch noch Anderes tödtenden Belustigung, mitzunehmen hat, ist ein eigener Platz in und auf solchen Wagen. Da ist sogar eine eigene Abtheilung zur Aufbewahrung des „lunch" und „dinner", die mitgenommen werden, ich weiß nicht, ob nicht auch eine für den Spleen, der doch auch mitgenommen zu werden pflegt. Auch feine Wägelchen, elegante Kabs reizen in der großen Wagenburg, die England in der Maschinengallerie aufgebaut, den Beschauer in nicht geringem Grade.

Rasselnd, zischend und donnernd schauen uns weiter hinab die verschiedensten Erfindungen der Engländer ins Antlitz. Da umstehen gewiegte Kenner den sogenannten „eisernen Mann", eine Maschine, die alle Montanisten und mit ihnen alle montanistischen Anstalten für überflüssig erklärt, und die alles, was es an Bergknappenarbeit giebt, selber besorgt. Sie schütteln erstaunt die gelehrten Köpfe und wir Laien schütteln mit. Wozu es noch Arbeiterhände in England geben mag? Mit den Händen versieht man dort nur noch Essen und Trinken und Boxen und, daß ich ja nicht vergesse, das — Stehlen. Mich wird es nicht wundern, wenn für die letztgenannte, so erträgliche Handarbeit bald auch noch die werkelthätige Maschine erfunden wird, eine Maschine z. B. mittelst

derer man auf eine größere Distanz jemanden seine Uhr und Kette abnehmen kann, ohne sich erst als ehrevergessener „Arbeiter" in nächster Nähe an der Arbeit betheiligen zu müssen. Wie vortrefflich das Diebswerkzeug in England gearbeitet wird, das zeigt man einem hier an den verschiedenen Instrumenten, die die englischen Herren Diebe, so sie sich nicht mehr mit Kleinigkeiten abgeben und in Taschen einzugreifen verschmähen, beispielsweise an den sogenannten einbruchsicheren Kassen zu gebrauchen pflegen, Instrumente die wie Bohrer, Meißel u. s. w. die so oft garantirte Einbruchssicherheit in der That zur Phrase machen. Diesen kunstvoll gemachten Diebsorganen widersteht auch nicht ein Fünftel der ausgestellten eisernen Kassen des Marsfeldes. Die Jury hätte eigentlich aus den Reihen der gewiegtesten Diebskerle Großbritaniens sich komplettiren müssen, um da sicher Urtheil sprechen zu können. — Wollen die Leser sehen, wie man dem sonst so gefürchteten Eisen an den massiven Leib geht und es mit einer Leichtigkeit hobelt, als wäre es blos Holz? Hier unten arbeitet die Maschine, die dies zu Wege bringt. Wollen Sie sehen, wie man heutzutage untrüglich und rasch die Schnelligkeit erfährt, in der Schiffe dahinfahren? Da unten steht der Apparat hiezu, den Walker aus Birmingham ausgestellt und der uns dies lehrt. Hier stehen auch verbesserte Telegraphen und Telegraphenstangen zu Ihrer Besichtigung, Feldtelegraphen; die man gemüthlich und bequem, wie eine Schreibtafel, in die Tasche stecken kann. Die Taschenausgaben dehnen sich nun vom Büchermarkt aus auch schon auf den Maschinenmarkt aus. Der Begriff des

Kolossalen verschwindet auch nach und nach bei den Maschinen, Instrumente, die man sich bisher nur groß denken konnte, fängt man an zierlich zu machen. — Was diese Engländer alles messen, leicht und gut messen! Da gibt es neuartige „Galvanometer“, „Alkoholometer“, „Pyrometer“ und noch eine Reihe anderer „Meter“, alle den echt englischen Geist, der mit den Elementen und Naturkräften ewig auf dem Kriegsfuße ist, verrathend. An einer Unzahl treibender Eisen- und Stahlwerke vorbei, vorbei auch an den schönen Waaren des „Schlossers der Bank von England“ (Chabee) — was soll uns der Schlosser? Die Schlüssel wären uns lieber! — und vorbei an der Ausstellung der „Colony Natal“ machen wir unsern Gang auf dem Plateau weiter.

Konkurirend mit vielen dieser Maschinen Englands treten die Nordamerikaner nun auf. Der Dampf ist da wieder Herrgott und in allen Branchen thätig. Da versammelt eine Eisenhobelmaschine, dort ein Metallbohrer die Kunstverständigen um sich. Staunend stehen da die Leute wieder vor einem Koloß, der sich unterfängt 4000 Ziegel in einem Tage, d. h. in zwölf Arbeitsstunden, zu liefern! Und dort weiter einige Schritte produzirt sich ein höchst staatsgefährliches, verbrecherisches Instrument, eine „Vatermörder“-Maschine, die die Mode gewordenen „faux cols“, falsche Hemdkrägen, zu Hunderten aus Papier gestaltet in der Minute auswirft fix und fertig. Wir steigen nun aus diesen lärmenden Gegenden in ruhigere Zonen, in Länder, die keine Maschinen erfinden, also auch keine ausstellen und den ihnen zugefallenen Raum anderseits mit den Produkten ihres Bodens oder allerhand

Spielzeuge ausfüllen. Anstatt des Lärms fürs Ohr beginnt der fürs Auge, genährt durch die Art und Weise, wie diese Länder sich dekorativ auf der Plattform präsentiren. Die orientalischen Pavillons, die dicht hinter den einfachen Sternbannern Amerika's folgen, haben alle jene üppige überschwengliche Farbenüberladung, die einmal auf den occidentalen Gesichtssinn nicht mehr als sonderbar wirken kann. Egypten geht da mit bösem Beispiel voran. Diese kirchweihputz-artigen grünen Laubgewinde und falschen Blumenguirlanden, umgeben von karmoisinrothen Fahnen, die Stern und Halbmond im weißen Felde tragen, schneiden einem geradezu in's Auge. Das Auge ist wohl das Krankste am „kranken Mann"! Die „Roumanie", wie sie sich so gerne nennen hört, die liebliche Wallachei mit ihren schiefstehenden Thürmen und ihren blau-gelb-rothen Nationalfarben macht es nicht besser. Erst Oesterreichs von einfachen, weißrothen und schwarzgelben Bannern umflatterter Baldachin eröffnet bessere geschmackvollere Ansichten. Unten ist zwar, wie die Fachmänner behaupten, nichts wesentlich überraschendes in Erfindung von Maschinen, aber manches ansehnliche, tüchtige zu finden —, als da sind: Pflüge, Telegraphenapparate, Eisenbahnschienen, Waggonräder, Kettenbrückenprojekte, Lotterieziehungsmaschinen, Kartenschneidscheeren, Pressen, Werkzeugmaschinen in Hülle und Fülle u. s. w. Da überfällt uns gleich wieder eine derb gemalte Reklame, die uns von unten, dem Maschinenraume aus mit ihren grellen Lichtern empfängt, — die Darstellung einer mitten in einem Brande sich unversehrt erhaltenen, eisernen Kassa, im großen Style. Dieser

Kampf des Wiener feuerfeste Kassenfabrikanten Chevalier von Wertheim mit den Elementen ist weniger herz- als augenzerreißend von dem Wertheimischen Hof-, Haus- und Historienmaler aufgefaßt worden, aber seine Schuldigkeit dürfte er grade deßhalb gethan haben. Versöhnend wirkt wieder das von den entgegengesetzten Seiten herschauende, freundliche anmuthige Arrangement der Ausstellung der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft. Einige deutsche Staaten, die noch nicht preußisch „angeschlossen" sind, haben sich zu einem einenden Pavillon herbeigelassen, die Assoziation von Farben und Bannern Hessen-Darmstadts, Badens, Baierns, Würtembergs macht einen vortrefflichen Eindruck. Hat ja selbst Preußen auf der Plattform der Maschinengallerie — Geschmack und Eleganz entwickelt! Denkwürdig und wahr. Eine Gesellschaft von Industriellen verschiedener Branchen hat sich zusammengethan, um da vereint sich auszuzeichnen, an einem und demselben Werke. Sie haben eine Art Marmorpavillon, von sehr elegantem Styl und großer Zierlichkeit des Details hingebaut, an dem sich Architekt, Maler, Tapezier, Broncearbeiter, Kunsttischler zu gleichem Theile ausgezeichnet haben. Wozu man aber auch den Kanonengießer Krupp zwei seiner ungethümen Läufe vor dem Eingang dieses prächtigen Salons hinstellen ließ, wie als Pfeiler des Ganzen, möchte ich wissen. Ich glaube immer, die Preußen von heute können ohne Kanonen nirgend hingehen, auch nicht in einen friedlichen Salon. — Unter uns hat die weltberühmte Kruppische Firma eine ganze Reihe ihrer auf der Höhe des eisernen und stählernen Zeitalters stehenden Fabrikate ausgestellt. Der Tausend-

pfünder war das Kanonenereigniß des Marsfeldes, ein gewaltiges memento mori, auf privatem, friedlichen Wege zu Frankreich gesprochen. Wer mit diesem furchtbaren Gesellen aus Essen nichts zu thun haben mag und wen dieser an die preußische Krone verschenkte künftige Störenfried nervös machen sollte, der wende sich zu dem kolossalen Gußstahlblock, den Krupp ausgestellt, einem 80000 Pfund wiegenden Kerl, der aus dem Krupp'schen Gußstahlerziehungsinstitute hervorgegangen und allein schon im Stande war, die ruhmvolle Bedeutung dieses Hauses auch auf dieser Weltausstellung sicher zu stellen. Die erste Weltausstellung bereits zeigte den erstaunten Eisenindustriellen der Welt einen Gußstahlblock von 4500 Pfund, in ihren Augen war das schon ein Wunder-Stück von Arbeit. Und doch war dieser nur ein Zwerg gegen den Block, den Krupp auf der zweiten Weltausstellung 1855 vor den erstaunten Augen der Industriellen hinwälzte, und der schon 10,000 Pfund hatte. — Und was war dieser wieder gegen den 40,000 pfündigen Block, den Krupp anno 1862 in London auf den Weltmarkt schleppen ließ! Und heute ist auch schon dieses Letzteren Größe ein Nichts gegen den Stahlkoloß gehalten, den das Marsfeld nun eben zu Gesichte bekommen. Aus diesen Zahlen spricht ein gewaltiges Stück deutscher Arbeitsingeniosität auch zu dem bloßen Laien, der vor dieser Metallbewältigungsweise wie vor dem tiefen Geheimnisse mythischer Cyklopenarbeit steht. — Die deutschen Maschinenbauer stehen auch sonst noch den verdienten Lorbeer ums Haupt geschlungen in hübscher Anzahl vor uns da, Borsig, der deutsche Lokomotiven-

könig, voran. Er hat Nummer 2000 seiner berühmten Dampfwägen aufgestellt, — welch eine stolze Zahl! Wenn nur Borsig auch schon die Lokomotive lieferte, die den Berg der deutschen Einheit hinaufzufahren hat! Und weiter den ganzen norddeutschen Rayon entlang zieht sich eine imponirend stattliche Feuerkette von Lokomotiven, denen sich Eisenbahnwaggons, die uns alle recht selbstbewußt anschauen, brüderlich zugesellen. Und dann kommen Arbeits- und Werkmaschinen, die schönen sächsischen Webestühle und Spinnmaschinen, Gasmaschinen, Maschinen zu allem und jedem, sogar zum — Wallfischtödten.

Vorwärts schreitend, hinweg über Belgiens und Hollands Maschinenboden, gewährt uns einen reizenden Anblick das große Lagerzelt aus weißgelben schweren Stoffe, von einer Unzahl kleiner blau und rothgelber Fähnchen lustig umflattert, und von großen Palmenzweigen umgeben. Auch hier Kanonenröhre, aber als Zeltstangen angebracht, also jedenfalls charakteristischer, passender, als die preußischen Salonkanonen. Das sind Algiers fremdartige, orientalische Wahrzeichen. Wir nähern uns französischem Maschinenboden. Spektakel über Spektakel aus allen Winkeln der großen Fläche, die die Franzosen für sich in Anspruch genommen. Sie brauchten auch viel des Platzes für diese kolossalen Maschinenwerke, die hier sich vor uns ausbreiten und zu deren Nennung und Beschreibung wir noch mehr Platz bedürften, als sie selbst einnehmen. Gehen wir respektvoll an dieses Gemenge von riesigen Erdbohrern, Steinbohrern, Manometern, Lokomotiven, Karossen, Straßenomnibussen, Wasserreservoiren, Egouts u. s. w. vorüber, grüßen wir mit Laiendemuth die ausgestellten Arbeiten

der Mont-Cenisbahn, die Leistungen der französischen Marineures und Kanäleverbesserer. Zur Seite der beiden riesigen kupfernen Pyramiden, die die Franzosen als kolossale Wächter an den Eingang ihrer Abtheilung gestellt, steigen wir, den tunnelartigen Unterbau einer Riesenorgel durchschreitend, die Treppe hinab, welche derjenigen gegenüberliegt, die wir zur Plattform hinangestiegen. Wir gehen, versprechen aber noch einmal zu den Franzosen wiederzukommen.

VI.

In der Rue de France.

Die Augenweide der französischen Abtheilung. — Dekorationsreklamen. — Die Vorhalle des Allerheiligsten des Weltgeschmacks. — Die Riesenorgel und das Partant pour la Syrie. — Lyoner Modewunder. — Luxus der Kirche. — Baccarat und Christofle. — Kaiserliche Manufakturen. — Sèvres. — Die Vasen. — Eine Napoleontragödie in Marmor. — Genius und Kriegsgott.

VI.

In der Rue de France.

Man kann es den Franzosen verzeihen, daß sie beinahe die Hälfte des Ausstellungsraumes für die Werke ihres Fleißes, ihres Geschmackes, ihrer Erfindung in Anspruch genommen haben. Nicht blos deshalb, weil sie bei dieser Ausstellung zu Hause sind, und ein Selbstbevorzugungs-Recht wohl haben. Wenn der Franzose nur zu Hause ein Bevorzugungsrecht beanspruchte, das wäre noch gut! Er will aber auch zuweilen anderswo eines haben, und man war vielfach so schwach, ihm eines zu gewähren, was wohl jetzt anders werden wird. Auf dem Marsfelde brauchten die Franzosen zur Rechtfertigung der Eintheilung, die sie vorgenommen, sich nicht einmal auf ihr Entrepreneur-Recht zu beziehen, denn, wahrlich, ich wüßte nicht, unter welch' anderen nationalen Händen die eine Hälfte des Ausstellungspalais eine so überaus gewinnende, geschmackvolle, anziehende Physiognomie hätte bekommen können. Es ist eine wahre

Augenweide, auf französischem Ausstellungsboden zu wandeln. Man sage nicht, den Franzosen, dem historisch patentirt geschmackvollsten Volke des Erdballs, sei solches Ausstellungsarrangement ein Kinderspiel. Im Gegentheil; von denen, die schon im gewöhnlichen, werktäglichen Leben bei Entfaltung ihrer Waarenschätze, so viel luxuriösen Geschmack zu entwickeln verstehen, von denen, die ihre Etablissements so augenberauschend, so herz- und säckel-berückend einzurichten wissen, erwartet man gerade bei so außerordentlichen Festen des Welthandels, wie die Ausstellung eines ist, noch weit Ungewöhnlicheres, als sie schon sonst zu geben pflegen. Eine großartigere Reklame, für's Auge der Hunderttausende von Besuchern, die man erwartete, berechnet, kann man sich nicht leicht denken, als diese französische Abtheilung. Wo du immer hier wandelst, lieber Leser, ob unter Möbeln, Tapisserien, Juwelen oder Modewaaren, du entgehst kaum dem Zauber des Geschmacks, der hier im Größten wie im Kleinsten waltet. Unter den Händen dieser Nation muß auch der abschreckendste, widerstrebendste Stoff einer formellen Veredlung entgegengehen. Ich glaube, wenn diese Franzosen mit nichts Anderem, als mit — Wasserstiefeln die Herrschaft auf dem Felde des Geschmackes sich hätten erobern müssen, sie hätten das auch zu Wege gebracht.

Ein Aufenthalt in der französischen Abtheilung hat nun so seine Reize sondergleichen und die Leserinnen namentlich werden nichts dagegen haben, wenn ich sie recht oft dahin führe, wo Luxus, Reichthum und bester Geschmack in den weitesten Grenzen modernen Raffinements wahre industrielle Prunkfeste feiern. Eine Vor-

halle jenes Allerheiligsten des Weltgeschmackes gleichsam ist die „Rue de France“, einer jener Querschnitte, die das Centrum des Ausstellungsgebäudes durchbrechen und in ihrer Länge von der äußersten Gallerie bis zum „Jardin central“ reichen. Und in dieser Vorhalle des Allerheiligsten wollen wir uns nun für's erste ein wenig ergehen. Was den Namen „Rue de France“ führt, muß natürlich auch diesem stolzen Namen gemäß aussehen. Und so ist es auch gehalten worden mit dieser Ausstellungsstraße. Sie ist die glänzendste, prunkvollste Rue des Hauses, an deren beiden Seiten sich die besten, industriellsten Namen des Landes angesiedelt haben, die mit vereinter Eleganz und brillanten Kräften ein industrielles Bellevue ohne gleichen geschaffen haben. Licht, Farben, Gruppirung, Formenschönheit einen sich da zu den harmonischsten Eindrücken. Diese Rue de France ist das gerade Gegenstück zu der von mir bereits geschilderten „Rue Russie“, die durch nationale Kontraste interessant geworden, sie ist das einheitlichste, harmonischste Ausstattungsstück des Ausstellungspalais. Einen augenberauschenderen Bazar als diese Rue de France konnte man gar nicht herstellen. Wir nehmen wieder den gewohnten Weg von der äußersten Gallerie des Hauses, wo wir dem Lärm der Maschinenabtheilung mit genauer Noth entgehen. Es ist gewiß etwas Hehres, Imponirendes um diese gewaltige Predigt von der Macht menschlichen Erfindungsgeistes, die um Mittag immer von tausend feurigen Zungen im Maschinenraum gepredigt wird, und ich bin der letzte, sie nicht hören zu wollen; aber meine armen Ohren wollen auch eine Vacanz.

Gehen wir rasch an der hier gewaltig wachthabenden Riesenorgel, die gerade ihr Mittagmahl nimmt, welches in dem „Partant pour la Syrie“! besteht, vorüber, sonst giebt uns der Munizipalgardist, der bei der Orgel steht und dem Liede lauscht, auch noch zu verstehen, daß es nun bald statt „pour la Syrie“ — „pour l'Allemagne“ wird heißen müssen. Die heutige Pariser Stimmung ist ganz darnach, solche Expektorationen zu produziren. In dem Hause des Friedens sollte man nicht vom Kriege reden und auch nicht spielen und singen!!

Reiset meinethalben nach Syrien oder wo immer hin wir müssen in die Rue de France. Rechts und links hängen, stehen und liegen Werke des Friedens. Frage man doch diese Lyoner Kaufherrn, von denen einige da gleich zunächst der Pforte, die uns vom Maschinenraum trennt, ihre Kostbarkeiten ausgehängt, ob sie den Krieg wollen! Alle diese prächtigen Seiden-, Sammt- und Damaststücke, die da ihre langen, welligen Leiber unter schönem Glase dahinstrecken, sie singen auch „Partant pour l'Allemagne“, sie wollen auch nach Deutschland, aber blos — verkauft werden. Ja, wenn Lyon etwas mitzureden hätte! Aber da sehe ich schon, meine verehrten Damen, Ihre Augen all' den Herrlichkeiten der da ein beträchtliches Stück der Fronte einnehmenden Schaukästen der Lyoner Modewaarenhändler entgegenlächeln. Ich weiß es, Sie möchten in diesem Augenblicke, wo Sie das lesen, an meiner Statt hier sein, Sie wüßten auch diese Dinge weihevoller zu erzählen, als ich armes sterbliches Mannsbild, das nie die Freuden eines Schleppes aus so herrlichen Stoffen, wie sie hier zur

Schau liegen, genossen und nie die tiefe Poesie so kostbarer Muster, wie ich sie hier vor mir sehe, durchempfunden. Ich verstehe von den eigentlichen großen Verdiensten dieser reichen stofflichen Existenzen so wenig, daß mich die österreichische Kommission füglich hätte zum Juror für diese Abtheilung machen müssen, wenn sie dem bekannten System, das sie befolgt, nicht untreu hätte werden wollen. Ich weiß nur, daß diese Lyoner Waaren selbst für das Auge des Modewaaren-Ignoranten, wie ich einer bin, etwas höchst Bestechendes hat, und kann wieder nur bedauern, daß ich nicht eine der reizenden Französinnen, Engländerinnen oder Wienerinnen, die mich auf eine noch beträchtlichere Höhe des Enthusiasmus für diese Welt von Stoffen bringen würde, neben mir wandelnd habe. Auch geistlicher, nicht nur weltlicher Kleiderluxus kann hier seine Freude haben; das Raffinement unserer Tage geht (wenn ich mir diese Kirchenstoffe ansehe, fällt mir dies immer ein) offenbar darauf hinaus, sich auch der Kirche aufdrängen zu wollen.

Weiter öffnet sich uns die Aussicht auf Gold, Silber und Bronzen, die rechts und links in der Rue de France mit ihren langen kostbaren Waarenzeilen einfinden. Ist das eine Welt voll schönen Glanzes und Schimmers in die wir blicken! Weit, weit hinein, so weit das Auge reicht, rechts und links, nichts als die kleinen und großen Werke des Luxus, alle so schön, alle so bestechend, alle so feinsinnig geordnet. Diese Aussicht in das Allerheiligste französischen Geschmackes, so weit dieser in Gold, Silber, Bronze, Glas, Porzellan und den Stoffen der Imitation thätig ist, die sich Einem von der Rue de

France aus eröffnete, war ein Glanzpunkt schöner Anordnung und allein eine Reise nach Paris werth. Und an dieser Ansicht ist nichts Uebertriebenes. Haben doch die Krystallerie von Baccarat und der Orfeveriste Christofle, zwei so illustre Namen der französischen Industrie, mit ihren Ausstellungsplätzen allein wahre Verzauberungen vorgenommen! Baccarats Glaswaaren-Ausstellung gleicht einem Krystalltempel von wirklich großem dekorativen Eindruck. Das Auge schwimmt da wie in einem Meere schönen weißen Lichtes, das die Hunderte von Sachen und Sächelchen, die so reizend gruppirt sind, um uns herum ausgießen. Und die große hohe Krystallfontaine, die sich wie ein Glasriese in der Mitte dieses Krystalltempels erhebt, ist ein seltenes Dekorationsstück von imponirender Ausführung in der Arbeit. Von gegenüber links dringen dann wieder, sobald wir aus dem Baccarat-Tempel heraustreten, andere, neue, ebenso glänzende Lichteffekte auf uns ein — das sind: Christofle's Orfeverien, in einer Aufstellung und Beleuchtung von — sans phrase — zauberhaft bestrickender Macht. Durch das zeltartige weiß-gelb-streifige Leinwanddach fällt das obere Licht in die Waarenhalle und verbindet sich mit der Farbe der ausgestellten Waaren zu magischen Wirkungen. Es liegt etwas von der dämonisch anziehenden Atmosphäre desjenigen Metalls, das Robert der Teufel „Chimäre“ nennt, über dem ganzen Arrangement dieser Orfeverie-Ausstellung. Man ist mit einemmale gleichsam in die Bannkreise eines Dämons gerathen. Auch das ist Reklame, und die Franzosen scheuen sich selbst nicht, den Dämon zu ihren Reklamen zu engagiren, aber

es ist schöne, bestechende, höchst geschmackvolle Reklame, und man läßt sie sich gern gefallen. Wirkt doch all' das über den ganzen Raum der Orfeverie ausgegossene Licht noch weit mehr auf viele Beschauer, als diese riesigen Tafelaufsätze aus der Christofle'schen Fabrik mit ihrem Figurenreichthum, ihrer Massivität und ihrem minutiösen Bronzedetail, die da auf weithin sich streckenden Spiegelplatten stolz ruhen. Auch andere Orfeverien als die Christofle's treiben hier ihr augenberückendes Spiel.

Und weiter wieder rechts haben die kundigsten, elegantesten „Dessins"-Zeichner ihre Arbeiten ausgestellt; hier sind Musterwerke der französischen „Broderie" zu finden, Dessins für Shawls, für Tapeten, Teppiche u. s. w. Nicht uninteressant ist ein Blick auf die Art dieser Muster-Zeichnungen. Man sieht, in welche wunderliche Gebiete die Musterzeichnung für Toilettengegenstände sich oft verirrt. Ich habe ein Dessin gesehen für einen Shawl, das nichts weniger als eine Abbildung der Notre-Dame-Kirche ist. In diesem Sinne, d. i. mit solchen Shawls auf sich, können dann freilich die Pariserinnen als Trägerinnen christlicher Frömmigkeit gelten, in anderem aber kaum. Nach rechts hinab ziehen sich dann die Graveure, Photographen, Emaillearbeiter, Spiegelfabrikanten Frankreichs; links aber thut sich vor uns das Appartement der „Manufactures imperiales" auf, jener weite schöne Salon für die Arbeiten der offiziösen Gobelins-, Porzellan- und Tapeten-Fabriken Frankreichs, der dritte Glanzpunkt der „Rue de France", in seiner dekorativen Dekoration und durch die ausgestellten Kunstwerke der kaiserlichen Manufaktur eine der größten und anziehendsten

Sehenswürdigkeiten der ganzen Ausstellung. Die Arbeiten von Beauvais und Sevres, sowie die Meisterwerke aus der Gobelinfabrik der Vorstadt St. Antoine gehören zu den gefeiertsten Industrie-Gästen des Palastes auf dem Marsfelde. Sèvers' große Vasen erheitern das Auge. Bewundernd steht man vor ihren lieblichen, poetisch duftenden Malereien, vor diesen mit feiner künstlerischer Empfindung durchgeführten Landschaften und den sinnigen, zarten Figuren von Nymphen, Amoretten, die sich in ihnen herumtummeln. Da erregt auch noch ein Spiegelriese ganz sonderlichen Maaßes (er reicht bis an die Decke des Ausstellungsraumes!) die Aufmerksamkeit der Besucher in seltenem Grade. Weiter lenken die durch die Mitte der Rue sich in kurzen Distanzen hinziehenden Kunstemail-Arbeiten und die Alumin-Schmucksachen der ersten Firmen Frankreichs das Auge auf sich. Wir aber lassen sie alle blinken und treten in den kleinen Vestibule, durch den die Rue de France mit dem Jardin central zusammenhängt und von dem man aus in die Gallerie der „Arbeitsgeschichte" gelangt. Nicht daß uns etwa die vier großen Mosaiken (der Königin von England gehörig) aus der biblischen Geschichte, die die Wände des Vestibule ausfüllen, gar so anzögen, diese fast eben so steifen als kunstvollen Arbeiten — uns haben es die fünf Marmorbüsten, die den Vestibule an der Parkseite begränzen, angethan! Es sind des Italienischen Bildhauers Guilini fünf Marmorbilder des ersten Napoleon, die diesen Korsenkopf in fünf Perioden seines Lebens charakterisiren, von der Zeit des kleinen Korsen bis zur Zeit des großen Franzosenkaisers.

Ein grandioses Stück Geschichte ist in diesen fünf Köpfen gemeißelt, ein Stück Geschichte, erhebend und zermalmend zugleich, eines großen Menschen Tragödie in Marmor. Zwei Akte dieser Tragödie sind besonders schön, der erste: Napoleon als Schüler von Brienne, und der zweite: Napoleon als General der Republik. Die Büste eines Genius und die eines Kriegsgottes!

Ein gewaltiges Stück Geschichte ist in diesen fünf Köpfen verkörpert, ein Stück Geschichte, erhebend und zermalmend zugleich, eines großen Menschen Tragödie in [illegible]. Zwei Akte dieser Tragödie sind besonders schön, der erste: Napoleon als Sieger von Arcole, und der zweite: Napoleon als General der Republik. Die Tage eines Genius und die eines Kriegsgottes!

VII.

Englischer Luxus.

1.

Englischer Grund und Boden. — Phlegmatischer Widerstand und sein Nutzen. — An die deutsche Adresse. — Ein Cotton-Dombau. — Wedgewood und Worcester. — Englische Kunsttöpferei. — Minton's Majoliken. — Copeland. — Glas und Juwelen. — John Brogden und Shakespeare. — Der Perlenschmuck der Contess of Dudley. — Eine vielbeneidete Frau. — Graf Dudley als Juwelenkenner und Juwelenkäufer. — Wer die Contess of Dudley einst war. — Antiker Schmuck von Castellani. — Patriotische Engländerinnen. — Die Diamanten der Herzogin von Devonshire. — Originelle Ohrgehänge. — Die französisch-englische entente cordial, wie sich die englischen Goldschmiede sie denken. — Die Schmuckkästchen englischer Ladys. — Historische Juwelen. — Die Perle der Sempronia. — Wenn Perlen reden könnten! — Fürst Esterhazys ungarische Röcke. — Hinauf- und Herabgekommen. — Charakteristische Contraste.

VII.

Englischer Luxus.

1.

Machen wir England unseren Besuch. Die langen Waarenzeilen, die sich zur Rechten des „Grand Vestibule" hinstrecken und deren Strebepfeiler braune Portieren mit weißem Florbesatz tragen, eine Dekoration, die mit Bedacht darauf, daß man das Pfeilerholz grün angestrichen, so recht englischen Geschmack bekundet — zeugen alle englischen Grund und Boden. Man sagt den Engländern nichts neues damit, daß ihr Farbensinn ein geradezu scheußlicher ist: ich glaube, sie wissen es und sind stolz darauf, auch ohne Farbensinn mit Allem, was sie thun und lassen, der übrigen Welt imponiren zu können. „Mit diesen Franzosen werden wir ja doch nicht konkurriren können, was Aufstellung, Anordnung, Dekoration anbelangt, besser also wir lassen uns lieber gehen" — dürften sich die großbritanischen Aussteller gesagt haben. Aber dafür hatten sie doch den richtigen Instinkt, sich den Ein-

druck des Ensembles durch das von der französischen Commission vorgeschlagene System der Bretterwände, die die einzelnen Ausstellungsgruppen zu scheiden hätten, nicht stören zu lassen. Sie ließen sich's nicht aufdrängen und bestanden auf der Zentralisation ihrer Ausstellung. Und dies wahrlich nicht zum Nachtheile ihrer Ausstellung, die nicht, wie andere, in einzelne, elegante, größere Schachteln zerfällt, sondern ein reiches Ganze ist. Wie gut es doch ist, seinen „eigenen Kopf" auch in der Fremde zu behalten! Ich wollte, die Deutschen, die Oesterreicher und andere Nationen hätten auf dem Marsfelde desgleichen gethan; man wäre mit ihnen ganz anders umgegangen, als man es in manchen Fällen gethan. Laßt Euch nichts gefallen und man wird Euch nach Gebühr werthschätzen! So halten es die Engländer, und ihr phlegmatischer Widerstand nützt ihnen in Paris in allen Ausstellungsangelegenheiten sehr viel. — Ich glaube nach dem Geschmacke der Leser zu handeln, wenn ich sie nicht in die ersten Waarenzeilen, die sich uns am großen Vestibule öffnen, hineinführe. Alle Achtung vor den reichen Manufakturen Englands, die uns da in gehäufter Fülle anstarren. „Cotton is King", wie der Engländer sagt. Möglich; wir beugen uns vor diesem König, wenn es sein muß, gehen aber nach der Verbeugung rasch weiter. Nur vor einem Aussteller dieses Königs bleiben wir einen Augenblick stehen, weil er uns das seltene Schauspiel eines Engländers bietet, — der Geschmack hat. Wir sind auch nicht die Einzigen, deren Aufmerksamkeit die Ausstellung des Manchester Hauses Wators u. Comp. erregt. Hat es ja das Haus verstanden, aus bloßen Cottonmustern

einen — gothischen Thurmbau aufzuführen. Niedlicheres kann man gar nicht sehen, als diesen stylvollen, gothischen Cottonbau. Von ferne glaubt man einem jener architektonischen Stücke zu begegnen, die Conditoren aus farbigem Zucker aufzuführen pflegen. Für Näscher ist die Enttäuschung freilich keine kleine, wenn sie näher treten und statt Zucker — Cotton entdecken. Aber aus diesen Cottonmustern ist gerade das diesem Stoffe Widerstrebendste gemacht worden. Man findet Alles an diesem Kirchenbau wieder, was man bei einem solchen zu suchen hat: der große Thurm ist da und die vier kleineren Seitenthürme und schöne, schlanke, wie aus farbigem Marmor gemeißelte Säulchen, und auch Spitzbogen vermißt man nicht und bekränzte Giebel, und das Alles ist nichts, gar nichts als — Cotton! Cotton, auf kleine Röllchen gewickelt und doch dieser effektvolle Eindruck! Das wird man doch ein Meisterstück origineller Ausstellungsweise nennen dürfen!

Englische Tuche und Hosenstoffe hängen da auch in schwerer Menge. Das ist Alles für — der auserlesenen Schneider feines Jurorauge, nicht für uns. Preisen wir Manchesters menschenbeglückende Industrie im Vorübergehen. Uns ziehen Wedgewoods und Worcesters Ausstellungen mehr an. Die beiden Porzellain-Manufakturen Englands repräsentiren sich in imponirender Weise. Aus der berühmten Wedgewood-Fabrik in Sloke sur Trente sind im Vestibule kolossale Stücke jener längst bewunderten Arbeiten in Jasper ausgestellt, die weit mehr durch Originalität, als durch schöne Formengebung so überaus imponiren. Diese blau-gelb-grünen Majoliken des Wedgewood'schen Ateliers erreichen eine fast monu-

mentale Wirkung. Man staunt, bis zu welcher Kühnheit hier mit dem Thonstoffe umgegangen wurde. Dieser monumentale Kandelaber auf hohem, figurenreichen Piedestal, die weithingestreckten Arme hörnerartig geformt, rund herum mit abenteuerlichen Thierköpfen in Hochrelief, ist ein wahres Prachtstück kunstvoller Töpferei! Freilich springt der Paradirenszweck zu vorherrschend bei diesen Wedgewoods-Waaren in's Auge. Man wäre in Verlegenheit, zu sagen, wohin z. B. dieser Kandelaber gehöre. Er kann wahrscheinlich nur die Bestimmung haben, auf Ausstellungen die hohe Vollendung Wedgewood'scher Artikel mächtig zu predigen. Indeß, die berühmte Fabrik hat noch nebst den großen Stücken, die sie im Vestibule mit Pomp aufgestellt, auch im Inneren der englischen Abtheilung Vieles von ihrer berühmten „Queen's ware", jenen solid gearbeiteten, prunklosen und doch schönen Geschirren, die jede englische Haushaltung zieren, gebracht. Die königliche Fabrik von Worcester paradirt mit ihren kostbaren Fayencen aller Formen und Style. Würdig stehen Beiden die Arbeiten Minton's an der Seite. Seine Majoliken bestechen vor Allem durch elegante, feine Zeichnung, auf die sonst englische Porzellanarbeiten keinen Anspruch zu machen pflegen. Man sieht unter ihnen Stücke, so zierlich, daß sie für französische Produkte gehalten werden könnten. Die beiden Mohren, Schalen auf dem Haupte tragend, will ich jedoch nicht zu diesen gerechnet wissen. Nenne ich noch Copeland, dessen Vasen der alten Berühmtheit der Fayencearbeiten dieser Firma vollends entsprechen, so habe ich das Schönste und Beste englischer Porzellanmanufaktur hervorgehoben. Der

Streit, ob diesen englischen Arbeiten vor denen von Sèvres oder der französischen Waare vor der englischen der Preis gebühre, wird wieder schwerlich entschieden werden, was auch kein Unglück ist. Der Nationalstolz geht beiden Parteien über alle Unparteilichkeit; man hat daher einander gelobt und sich dabei das Seinige gedacht, sich aber auch jedenfalls gehütet, etwas Außerenglisches oder Außerfranzösisches, z. B. etwas Deutsches, von dieser Branche für besser zu halten. Wenn man dabei wenigstens nur nicht ganz vergäße, daß die Fortschrittsanbahnung in der Vollendung der Majoliken und Fayencen in England und Frankreich von — Deutschen ausging! Zahlreich sind die englischen Porzellanmanufakturisten nicht gerade auf der Ausstellung erschienen. Man zählte im Ganzen nicht mehr als 17. — Respektabel, in mancher Hinsicht von hohem Interesse ist, was die englischen Aussteller an Glas- und Krystallwaaren bringen, wenn sie auch auf dieser Linie der Industrie vor den französischen Konkurrenten in den Hintergrund müssen. James Green, Philipps, Powell und Andere zeigen gleichwohl elegante, geschmackvoll und zierlich gearbeitete Gobeletterien, Service, Kandelaber in allen möglichen Krystallfarben. Chance Frères läuft ihnen jedoch Allen den Rang des Interessanten ab mit seiner Ausstellung farbiger Glastafeln und seinen kolossalen Cylinderstürzen.

Geringfügig in auffallendem Grade ist die Bronzearbeit Englands vertreten. Da schien man es im Vorhinein für fruchtlos zu halten, sich mit dem Nachbarvolke messen zu wollen. Zwei Aussteller einzig und allein, wo Frankreich nicht weniger als 99 hat! Da sind die

Juweliere und Orfeveristen Englands imponirender an Zahl und Arbeitsqualität. Juweliere! Bei der bloßen Nennung dieses Wortes sehe ich, meine Damen, Befriedigung in Ihren Augen glänzen. Ach ja, reden wir von Juwelen! Schon das Reden von Juwelen ist so angenehm, noch angenehmer freilich das Besitzen. Wenn diese englischen Juweliere, deren Plätze immer dicht umdrängt, namentlich von Damen, sind, nur nicht gar so ihr Publikum aufregen würden! Es ist ein Akt von Unbarmherzigkeit, den mancherlei deutschen, französischen und englischen Gretchens, die da umher stehen, solchen Schmuck zu zeigen. „Nach Golde hängt, nach Golde drängt ja Alles! Ach wir Armen!" Diese Worte des Liebchens unseres Faust ziehen da still durch das Gemüth mancher Dame, die gerade vor den Herrlichkeiten, die der Londoner Juwelier John Brogden ausgepackt, sinnend und voll tiefer Bewunderung dasteht. Was ihr diese Perlendiademe, Bracelettes, Emailbrochen u. s. w. für geheimen Kummer machen mögen! Da sind wir Herren der Schöpfung denn doch etwas stärker konstruirt und keinerlei Gelüste überströmt uns, den Kaiser Napoleon um den aus purem Gold getriebenen Pokal, der die Form eines Pferdekopfes (welch bizarre Idee!) hat, zu beneiden, den er sich (den Pokal nämlich) bei Mr. Brogden gekauft hat, wie eine Aufschrift des Pokals uns stolz belehrt. Wir wünschen ihm noch den besten Wein und die fröhlichsten Stunden dazu, wenn die Pariser nichts dagegen haben. Unser Herz kennt keinen Neid und weil uns der honorable Juwelier aus Covent Garden, Henrietta Street, gefeit genug hält, all diesen Schönheiten zu widerstehen, drückt er uns auch

einen gedruckten Katalog von all dem Schönen und Theuren, das er für die Großen der Welt im Vorrath hat, in die Hand. Wie gütig der Mann ist! Aus diesem Katalog kann man nicht nur, indem man sich die Preise ansieht, — entbehren lernen, man kann auch noch Anderes daraus lernen. Mr. Brogden zieht auch einen kurzen, aber klassischen Vergleich zwischen seiner Goldarbeit und der des Shakespeare'schen Zeitalters. „C'était la mode du temps de Shakespeare!“ ruft er ganz verächtlich aus, nachdem er nachgewiesen, wie „malhonett“ man damals gearbeitet. Er erhärtet seine Reklame auch noch schwarz auf weiß, mit Stellen aus der „Komödie der Irrungen“ in der Uebersetzung von Guizot! Wenn die Franzosen nun auch diese Gelegenheit vorübergehen lassen, Shakespeare lesen und auffassen zu lernen, dann ist Hopfen und Malz an ihnen verloren!

So sind sie aber, diese liebenswürdigsten, leichtfertigen Erdenkinder, die Größe englischer Nation leuchtet ihnen eher aus den Juwelen und Perlen ein, die sie vor sich liegen sehen, als aus Shakespeare's Geistesreichthümern. Was sind z. B. die Juwelen der Dichterkrone, die der Schwan von Avon trägt, gegen den Schmuck der Contess of Dudley, den die Juweliere Hunt und Roskell ausgestellt haben! Diese Lady müßte, auf einer Ausstellung sämmtlichen Damenschmuckes, der in der Welt existirt, den der Königinnen nicht ausgenommen, einen Preis bekommen. Was uns diese Frau für Begriffe von den Diamanten und Perlen, die sie zu Hause hat, macht! Mehr beneidet ist auf dem Marsfelde Monate hindurch keine Frau der Welt, auch die Kaiserin Eugenie nicht

ausgenommen, worden, als die Lady Dudley. Ihr Schmuck erregte das Erstaunen und die höchste Bewunderung der Ausstellungswallfahrenden aller Nationen. Da standen sie stundenlange mit dem Ausdruck der Sprachlosigkeit und leuchtenden Blickes vor dem Schmuck der Dudley. Mühsam blieb es zu jeder Tageszeit den Kostbarkeiten nahe zu kommen, die Frauen belagerten förmlich in Massen den Dudley'schen Schmuck, den Schmuck der Schmucke, könnte man sagen. Hat diese Dudley aber auch Diamanten und Perlen und Brillanten weit mehr als unser eines Knöpfe auf der ganzen Garderobe! Da hängt eines ihrer Diademe voll von großen Diamanttropfen, da ein Halsschmuck mit fünf Schnüren Perlen, da wieder ein anderer mit Brillanten und großen Edelsteinen dicht besetzt, drei- viererlei Ohrgehänge, Schmuck in Silberblätterform, Bracelettes aus den feinsten Steinen, Brochen mit Goldemaillen u. s. w. An diese Dudley scheint das Stigellische Lied „du hast Diamanten und Perlen" gerichtet zu sein, d. h. falls sie die „schönsten Augen" haben sollte, was ich fast bezweifeln möchte. Warum? Weil wie ich glaube die „schönsten Augen" sich nicht solche Konkurrenz, vom Juwelier herbeigeschafft, machen lassen würden. Verzeihe mir's die gnädigste Komtesse von Dudley, wenn ich ihr Unrecht thue, was jedenfalls verhütet würde, wenn der Juwelier das Bild der Contesse of Dudley auch gleich ausgestellt hätte. Verdient eine Dame die solchen Schmuck besitzt, etwa nicht auf einer Weltausstellung gesehen zu werden?

Mit Recht hat man den Grafen von Dudley englischerseits zum Juror über die Juwelen des Marsfeldes

gemacht, denn er ist der erste und feinverständigste Juwelenliebhaber Englands. Er versteht aber nicht nur, er kauft auch Diamanten und Perlen. Seine Frau weiß davon zu erzählen. Und wer, meinen die Leserinnen, soll diese Contesse Dudley gewesen sein, dieselbe Contesse die sich heute Hals, Kopf, Brust, Ohr mit solchen Steinen schmücken kann, bevor sie in den Armen ihres Gatten so viel Liebe und Diamanten fand? Ein armes Arbeitermädchen von London! Wenn nur Juwelen reden könnten! Dieser Lord Dudley ist im Ausstellungspalast gewiß von Hunderttausenden von Frauen als der liebenswürdigste Gatte der ganzen Welt gepriesen worden. Er ist es auch, denn seiner Meinung nach hat die Lady Dudley noch immer nicht genug des schönsten Schmuckes in ihren verschiedenen Kästchen und er kauft ihr noch immer neuen. Auch vom großen Weltmarkte des Marsfeldes bringt er ihr wieder einen neuen kostbaren Schmuck nach Hause. Er hat auf der italienischen Abtheilung einen ganzen antiken Schmuck, Halsband, Diadem, Ohrringe, für schweres Geld erstanden und wird ihr, zu Hause angekommen, die einzelnen Prachtstücke, von dem berühmten Castellani in Neapel gearbeitet, und alle die Antike mit auserlesenem Geschmacke und Feinheit wiedergebend, zu Füßen legen. Ich könnte hier einzelnes dieses antiken Schmuckes eines nähern schildern — wenn ich nicht fürchten müßte, meine lesenden Damen in eine unnütze Aufregung zu versetzen. Auch noch andere englische Damen legten ihren Schmuck zu Ehren des Vaterlandes auf den Tisch des Hauses der Weltausstellung. So die Herzogin von Devonshire, die ihren originellen von

Diamanten strotzenden aus geschnittenen, antiken Steinen vom Juwelier Hancok gefaßt, sehen ließ. Nicht weniger als etliche achtzig antike Steine, die sonst nur ein Stillleben in irgend einem Museum zu führen gewohnt sind, sind da an das Tageslicht eines blendend weißen Halses (vielleicht bin ich zu galant?) einer Herzogin gezogen worden. Wenn diese Herzogin ihre antikisirende Richtung nur nicht in der ganzen Toilette verfolgt! Für diese Dame paßten auch diese originellen Ohrgehänge, die wir bei dem Juwelier Brogden sahen und die zwei goldene Matrosenleitern vorstellen, auf denen Matrosen herumkletternd zu sehen sind. Bei aller Neuheit sehr abgeschmackt! Diese Ohrgehänge beweisen nur eines, daß Master Brogden jedenfalls auch in seinen Goldschmiedsachen ein politisch pfiffiger Kopf, denn er gedenkt bei dieser Gelegenheit auch freundschaftlichst der französischen Flotte und läßt neben dem eigenen landsmännischen Matrosen auch einen französischen Kameraden die güldene Ohrenleiter erklettern. Die Dame, die dieses Ohrgehänge kaufen sollte, wird also jedenfalls von dem einen Ohr einen Engländer, vom andern einen Franzosen herabbaumeln lassen. Das wäre ja die leibhaftige französisch-englische entente cordiale „nicht bis über die Ohren" sondern bis „unter die Ohren"! — Diese Schmuckkästchen englischer Ladys mögen überhaupt ein interessantes Studium sein. Nur müßte man sie, eben behufs näherer Bekanntschaft mit ihnen, mit sich nehmen dürfen. Was sie nicht alles für historische Juwelen bergen sollen! So soll z. B. die Perle, die einst Cäsar der Sempronia, der Mutter des Brutus, geschenkt, dieselbe,

die späterhin Karl I an dem Tage noch trug, da er im Tower das Schaffot bestiegen und die nicht weniger als 3 Mill. Frcs. geschätzt worden, heute im Familienschmuck eines der ersten englischen Aristokratenhäuser eine stille aber sichere Unterkunft gefunden haben. Wenn nur Perlen reden könnten! — ich komme immer wieder darauf zurück.

Da hängen noch in der interessanten Nachbarschaft des Schmuckes Dudley zwei ungarische Attilas, bei denen man vor lauter Perlen gar nicht den Sammt sieht, aus dem sie gearbeitet sind. Wenn diese zahllosen Perlen reden wollten, was würden sie nicht von der Vergänglichkeit altaristokratischer Herrlichkeit alles zu erzählen haben? Noch vor einem Jahre waren diese magyarischen Hofkleider im Besitze des Fürsten Eßterhazy und heute gehören sie dem Juwelier Brogden in London, der sie bei der in London vorgenommenen Versteigerung des Eßterhazischen Familienschmuck um 50,000 Frcs. an sich gebracht! Der reiche, verschwenderische Magnat, der Schulden halber solche Röcke vom Leibe ziehen muß, um sie auf dem nicht ungewöhnlichen plebejischen Wege der Lizitation zu verträdeln und das einstige arme Arbeitermädchen von London, das nun als Contesse von Dudley die schönsten Diamanten der Welt trägt — sind das nicht prächtige, bedeutungsvolle, charakteristische Contraste aus der Geschichte der modernen Gesellschaft? Und da hängen sie so unschuldig und naiv neben einander, diese Kostbarkeiten, als wüßten sie nichts zu erzählen. Sie wollen nur nicht!

die [illegible] Tage noch trug, die erste [illegible] ist nicht weniger als 3 Mill. Frcs. geschenkt worden, [illegible] im Familienschmuck einer der ersten englischen Aristokratenhäuser eine ganz oder größere Unterkunft gefunden haben. Wenn nur [illegible] — ich könnte immer wieder [illegible] spielen!

[illegible] ist der interessanteste [illegible] des [illegible] jene ungeheure [illegible], die [illegible] Perlen [illegible] der Summe [illegible], die dann sie gearbeitet sind. [illegible] jener kostbaren Perlen [illegible] wollen, was würden sie erst von der Vergänglichkeit [illegible] alles zu erzählen haben? Noch vor einem Jahre [illegible] Juwelier im Besitze [illegible] gehörten sie dem [illegible] in London, der sie bei der [illegible] Versteigerung des [illegible] Familienschmuck um 50,000 Frcs. an sich gebracht. Der [illegible] Magnat, der Schulden halber solche Werte vom Leibe ziehen muß, um sie auf dem [illegible] Wege der Auktion zu [illegible] und das [illegible] arme Arbeitermädchen vor [illegible], das [illegible] von [illegible] die [illegible] der Welt trägt — sind das nicht [illegible] charakteristische Contraste aus der Geschichte der modernen Gesellschaft? Und [illegible] hängen sie so [illegible] mehr erzählen, [illegible], als [illegible] sie wollen, zu erzählen. Sie wollen mir nicht!

Englischer Luxus.

2.

Auf englischem Brillantengrund. — Die Juweliere und ihre französischen Zeichner. — Honcok und Harry. — Perlenaugen. — Elkington's Silbermonumente. — Schweigen ist Silber. — Der Wunderschwan. — Uhren. — Spekulationen auf das „Kind von Frankreich“. — Ein Spielwaarenhändler. — Der Armeeschneider. — Spitzen. — Der Point d'Irland und das Feniertthum. — Luxusmöbel und ihr Widersinn. — Der Schlaf der Reichen.

Englischer Luxus.

2.

Wir verweilen noch ein wenig auf dem englischen Brillantengrund — bei den englischen Goldarbeitern und Juwelieren. Es stehen andere Leute noch viel länger und — kaufen auch nichts. Und überdies dürfte Ihnen, liebe Leserinnen, der Schmuck der Conteß von Dudley auch Lust gemacht haben, Anderes zu besichtigen. Derselbe John Brogden, der, wie ich Ihnen erzählte, Shakespeare für seine Waare Reklame machen läßt, hat auch nebst dem Pferdekopf-Pokal, den ihm der Kaiser abgekauft, einige andere Ausstellungsstücke hergestellt. Wie reizend ist seine „Andromeda", eine niedliche, frei, sehr frei nach der Antike aus Silber getriebene Figur, die mittelst eines kleinen Silberkettchens an ein aus reinem Krystall gebildetes Felsstück gebannt ist. Auf den Kaiser Napoleon und die Kaiserin Eugenie hatte es dieser englische Juwelier eigens abgesehen. Kann dieser aus Gold getriebene Baumstumpf, an dessen beiden Seiten die

Medaillon-Porträts Ihrer französischen Majestäten, in Perlen gefaßt, hängen, auf etwas Anderes hinzielen, als auf das Wohlgefallen und die Privatchatulle Ihrer Majestäten? Sir John Brogden dachte sich gewiß die Sache so: Wenn die Kaiserin Eugenie an diesem Prachtstück hier vorübergehen und den Kaiser bei rechter Laune wissen wird, dann wird sie sagen: „Kauf mir das, mon ami!" und „mon ami" wird's kaufen, weil man einer lieben Frau überhaupt und einer so lieben, wie die Kaiserin von Frankreich eben ist, nichts abschlägt, und John Brogden wird ein gutes Geschäft machen. Ob er sich nicht doch verrechnet hat? Und wenn auch — der Mann hat sich im Ganzen nicht zu beklagen. Auf vielen seiner kostspieligen Bracelette, pompejanischen Brochen, ägyptischen Stirnbänder hängt bereits der stolze Zettel: „vendu." Was diese englischen Bijouterien so sehenswerth macht, ist, nebst der gediegenen soliden Arbeit, auch die geschmackvolle Zeichnung. Freilich rührt diese in der Regel von französischen Arbeitern, auch von italienischen her. Die englischen Juweliere sind so aufrichtig, das Licht ihrer Modelleure nicht unter den Scheffel zu stellen, und bei der letzten Londoner Weltausstellung hat die Jury einige dieser Zeichner eigens prämiirt, was hoffentlich die Jury unserer jetzigen Ausstellung zu thun nicht vergessen hat. Und dann kann dem Zeichner der Firma Honcok fils et Comp., einem Italiener, dessen Namen ich mir nicht recht gemerkt, die Auszeichnung nicht entgehen. All' die Schmucksachen, die Honcok ausgestellt, fesseln durch ebenso elegante, als anmuthige Modellirung das Auge in nicht geringem Grade. Eines dieser Stücke — einen Kamm —

bewunderte hier die ganze Damenwelt und ich möchte diesen Kamm viel lieber noch als hier in dem reichen, üppigen, von Chignons noch unentweihten Haare eines schönen Mädchens sehen. Pia desideria! höre ich Sie rufen. Vielleicht; aber man muß auch fromme Wünsche haben.

In der Ausstellung des Juweliers Emanuel Harry spielt die Koralle eine große Rolle, und zwar in der Umgebung von Perlen und Brillanten. So ist sein Korallendiadem, mit großem Perlenbesatz, wahrlich nicht zu verachten. Eine Force dieses Arbeiters scheinen die Brochen, Braceletten, Knöpfe mit Emaillen sehr bizarrer Natur zu sein. So sind exotische, buntfiedrige Vögel vorwiegend die Dekoration seiner Brochen, Vögel, denen er anstatt Augen — Perlen einsetzen läßt und ihnen die Schnäbel vergoldet. Mr. Harry geht weiter als unser deutscher Dichter, der da sagt: „Perlen bedeuten Thränen"; ihm, dem englischen Juwelier, bedeuten Perlen gleich die Augen selbst. Im Korallenschmuck leisten auch Philipps und Randel (Letzterer aus Birmingham) Schönes. Mit Silberarbeiten brilliren Hunt und Roskel und Elkington aus London. Hunt u. Roskel zeigen figurenreiche Arbeiten großen Styles, grandiöse Schildstücke mit Hochrelief-Arbeiten, Reiterstatuen, Tafelaufsätze mit Thiergruppen u. s. w. Da ist z. B. ein Palmerston zu Pferd, tüchtig modellirt, rein gearbeitet. Aber was sind diese schönen Dinge alle leer, bedeutungslos, nicht einmal das Bischen Zweck, das jeglicher Luxus erfüllt, erfüllend! Die Engländer scheinen große Liebhaber solcher Silbermonumente für den Tisch und Kasten zu sein. Wenigstens

wimmelt es bei ihren Gold- und Silberarbeitern von dergleichen Reiterstatuen aus schweren Silber. Elkingtons monumentale Silberarbeiten sind berühmt. Das große Stück von ihm, das im Katalog den Titel „prix du concurs international de Tir des Volontaires“ führt, geht schon in seiner großen Anlage über das Gewöhnliche hinaus. Es ist eine symbolische Nebeneinanderstellung von Krieg und Frieden; den Krieg repräsentirt natürlich Mars, den Frieden Madame Ceres, jedes von ihnen ist von mehr oder weniger charakteristischen Gruppen umgeben. Weiber und Kinder spielen auf dem monumentalen Tafelaufsatz eine etwas zu große Rolle; im Frieden sieht man sie ihren Buben das ABC lehren, im Kriege (auf der gegenüberliegenden Seite) sieht man sie schreien und heulen. Die alle diese Figuren beherrschende Spitze des Monumentes nimmt ein Herr ein, den ich nicht kenne, und da kein Eingeweihter der Firma zur Hand ist, um ihn uns vorzustellen, müssen wir ihn seinem silbernen Inkognito überlassen. Schweigen ist hier einmal nicht Gold, sondern wirklich Silber! Was das Monument will, erfährt man freilich aus den beiden Sprüchen, die es trägt und von denen der eine lautet: „Si vis pacem, para bellum“ (Willst du Frieden, so mache mobil, wie die neueste Uebersetzung lauten muß), und der andere: „Deffence not de fiance!“ Aber wie verschwanden alle diese Herrlichkeiten gegenüber dem silbernen Schwan von Elkington! Im Angesicht dieses „Wunderwerkes“ drängte und stieß das Volk des Marsfeldes einander wacker umher. Freilich, der Schwan war nicht nur groß und schön gearbeitet, er that auch so lebendig und hob und

senkte den kostbaren Hals, ganz so, wie es sich für einen im Ansehen eines poetischen Thieres stehenden Schwan geziemt. Sogar Lohengrin müßte seine Freude an ihm gehabt haben. Nicht genug des Wunders, fraß dieser silberne Schwan auch vor den Augen der Menge, kleine Goldfische. Das ist doch mehr, als man von einem silbernen Tafelaufsatz fordern kann? —

Auch ihre Rennpreise aus gediegenem Silber stellen die Engländer aus. Eine ganze Anzahl von „Askot"- und „Derby"-Pokalen, alle reich mit Reliefs geschmückt, ist zu sehen. Uns aber ruft noch anderweitiger englischer Luxus, wir müssen weiter. Zu den Uhren? Nun, wir können nicht vorübergehen, ohne ihrer wenigstens flüchtig zu gedenken. Unter den Artikeln der 30 Aussteller, die sich da repräsentiren, findet sich viel Schönes, Solides, Theueres, Chronometer und Pendulen aller Art. Die beiden ersten Taschenuhrenmacher Englands, Deut und Bennett, thun sich auch da wieder, ihre Kolegen überflügelnd, hervor. Außerordentliches jedoch fehlt in dieser englischen Klasse zur Gänze und wir werden ansehnlichere Arbeiten bei anderen Nationen auf diesem Gebiete zu suchen haben. Englischen Uhren wird dies nicht wohl klingen, aber wahr ist es. Wenn diese englischen Händler nur nicht auch bei Kleinigkeiten so „umgürtet mit dem Stolze ihres Englands" auftreten würden! Es ist oft lächerlich, in welchem Mißverhältniß bei ihnen Zweck und Mittel stehen. Da ist ein Spielwaarenhändler, der so reklamengesättigt auftritt, als hätte er die Puppe erfunden, was vielleicht kein geringeres Verdienst wäre, als die Erfindung der gezogenen Kanone. Wie

großsprecherisch schon seine Firma ist — „zu den ersten Höfen Europa's." Das ist ihm aber noch nicht genug; die Fahnen, die seinen Platz umwehen, genügen auch noch nicht; da hängt auch noch das Dekret in goldenem Rahmen, das uns beweist, daß der Mann Puppenlieferant „Ihrer Majestät der Königin" ist. Wenn der Prinz of Wales und die Princeß Royal so geworden, wie sie sind, so hat nur der englische Spielwaarenhändler daran Theil! Daß du es weißt, Volk von Europa! Das Ganze aber hat doch jemanden ausnehmend amusirt und der ist kein Geringerer als der — kleine Ehrenpräsident der Weltausstellung, der kaiserliche Prinz. Vor dem Kram dieses englischen Spielwaarenhändlers hätte er seine liebe Freude, die einzige wahrscheinlich, die er an der Stellung eines Ehrenpräsidenten überhaupt hätte. Wer weiß, hätte Master Krämer überhaupt so viel Spektakel gemacht mit seinen Spielwaaren, hätte er nicht gewußt, daß das „Kind von Frankreich" an der Spitze der Pariser Weltausstellung stehe.

Nicht weit von dem Mr. Spielwaaren-Krämer zieht der Armeeschneider Großbritanniens die Aufmerksamkeit auf sich, Mr. Tait. Er hat drei Musterexemplare von Männern des englischen Fußvolkes ausstopfen lassen und vollständig equipirt: einen Füselier-major in rother Uniform, einen Infanteriesergeanten in weißer und einen Riffleman in schwarzem Schnürrock. Die 3 Herrn von Ihrer Majestät Armee sahen sehr possierlich aus und die Franzosen, namentlich Frauen und Mädchen, konnten sich im Angesichte dieser halb-spießbürgerlichen, halb gentlemanliken Helden von jenseits

des Kanals, des Lachens nicht erwehren. Wie ich aber dazu komme, diese Ausstellung des englischen Armeeschneiders unter den Luxusartikeln anzuführen, dies dürfte mir, falls ich von den Lesern zur Rechenschaft gezogen werden sollte, zu beweisen gar nicht so schwer fallen. Ich brauchte mich nicht einmal darauf zu beziehen, daß ich, da ich bisher von „Frauenartikeln“ geredet, mit Recht auch vom Krieger, der ja auch ein Lieblingsartikel der Frauen, reden konnte; mich würde der faktische Umstand, daß die Armee in England wirklich fast blos Luxus ist (glückliches Land!), schon von dem Vorwurfe einer frivolen Verknüpfung des Soldatenrockes mit Frauen und Frauenluxus lossprechen. Ich kann also getrost vom Soldatenrock der englischen Armee zu den — Spitzen der englischen Gesellschaft übergehen, d. h. zu den geklöppelten Spitzen, die da in der englischen Abtheilung ausgestellt sind. Die Nottinghamer Spitzenfabrikation brillirt mit einigen großen Stücken dieser Industrie, die an Feinheit der Arbeit und Schönheit der Muster nichts zu wünschen übrig lassen. So hörte ich wenigstens einige Mitglieder der französischen Jury, die gerade auch beim Beschauen waren, einstimmig versichern. Eduard Steegman, dann Jakoby u. Cy., Coopsteak u. Cy. haben wahre Prachtstücke von Spitzen ausgestellt, was ich mit meinen eigenen Augen bezeugen kann. Aus der Fabrik der zweitgenannten Nottinghamer Firma ging jene Riesenspitze hervor, die eine gestickte Menagerie genannt werden könnte. In der Mitte erhebt sich ein Käfig mit Löwen, ringsherum an den breiten Kanten laufen allerlei Thierstücke, Zebra's, exotische Vögel, Hirsche u. s. w.,

und mit der Darstellung dieser wechseln Vegetationsbilder, alle Bezug auf die Heimath der Thiere nehmend, die sie umgeben, ab. Das ganze Dessin ist, bei allem Reichthum der Gruppen, fern von aller Ueberladung und die ganze Spitze eine geradezu bewunderungswerthe Arbeit. Auch sonst haben englische und irische Spitzenfabrikanten Ausgezeichnetes geleistet, so z. B. die Fabriken in Exeter und Bedfort. Der „Point d'Irland" ist, trotz Fenier und Fenierprozesse, für die reichen Ladys noch immer der point d'honneur ihrer Toilette.

Luxusmöbel haben vierzig Aussteller aus England gefunden, darunter die ersten Arbeiter des Landes, wie: Jackson et Graham, Gillow, Holland und Sohn, Trollope, Wright und Mansfield. Der Begriff „Luxus" entspricht dem Werthe der meisten dieser Waaren vollständig und zwar nicht nur dem inneren, sondern auch dem äußeren Werthe.

Wie viel Platz nehmen diese kostbaren Kästen, Schränke, Toilettetische, Uhren und Spiegelstellagen, Betten u. s. w. aus feinem Holze, alle mit kunstvollen Einlagen oder Figuren und reichem Schnitzwerk versehen, geschmückt bis zur excessivsten Dekoration, wie viel Platz sage ich, nehmen sie alle ein und wie wenig Platz haben sie selbst für all' die verschiedenen Dinge, für die sie doch eigentlich gemacht sind! Der Zweck des Möbels wird immer mehr in den Hintergrund gedrängt, die Dekoration ist die Hauptsache. Der Kasten hört auf Kasten, der Bücherschrank hört auf Bücherschrank zu sein und sie sind zu nichts anderem da, als daß man ihre Skulpturen, ihre Elfenbeineinlagen, ihre Emailarbeiten,

Holz- und Metallarabesken bewundere. Was kosten diese Möbel und was sind sie im wahren Sinne des Wortes werth, d. h. nutz! Es ist alles zu schön, zu kostbar, um dem Gebrauche zugeführt zu werden. Die Bettstelle ist zu reich, als daß man sich hineinlegen sollte, ohne sich vor seinem eigenen Säckel zu geniren; das Sopha ist zu elegant geschnitzt und ausgelegt, als daß man sich so einfach darauf hin strecken sollte. Ich bitte Sie, ein kühner Ruck bei Nacht in dem einen, und Nachmittags auf dem andern und man bedroht die Existenz einer Figur, die weit mehr Geld gekostet, als so ein Bischen Schlaf werth ist! Dann sage man noch, die Natur in uns Menschen sei nicht gebändigt genug. Können es doch die reichen Leute, die solche Himmelbetten haben, wie das eine von Heal und Sohn ausgestellte ist, nicht einmal recht wagen in diesen Betten so recht aus dem Vollen zu schlafen, aus Respekt vor der Kunst, die *auf* ihren Betten ist!

VIII.

Beim kranken Mann.

Abdullah Bey. — Ein Wiener Türke. — Dr. Hamerschmied. — Honvéd und Bey. — Aus dem türkischen Bazar. — Die Schwerpunkte orientalischen Lebens. — Teppich, Kafé und Tschibuk. — Gold und Seide. — Eine Welt voll Schlaf. — Opium. — Egyptische Costüme. — Strick und seidene Schnur.

VIII.

Beim kranken Mann

Abdullah Bey. — [illegible]

VIII.

Beim kranken Mann.

Kennen Sie Abdullah Bey? Die Frage erscheint wohl den Lesern komisch. Woher sollten wir Abdullah Bey kennen? höre ich Sie fragen. Und wer weiß kennt ihn nicht der Eine oder der Andere von Ihnen, diesen Abdullah Bey! Und dabei brauchen Sie gar nicht erst an die Märchen von „Tausend und einer Nacht" oder an die „Zauberlaterne" zu denken, Abdullah Bey ist Fleisch und Blut, Abdullah Bey lebt, lebt sogar sehr gut, weil es ihm seine Mittel erlauben. Man konnte den Mann täglich um die Mittagsstunde in der türkischen Abtheilung des Ausstellungspalastes sehen. Er wird wohl ein hoher Fünfziger sein, das kluge, freundliche Antlitz ist von einem ergrauten Vollbart umrahmt; vom Haar weiß ich nichts Näheres, denn Abdullah Bey trägt einen den ganzen Scheitel in tiefes Mysterium einhüllenden Fez, der nicht plaudert. Der blaue, nachlässig sitzende Rock mit den gelben Knöpfen zeigt auf eine officielle

Stellung des Mannes in der Türkei, er hat den Rock eines Militärs, aber dabei das Gesicht eines deutschen Gelehrten. Und lange, ehe ich Abdullah Bey kennen lernte, gab ich seinem Gesichte Recht. Ich betrachtete es immer mit der stillen Neigung und dem Wohlgefallen, die man in der Fremde einem landsmännischen Gesichte entgegenzutragen pflegt. Das ist kein Originaltürke, sagte ich mir jedes Mal, so oft ich ihn sah. Und dabei leiteten mich auch die öfteren Erfahrungen, die ich schon auf dem Marsfelde gemacht: bei falschen Türken und Türkinnen. Weß Rock du trägst, dessen Sprache du sprichst — hieß es hier auf dem Marsfelde. Für einen solchen Türken hielt ich nun Abdullah Bey freilich nicht, aber ich war der festen Ueberzeugung, daß im Hintergrunde seines Muhamedanismus noch eine andere Religion und eine andere Nationalität sanft schlummere. Und ich irrte mich nicht.

Ich ging eines Tages auf Abdullah Bey los und begann das Geplänkel in französischer Sprache. Er gab mir bereitwilligst einige Auskünfte, sagte aber schon nach einigen Augenblicken der Konversation: „Sie sind ja ein Deutscher, reden wir deutsch!" Dieses Vergnügen sollte der Mann haben. Und wir plauderten hierauf gemüthlich über das und jenes, Türkisches und Oesterreichisches und Ungarisches und nach weiter wenigen Augenblicken fanden die Enthüllungsfeierlichkeiten des Türken Abdullah Bey statt, der türkische Schleier fiel und vor uns stand ein Landsmann: aus dem „Bey" ward ein deutsches Doktor und aus dem „Abdullah" ein deutsches Hammerschmied, kurz Abdullah Bey ward Dr. Hammer-

schmied, die Ufer des Bosporus verschwanden und dafür kamen die des — Wienflüßchens freundlich (soweit diese das vermögen) zum Vorschein. Und die Geschichte des Abdullah Bey? Sie ist einfach. Er ist einer von den Türken, welche die Renegatenreichen Jahre 1848 und 1849 getragen. Dr. Hammerschmied, ein geborner Wiener, war einer der Aerzte der ungarischen Revolutionsarmee, ein Honvéd-Medikus, der nach der Uebergabe von Világos mit vielen Anderen den Weg über die Grenze nach Rumänien und der Türkei gefunden. Ein halber Orientale, wie er schon seiner eigentlichen Nationalität nach war, wurde es ihm nicht schwer, nun ein ganzer zu werden und der Islam hatte ihn eines schönen Tages mit Haut und Haar und erfreut sich seitdem schon durch 18 Jahre seiner Anhänglichkeit und Treue. Der „kranke Mann" kann nicht genug gute Aerzte haben und Abdullah Bey ist ein guter Arzt. Abdullah Bey ist seinerseits mit dem Islam nicht weniger zufrieden, er hat mit ihm Karriere gemacht und ist heute Direktor des Militairspitals zu Stambul und auch der Medschidin ziert seine Brust. Für all' dies hat Abdullah Bey freilich auch dem Staate, dem er nun dient, die Wohlthaten seiner an der hohen Schule zu Wien genährten medicinischen Wissenschaft zukommen lassen. Er ist der Organisator des ersten Militärspitals der Türken, hat europäische Ordnung dahin verpflanzt, klinische Einrichtungen, dem Stande der heutigen Wissenschaft genügend, daselbst eingebürgert, kurz alles mögliche Gute und Nützliche an dem türkischen Institute gethan. Abdullah Bey ist heute überdies einer der ersten Naturforscher des türkischen Reiches, ein Botaniker ersten Ranges. Nach die-

ser Richtung hin fungirt er auch selbst als Aussteller. Sein „Herbarium phitodomique“, seine Erfindungen, um bessere Aufbewahrungsweisen für Pflanzen herzustellen, seine Vorrichtungen zu einer vervollkommneteren Darstellung der Pflanzensäuren, erfüllten in Paris alle wissenschaftlichen Autoritäten, die sie gesehen, mit großer Achtung. Abdullah Bey hat auch eine überaus interessante Insektensammlung ausgestellt, die dem Jardin de Plantes zugedacht ist, sobald die Expositionsfrist abgelaufen.

Sie sehen, der Islam hat etwas an Dr. Hammerschmied gewonnen; der Arzt Abdullah Bey dient der Menschheit und der Wissenschaft — diene er ihnen weiter unter dem Halbmonde! — — — Es kann uns nicht Wunder nehmen, daß das türkische Reich gerade jetzt, wo es wieder seine liebe Noth hat, Europa seine Existenzfähigkeit nachzuweisen, an seine Repräsentation unter den übrigen Völkern des Erdballes alle Mühe und Sorgfalt setzte. Es hat auch Alles geschehen lassen, was das bischen Arbeit des Landes und seiner Bewohner in's beste Licht zu stellen vermag. Zweierlei aber hat die ottomanische Regierung nicht auszustellen unternommen: einen ihrer Jungtürken und einen ihrer zufriedenen, so glücklich regierten Candier und Kretenser. Beide hätten auch zu viel Aufsehen gemacht, natürlich! Und so mußten wir uns schon mit den todten Landesprodukten des türkischen Reiches begnügen.

Von all' dem was die Türken nicht kennen, haben wir ja ohnehin einen Begriff und von dem, was sie können, haben sie noch auf keiner Ausstellung so reichlich

hergezeigt als auf der des Marsfeldes. Der Teppich steht natürlich da wiederum obenan, bei einem Volke, das mit gekreuzten Beinen ein Leben so süß zu verlungern versteht, wie die Türken, spielt der Teppich freilich eine ungewöhnliche Rolle. In seiner Schönheit und Pracht liegt fast die ganze Schwere eines orientalischen Daseins, neben ihm haben nur noch das Kissen, der Tschibuk und die schwarzäugige entschleierte Sklavin ein Wörtchen mitzureden bei den schweren Aufgaben eines türkischen Lebens. Und nach diesen Richtungen hin fällt auch der Schwerpunkt der türkischen Ausstellung. Die schöne Sklavin ausgenommen, von der nur Kostüme zu sehen sind und leider keine Spezies ihrer selbst, gipfeln auch die „Chef doeuvres“ der türkischen Abtheilung in den Errungenschaften dekorativen Lebensschmuckes.

Reiche, schwere Teppiche von ungewöhnlichem Längen- und Breitenmaße, wie von ungewöhnlicher Schönheit und Fülle der Farben, prägen der türkischen Abtheilung schon an und für sich, und durch die Menge, in der sie vertreten, einen eigenthümlichen prunkvollen, üppigen Charakter auf. Es ist der orientalische Bazar, wie er leibt und lebt, durch den wir wandern. Bunte Stoffe und Farben, Gold und Silber, Seide, Bernstein, Amethyste, Achat; hier die Lager von Trapezunt, Aleppo, dort von Mekka, Smyrna. Da funkeln die Arbeiten der Gold- und Silberwirker von Aleppo, üppig und verschwenderisch in Allem, in Farbe, Glanz und Form, das Auge blendend, verführend, vernarrend. Da ist Trapezunt, mit seinen feinen, waschbaren Seidenstoffen und Damaskus mit den seinigen; da liegen die niedlichen Kleinigkeiten

aus Holz, das die Arbeiter von Mekka so reizend zu bemalen verstehen, da die originellen Töpferarbeiten aus Monastir und anderen syrischen Städten, in denen man der Thonwaare mittelst eingesetzter Gold- und Silberstifte einen heiteren, hellen, malerischen Charakter zu geben versteht. Adrianopel erreicht in diesen Arbeiten die größte Grazie. Gold und Silber spielt die Hauptrolle aller Dekorationen, aus Gold- und Silberfäden machen sie Blumen, Diademe, Amulette, aus Gold und Silber wirken sie ihre Feze, Käppchen u. s. w. Bosnien liefert in diesen Arbeiten das Schönste. Auch Seide, schöne syrische Seide, die Seide aus Broussa (sie hat den ersten Preis erhalten), müssen sich zu solchen zierlichen Kleinigkeiten hergeben. Wie erfinderisch diese türkischen Frauen im Variiren kleiner Dekorationsformen sind! Die Blumensträuße von Seide, die man hier sieht, sind in der That höchst liebenswürdige Arbeiten zu nennen. In der Kunst der Seidenfärberei hat der Orient bekanntlich es zur höchsten Vollkommenheit gebracht, man sieht auch diesmal wieder neue Nuancen von überraschender Wirkung aufs Auge. Damaskus zeigt die friedlichsten Absichten, es bringt uns anstatt seiner berühmten Schwerter nichts als schöne häusliche Klingen, die beim üppigen Mahle eine Rolle zu spielen haben — Eßbestecke in schönen Formen. Bernstein, Achat, Elfenbein paradiren in allen möglichen Miniaturen der orientalischen Toilette; in Rauch-, Frisir-, Bade- und Betrequisiten. Und woher, meinen Sie, kommt der so viel bewunderte Bernstein der orientalischen Sächelchen? Aus — Danzig! — Da bringt Salonich seine berühmten Amethyste, das Rothe Meer lieferte von seinen schönsten

Korallen für den orientalischen Bazar des Marsfeldes. Pompöse Sattlerarbeiten aus Syrien zeigen, wie diese türkischen Großen sich es auch zu Pferde bequem zu machen wissen; der reichen Stoffe, mit Gold und Silber überladen, wollen sie nicht entbehren, wo sie auch mit jenem Körpertheile, der dem Türken für den edelsten gelten mag, hingerathen. Und erst in den Rauchrequisiten der türkischen Abtheilung macht sich der ausschweifenste Bequemlichkeitssinn der Nation auf's Kenntlichste geltend.

Naturforschenden Besuchern der Weltausstellung war manche Freude bereitet. Sie fanden eine circa 4000 Nummern enthaltende Muschelsammlung aus den türkischen Gewässern, fanden Polypen aus dem Rothen Meere, große Schneckenmuscheln, Prachtexemplare des sogenannten „polnischen Hammers", sie fanden ferner eine 2000 Exemplare starke Petrefakten-Sammlung aus dem Bosporus, für die französische Akademie bestimmt u. a. m. Interessant ist die von Feyk-Bey veranstaltete Opium-Ausstellung, die diesen orientalischen Betäubungsartikel in 92 Gattungen vorführt und ihn in verschiedenen Graden seiner Stärke kennzeichnete, von 3 bis 5%. Welch eine Menge von Schlafstoff liegt in diesen kleinen Fläschchen! Man könnte damit die vielen Tausende Menschen, die hier gleichzeitig mit uns im Ausstellungspalast einhergehen, mitten am Tage in eine orientalische Nacht versenken. Neben der Fülle von Opium präsentirt sich einem auch die Urheberin all' des künstlichen Schlafes, der in der Welt herumgetragen wird, die Mohnpflanze, man sieht den Mohnsamen, die Mohnkapsel. Es ist ein förmlicher Kursus, den man da im Schlafen erhalten kann. Weiter wieder eröffnet sich dem Auge eine Gallerie von Kostümen,

wie sie die Völker des Reiches tragen, wir sehen prachtvolle Tscherkessen- und Albanesenkostüme, ausgestopfte Bosnier, Syrier u. s. w.

Das nebenanliegende Egypten (der Vizekönig wird sich doch in seinen neuerworbenen Rechten nicht gekränkt fühlen, wenn ich „sein" Land gleich mit in das türkische Kapitel hineinstecke?) arbeitet fast in demselben Ausstellungsfahrwasser umher. Es bringt Wolle in allen Farben, Holz- und Thonwaaren, Gold- und Silberbroderien türkischen Geschmacks und türkischen Pompes voll, Lederarbeiten, pompöse Schabraken und Reiterkostüme, Schwerter. Und dann noch arabische Instrumente, Tamburins, krumme, oben pfeifenrohrartig gebogene Violinen und Mandolinen mit 64 Saiten, Tschibuks, Tabak ꝛc. ꝛc. Sehr angelegen ließ es sich der Vizekönig sein, uns ein lebhaftes Bild von den Menschen zu geben, mit denen er zu thun hat. Und so sehen wir von Kopf bis zu Fuß angekleidete „Fellahs" (arabischer Bauer), einen reichen Kaufmann im rothseidenen Kaftan, blauem Ueberwurf und weißem Turban, zwei schwarze Sklavinen, den Tschibuk und den Narghile nachtragend, in bunte, schreiende Gewänder gehüllt, einer „Barba rin sais", eine Wasserträgerin und eine Kophtin im „Stadtkostume," d. h. in einer höchst sonderbaren Gewandung, in der eine unter den Augen schon beginnende und bis zu den Füßen reichende weiße Schürze die Hauptrolle spielt. In einer Ausstellung eines so geordneten Staates wie die Türkei darf doch der — Strick nicht fehlen! In der That finden wir arabische und syrische Stricksorten ausgestellt. Wo blieb denn aber die — seidene Schnur?

IX.

Auf französischem Grund und Boden.

1.

Die liebe französische Eitelkeit. — Leinen- und Mousselintempel. — Ein Vorschlag für künftige Weltausstellungen. — Weibliche Jurors. — Die ersten Pariser Modisten. — Lyon. — Ausstattungsstücke. — Der Luxus und der Demi monde. — Spitzen-Feerieen. — Verschiedene Points. — Ball- und Brautkleider. — Ein Hofkostume.

IX.

Auf französischem Grund und Boden.

1.

Vom Grand Vestibule aus habe ich Sie schon einmal einen flüchtigen Blick in das Innerste der französischen Abtheilung thun lassen. Heute treten wir an die herrlichen Räume, in denen der ausgesuchteste Geschmack waltet und ein Waarenreichthum, der Einem die Sinne verwirren kann, näher heran. Sie haben es bereits von mir angedeutet, daß mich die beliebte Gruppirungmethode, die auf dem Marsfelde zur Anwendung kam, durchaus nicht zu ihren Freunden zählen kann diese Anwendung par ordre de Mufti commission imperiale. Was sollte es da Alles nicht geben! Einen großen, freien Ueberblick über alles Schaffen der Weltindustrien sollte es nicht geben; ein großes, ideales Behagen des beschauenden Auges, das sich weit, weit über nationale, religiöse, soziale und politische Kulturunterschiede hinweg in das unermeßliche, ganz offen vor ihm liegende Bereich der Welt-Arbeit verlieren könnte, sollte es auch nicht

geben. Und endlich wollte man auch mechanisch dem Auge der Besucher nicht zu Hilfe kommen. Wie gesagt, alles par ordre Mufti Mr. de Play. Gelinde gesagt, war es schlechtverstandene Originalitätssucht, von dem ersten Ausstellungssysteme, das sein schönstes Monument noch heute in Sydenham hat, abzugehen. Freilich war der liebe französische Egoismus auch mit im Spiele. Die Franzosen sagten sich: „Die Räume, die wir uns vorbehalten haben, werden es ermöglichen, zu beweisen, daß man auch mit dem Systeme, aus dem Ausstellungspalast eine wirr neben-, durch- und hintereinander laufende Anzahl von Appartements, Salons zu machen, Großes und Glänzendes leisten könne — und das ist ja einfach die Hauptsache. Nebensache ist, wie man es den übrigen Nationen ermöglicht, sich eben so glänzend zu präsentiren. Höchstens werden diese keine so schönen, imponirenden Salons herausbringen, was uns nur wieder heben kann.“ So sprach der liebe französische Egoismus und die übrigen Nationen, mit einziger Ausnahme Oesterreichs (England zählt da nicht mit, denn es war klug und weise, sich ernstlichst dem allgemeinen Systeme zu widersetzen und seine Ausstellung nicht zerpflücken zu lassen), haben es natürlich zu keinen Salons gebracht; die meisten sind sogar über kleine Chambres und Kabinets nicht hinausgekommen. Aber der Effekt der Franzosen ist dabei erreicht worden und es lebe der Effekt!

Dieser Effekt treibt hier nun in der französischen Abtheilung die schönsten und reichsten Blüthen. Wo man auch immer hintrete, kann man sich bei diesen Fran-

zosen gar nicht satt genug sehen. Und oft, sehr oft ganz unabhängig von der Natur der Waaren, die sie in ihren Salons als zusammengehörig vereinigt, haben sie große Wirkungen hervorzubringen gewußt. Man trete in die Bronze-Salons, oder in die, wo Linnen, Flanelleibel und Wollstrümpfe aufgestapelt liegen — da wie dort haben sie es zu einem effektvollen Ensemble gebracht. Wenn man das alles ansieht, ist Alles so einfach und doch spricht aus den kleinsten Dingen der große Dekorationsgeist (ich weiß nicht, wie ich es anders nennen sollte!) der Nation, der weit leichter zu begreifen als zu erreichen ist. Ich und viele Andere, wir hätten nie geglaubt, daß uns etwas, wie eine Ausellung von Linnen-Zeugen oder Kottonen, auch nur vorübergehend interessiren könnte. Und doch konnte man auf dem Marsfelde nicht oft genug durch die französischen Salons, die dergleichen enthielten, gehen. Es ist eine Freude, sie anzusehen. Freilich ist mir dabei das Ganze mit seinem Charakter von Grazie und Heiterkeit das eigentlich Werthvolle, und die ehrbaren Leinenfabrikanten und Strumpfwirker der großen Nation werden es mir nicht nachtragen, daß bei dieser Auffassung eigentlich ihre speziellen Verdienste um Hemden, Gattyen und Fußsocken nicht in den Vordergrund treten können. Ein guter Strumpf oder ein Flanelleibchen, die die jetzige Dauerhaftigkeit des europäischen Friedens übertreffen, adeln sich selbst und bedürfen wohl des Adels meines Berichterstatterlobes nicht. Wo würde ich auch hingelangen, wollte ich all' die Berge von Linnenzeugen, die sich vor meinem Auge da erheben, im Geiste ersteigen und den Lesern die inter-

essanten Punkte dieser Bergpartie alle mit Namen nennen?

Für diese Gruppe menschlicher Erzeugnisse würde ich auf Ausstellungen, an der Stelle der Regierungen, gar nie eine männliche Jury ernennen. Ein großer Rath ehrbarer Hausfrauen aus allen Nationen des Erdballes wäre da besser am Platze, meines Erachtens, die würdigste und verläßlichste Jury für diese Abtheilung. Es soll mich freuen, wenn ich mit diesem Gedanken, dessen Neuheit die Leser mir zu bestreiten nicht so grausam sein werden, ein Samenkorn für künftige Ausstellungen hingeworfen haben sollte. Macht sie nur zu Jurorinen die europäischen und amerikanischen Frauen; sie werden mit dem Meisten, was auf Euren Weltausstellungen sich findet, eben so gut wie Eure Jury-Mitglieder, mit Manchem sogar viel besser als diese fertig werden! Ich frage, warum sollen nicht Frauen, schöne und graziöse Frauen, Französinen, Italienerinen, Engländerinen, Deutsche, Ungarinen, Spanierinen u. s. w., richtend durch diese prachtvollen Mousselin-Salons, die ich gerade durchstreife, schreiten, anstatt dieser schwerfälligen Männer, die höchstens nur (nicht wahr, liebe Leserin?) dazu gut sind Mousselin zu kaufen, wenn es sich darum handelt, nicht aber, sie auch zu beurtheilen? Die Sache hätte nur eine gefährliche Seite und die will ich mir nicht verhehlen: Diese von mir projektirte Jury würde auch überall — kosten wollen von den ausgestellten Dingen! Und ich würde es ihren schönen Mitgliedern gar nicht verargen. Leicht regt sich für ein toilettengefühlvolles Frauenherz in diesen Mousselin- und Gaze- und Seidenstoff-Salons

Frankreichs die Lust am Besitz so mancher dieser Herrlichkeiten. Das sind ja wahre Modetempel, die man da errichtet hat! Sie berücken sogar das Auge des Mannes, den sie doch nichts angehen und der keinerlei Götzendienst darin für sich zu verrichten hat; wie sollten sie nicht erst das Auge des Weibes berücken? Ich verzeihe hier in diesen von Modestoffen weithin leuchtenden Räumen jegliches weibliche Gelüste. Für den Dämon der Putzsucht ist hier ein Gebiet ohne Grenzen. Und was hier immer noch geschehen möge, das haben vor Allem die ersten Modewaarenetablissements von Paris auf dem Gewissen. Sie treten in erster Reihe verführerisch bis zur Unerlaubtheit auf.

Wer kennt nicht, wenn schon nicht aus ihren theueren prächtigen Werken, so doch zum Mindesten ihrem Ruhme nach, die großen Pariser Putzwaarenetablissements „A la ville de Paris“, „Magasin du Louvre“, „Petit Thomas“? Da herrschen die Königinen der Pariser Modisten und ihre reichen immens ausgebreiteten Waarenhäuser in Paris erregen Achtung bei allen männlichen, leidenschaftliche Liebe und Verehrung bei allen weiblichen Fremden, die die Weltstadt an der Seine besuchen. Ungestraft bleibt selten ein junger Ehemann oder ein Vater vieler „Mädchen aus der Fremde“ vor den riesig sich hindehnenden Schaukästen jener Toilettenregenten stehen. Hier in der Ausstellung haben sie natürlich sich nur von Prachtstücken ihrer Fabriken vertreten lassen. Die Wände der ihnen eingeräumten Abtheilungen strotzen von reichgestickten kolossalen Spitzenstücken, excessiv theueren Geweben mit monumentalen Mustern. Alle diese Artikel

sind nur dazu da, den Appetit zu reizen, und sie erfüllen diesen Zweck vollständig. Ihnen reiht sich würdig das bekannte „Grande maison de Blanc“ auf dem Boulevard de Capucins an. Die Tüllstickereien dieses Etablissements konkurriren an Großartigkeit der Muster und Schönheit des Dessins keck mit der Wirkung seiner Tapisserien. Die Firma legt auch ein Buch auf, in dem die Namen der hohen Herrschaften paradiren, die sie mit Aufträgen „beehren“. Wir lesen darin die Namen der Königin von Spanien und der von Portugal, der Prinzessin Strangioli, des Vicomte von Choiseul u. a. m. Gibt es auch Leute, die sich dafür interessiren, zu erfahren, wo sich dieser oder jener Aristokrat seine Taschentücher, gestickt mit Wappen und Chiffren, kauft? Es muß wohl so sein.

Schreiten wir diese Gallerie weiter hinan, so stoßen wir auf die imponirende Kollektivausstellung der Lyoner Modisten. Das, was ich Ihnen vorübergehend einmal im Vestibule von Lyoner Waaren gezeigt, war gleichsam nur ein Prolog der Lyoner Kollektivausstellung. Das eigentliche „Ausstattungsstück“ (in des Wortes vollster Bedeutung) unter dem Titel „Lyon“ beginnt erst hier. Welcher Pomp, welcher Luxus in Seide, Sammet, Atlas! Notabene hat Lyon für seine Fabriken mehr Raum in Anspruch genommen, als Oesterreich und Deutschland zusammen. Die ersten Fabriken jener industriellen französischen Provinzstadt, Grand Frères, Schulz und Berend, Ponson, Gandy, die englische Firma Grant und Gask feiern da ihre Triumphe. Es ist dies ein Konkurs von Geschmack, Reichthum und Eleganz der Modewaaren, wie

er interessanter nicht gefunden werden kann. Das Schönste leistet jedoch die Compagnie Lyonaise mit ihren schweren Seiden- und Sammetroben, in die man sich nur Potentatinen und Prinzessinen hineindenken kann. Eine wahre Schwelgerei in Farben und eine Ueppigkeit in Gold- und Silberstickereien entwickeln die Stoffe der Herren Grant und Gask. Portieren-, Kirchen- und andere Stoffe reichster, ja ausschweifendster Gold- und Silberdekoration sind in Hülle und Fülle vorhanden. „Lyon" ist ein Unikum der Ausstellung. Die französische Fabrikstadt repräsentirt mit dieser wahrhaft großartigen Ausstellung seiner berühmten Industrie ihre Herrschaft im Gebiete des Weltluxus. Freilich, diese Stoffe sind nicht Jedermanns Geschmack, oder besser gesagt, jeglichen Weibes Geschmack. Die Herrschaft der französischen Demimonde prägt sich auch der französischen Industrie, die für Frauen arbeitet, naturgemäß auf. Wir sehen Kleider, die keine Königin tragen würde, so reich sie auch ausgestattet sein mögen, aber Madame Blanche, Madame Cora Pearl und andere solche „Damen" tragen sie! Und diese Damen zahlen in der Regel besser, als Königinen. Warum sollte nun Lyon nicht für sie arbeiten? — — —

Die Abtheilung „Lyon" verlassend, harren unserer schon neue Herrlichkeiten. Welch einen seltenen überraschend schönen Anblick gewährt in ihrer Großartigkeit und Pracht die Spitzen- und Borduren-Abtheilung Frankreichs! Man tritt wie in eine gewobene Feerie hinein, möchte man sagen. Imponirend an Zahl und industrieller Kraft, an Geschmack und Reichthum, treten auch hier die Franzosen auf. Alle „Points" findet man vertreten. Da

ist der Point d' Alençon, Point Colbert, Point de Venise, Point de Valenciennes vertreten. Da stellte die „Compagnie des Indes“ ihre Spitzen-Prachtwerke aus, da der berühmte Lefebure. Man sieht Spitzenroben, schwarze und weiße, pompöser Art, Spitzenfächer, Spitzenschirme, Mantillen aus den buntfarbigsten feinsten Geweben. Die „Dentelles Cachmires“ von Badois erregen die Bewunderung der weiblichen Besucher, die sich nach längerem Anschauen selbst gar nicht weg bewegen und trennen können von den üppigen, kühnen, schwungvollen Mustern dieser Gewebe. Auch da finden wir einen ausschweifenden Luxus in Farben und Zeichnungen vorherrschen. Ich weiß nicht, für welche „Pointe“ sich die Leserinen hier entscheiden würden, die Entscheidung würde Ihnen meines Erachtens sehr schwer werden. In dem Augenblicke, da die Points „Ludwig XIII.“, die Violand Freres ausstellten, ihr kundiges Auge erobert haben, machen es schon wieder die Spitzen de Calvados abspänstig und gleich darauf geht es den letzteren nicht besser, sobald Sie die Spitzenrobe der Firma Gramagnac zu Gesichte bekommen. Namentlich macht eine Spitze dieser Firma (sie gestaltet eine rothe Sammtrobe, auf der sie aufliegt, — wenn man dies liegen nennen darf — zu einem wahren Feenstück!) Furore. Sie kostet auch nur die Kleinigkeit von 20,000 Fr.!

Die Werke der Gold- und Silberstickerei reihen sich nun weiter, den schönen Eindruck der Spitzenfabrikation nicht aufhebend, an. Ballroben mit Broderien der kostspieligsten Art ziehen die Augen derer, die auf Bällen zu brilliren für die höchste Wonne halten mögen, in

hohem Grade an. Vor Brautkleidern (namentlich vor denen, die Madame Huffonmorel ausgestellt) stehen bewundernd junge Damen, die Bräute sind, und solche, die es werden wollen. Alles überragend aber an Pracht und Größe auf dem Gebiete der Broderie steht das „Costume de cour“ da, welches Lafai ausgestellt. Ueber dem weißen Atlas der Robe mit dem riesigen Schlepp, laufen auf grünen sammtnen Besätzen Gold- und Perlenstickereien, für die das Hof-Budget manches Mittelstaates nicht ausreichen dürfte. Vielleicht kauft es der hier anwesende Bruder des japanesischen Tahaikum für seine regierende Schwägerin. „Jung und unerfahren“ ist er, wie er selbst zu Napoleon III. sagte, als er sich diesem vorstellet, genug dazu.

höheren Grade an. Die Grandmeres (nämlich der bessern, die Madame Dufrémond ausgestellt) fesseln bewundernde junge Damen, die Bräute sind, und solche, die es werden wollen. Alles überragend aber an Pracht und Grazie auf dem Gebiete der Toilette, steht das „Costume de cour“ da, welches Lafat ausgestellt. Ueber dem weißen Atlas der Robe mit dem breiten Schlepp, laufen auf grünen sammtnen Blättern Gold- und Perlenstickereien, für die das Hof-Budget manches Millionärs nicht ausreichen dürfte. Vielleicht kauft es der hier anwesende Bruder des japanesischen Taikun für seine regierende Schwägerin. „Jung und unerfahren“ ist er, wie er selbst zu Napoleon III. sagte, als er sich diesem vorstellte, gezeigt hat.

Auf französischem Grund und Boden.

2.

Französisches Glas und Porzellain. — Respekt vor Frankreich! — Variationen französischer Eleganz. — Clichy und St. Louis. — Ein Kapitel über Champagnergläser. — Ist der Champagner Neben- oder Hauptsache. — Der Salon von Sèvres. — Imperialistische Moden. — In allen Genres. — Kaiserliche Suppentöpfe. — Das Service einer neuen Großmacht. — Marschall Vaillant's Einkäufe. — Caesar und Dante. — Zweierlei Rücksichten.

Auf französischem Grund und Boden.

2.

Ihre Glas- und Porzelainsalons haben die Franzosen nicht minder interessant zu gestalten gewußt. Das Material selbst kam ihnen dabei vortrefflich zu statten. Welch ein tiefheiterer Stimmungston strahlt da aus all den Sachen und Sächelchen, die, zu riesigen Lagern geordnet, den ersten Zweck ihrer Aufstellung nicht verfehlen: Respekt vor Frankreichs Industrie jedem Beschauer zuvörderst abzuverlangen! Mit beiden Produktionssorten, mit Glas und Porzelain, sind die Franzosen en masse aufmarschirt. Glasaussteller zählte der Katalog 80 auf, darunter die großen Kompagnien und Gesellschaften, die nur eigens dazu da zu sein scheinen, um ein altes, so vulgäres deutsches Sprichwort: „Glück und Glas, wie bald bricht das" ad absurdum zu führen, wenn auch nur meist theilweise, d. h. was ihr Glück anbelangt, das an Dauerhaftigkeit jedenfalls noch über ihr Glas geht. Die Produktionskraft dieser großen französischen Gesellschaften

entspricht ganz ihren ungewöhnlichen Mitteln, mit denen sie arbeiten. Da sind vor allen die großen Kompagnien, die von Clichy, St. Louis, Baccarat, Lyon, St. Gobain, Florette. Von den 80 Millionen Francs, die die gesammte Glasindustrie Frankreichs repräsentiren, kommen zwei Drittheile auf die Rechnung der Produktion dieser Gesellschaften und von den 35,000 Arbeitern, die dieser Industriezweig ernährt, haben 25,000 ihr Brod in den Fabriken jener Assoziationen. Clichy und St. Louis spielen nebst Baccarat, dessen ich schon erwähnt, die größte Rolle auf der Ausstellung; von beiden wieder imponirt St. Louis durch die reichere Vielseitigkeit seiner Vertretung, Clichy durch die ausgesuchte Eleganz und den vornehmen Geschmack seiner Artikel. Die Krystallerie von Clichy repräsentirt so echt und recht die französische Arbeit: großer Reichthum in der Form, geringen inneren Gehalt. Was wird da die liebe Phantasie angestrengt, um einen neuartigen Henkel für eine Vase, einen neuen Stiel für ein Glas herauszubringen! Es wird alles versucht, es werden alle Style in Anwendung gebracht, wird die Antike, die Renaissance geplündert, werden alle möglichen Farbencombinationen vorgenommen. Sie sind unerschöpflich in der Variation der Eleganz, diese französischen Arbeiter; man sieht dieses bei ihren Glasarbeiten nicht minder wie bei ihren Porzelains, Bronzen, Möbeln. Wie hoch geht bei ihnen die Luxus-Skala ihrer Tafelservices! Wie variiren sie oft bis ins Ungehörigste die Form ihrer Pokale, Zuckerdosen, Kaffee-, Liqueur- und Obstgläser!

Auf Champagnergläser scheint ein vollständiges

Studium neuer Formen verwendet zu werden. Für diese Sorte von Weingläsern glaubt man gar nicht genug thun zu können in Frankreich. Es sind freilich die Lieblingsgläser der Nation, denen so alle Erfindung, alle Abwechslung der feinen Form zu Gute kommt. Als Champagnerland hält es Frankreich für eine nationale Pflicht, auch für die Gläser seines Champagners etwas zu thun. Nur recht und billig; und ich glaube, ein Glas muß auch einladend sein, wenn es an's Zechen geht. Aber wenn die guten Leute mit so viel Phantasie, von so gutem Geschmacke neuestens nicht wieder vergäßen, daß auch in diese feinen, schlanken Gläser etwas hinein soll. Ist das Glas etwa die Haupt- und der Wein die Nebensache? Da machen sie in Clichy Champagnergläser so schmalleibig wie die kleinen Glasspritzen, mit denen sich Kinder amusiren. Was soll das? Das ist eine Ironie auf alle Menschen, die Freunde einer guten, heiteren Stunde sind. Was nützt uns die schöne, graziöse Art des Glases, was seine Blumen, seine schön gezeichnete Basis — es erfüllt seinen Zweck nicht, es geht nicht so viel hinein, als da genügte, um auf das Wohl einer schönen Frau zu trinken, so viel nun schon gar nicht, um die Freiheit, so recht, wie es sich gebührt, hoch leben zu lassen! Ich schlage mich überhaupt lieber zu den Anhängern der runden, bauchigen Champagnergläser, und da sind mir wieder die dichtgesprenkelten, die den Eindruck dessen, was der Franzose „frappé" nennt, so schön zu erhöhen wissen, die liebsten. O, es sind schon Service da, die mein vollstes Wohlgefallen haben, und die beweisen, daß die Franzosen auch sehr gut das von mir aufgestellte Prinzip von der Beschaffenheit eines

Champagnerglases zu billigen wissen. Die forcirte Schlankheit und die ausschweifende Dünne dieser neuen Champagnergläser hat auch sonst noch ihr Schlechtes. So ein Glas vergeht einem fast zwischen den Fingern, packt man es auch noch so nüchtern an, geschweige erst, daß es ein Anfassen in angeheiterter Stimmung vertrüge, z. B. die Stimmung bei einem Bankett, die der sichere Tod für diese Art Champagnergläser sein muß. Das Ueble dabei ist überdies daß das Bischen Champagner, der in so ein neumodisches Glas hineingeht, auch noch Gefahr läuft, seine eigentliche Bestimmung zu verfehlen und eine Beute der Tischtücher und Servietten oder gar des Fußbodens zu werden. Sonst alle Achtung vor den Erzeugnissen Clichy's!

St. Louis liefert dickeres, massiveres Glas, ohne deshalb die Schönheit der Form zu vergessen. Aufsehen machen in seiner Ausstellung die großen Kandelaber aus Rosaglas mit Zeichnungen von einer Feinheit und Anmuth, die in der That bewundernswerth sind. Man glaubt vor einem Shawldessin zu stehen. Reizend ist das Service, ein Fäßchen aus klarem, reinem Krystall darstellend, das auf feinen, bronzenen Rädern ruht. Vorn sind die vier Gläschen angebracht, hinten der goldene Zapfen. Das wäre so ein Chartereuse-Service, wie man sich's nicht schöner wünschen könnte! Die großen rothen Vasen mit den stereotypen Landschaften, exotischen Vögeln und dergleichen gemalten Krimskrams finde ich hingegen ebenso geschmacklos, wie die blauen Vasen von Clichy, die der Stolz jenes Etablissements sein sollen. Muß es schon, der Mode nach, Vasen aus Glas geben, die mit Gewalt den

Eindruck einer Porzelainvase machen sollen, (und es scheint dieses „Muß“ zu existiren, denn sonst wären sie nicht so viel gekauft), so ziehe ich die dunkelfarbigen Vasen Baccarats, auf deren Grunde sich die farbigen Figuren, Vegetationsbilder, so originell abheben, entschieden vor. Interessant ist die Ausstellung hermetisch verschließbarer Flaschen mit gestrickter Decke, die Dallemagne (in Paris) ausgestellt.

Porzellain, Fayences und andere Gattungen der feinen Töpferei haben 86 Aussteller in Frankreich gefunden. Die ganze derartige Produktion repräsentirt nach offiziellen Angaben ein jährliches Kapital von 30 Millionen Francs, wovon 10 Millionen auf die Produktion der feinen Fayencen, 20 auf die reinen Porzelainarbeiten kommen. Die kaiserliche Manufaktur von Sèvres brillirt mit großen monumentalen Stücken ihrer Etablissements. Man hat ihr einen eigenen Salon eingeräumt und ihn pompös ausgestattet, die berühmten Gobelins hineingehängt, bunte, das Auge frappirende Teppiche, grandiose Goldspiegel, u. s. w. u. s. w. Galt es ja das Kaiserthum zu verherrlichen, eine seiner specifischen Anstalten im Angesicht der ganzen Welt, die in der Ausstellung repräsentirt erscheint, glorios erscheinen zu lassen. Wir haben einmal schon den Salon von Sèvres, da wir die Rue de France durchschritten, berührt und den Eindruck glänzend befunden. Er bleibt dies theilweise auch heute, aber angekränkelt wird er denn doch durch die Einsicht, die man in die Monotonie dieser kaiserlichen Porzelainschöpfungen nimmt. Ein frischer schwungvoller Hauch ist in diesen Thongestaltungen nicht zu finden; sie imponiren durch

kolossale Formen und den eleganten Styl der Zeichnung. Aber etwas Gesuchtes in Farben und Komposition charakterisirt sie, diese Arbeiten von Sèvres, bei aller Herrlichkeit des Materials, die sie überall zeigen. Ein bizarrer, überreizter Styl ist in Sèvres Mode geworden und gewiegte Kenner dieser Produktion (natürlich keine Franzosen) sind auf die Fortschritte der Fabrikation von Sèvres unter dem zweiten Kaiserreiche sehr schlecht zu sprechen. Was macht das Alles; der Salon von Sèvres gehört deshalb doch zu den Glanzpunkten der Weltausstellung und ein Fortkommen in dem immer gefüllten Salon kostet etwas Mühe.

Unter den vertretenen französischen Porzelainfabrikanten ragen die der „Haut-Vienne", eilf an der Zahl, die sich zu einer Kollektivausstellung vereinigt, zumeist hervor. Das sogenannte „weiße Porzellan" hat in ihnen geschmackvolle Verarbeiter gefunden; namentlich Havilard, Thomas, Tullierin und Gibus u. Comp. liefern schöne, gediegene Hauswaare. In Fayencen und feinerem Luxusporzelain sieht man fast nichts als Imitationen aller Arten: imitation de genre Saxe (Raingo), imitation de Chine, imitation de Japan, imitation de d'anciens émaux u. a. m. Pull, Meyer, Deck, Ponty, Macé, Jaquett leisten in der Imitation, was sich eben in ihr leisten läßt. Auch die alte Methode des Bernhard Palyssy (farbige Glasur) hat noch ihre Nachahmer auf der Ausstellung. Das Pompejanische und Etrurische stellt sich noch immer als die gesuchteste Imitation heraus, wenn man Vergleiche bei den Ausstellungsgegenständen anstellt. Auch die Weiß-Porzelainarbeiter

Frankreichs machen viel in diesem Genre. Die französischen Hausfrauen müssen viel auf pompejanisches Kaffeeservice halten, mehr, wie auf guten Kaffee. Von den großen Suppentöpfen mit Reliefffiguren, die Gibus ausgestellt, hat Kaiser Napoleon zwei gekauft. Der Preis fiel mir weniger auf, als der Umstand, daß der Kaiser die Suppentöpfe einkauft. Und da zweifle noch jemand an der friedlichen Stimmung des Kaisers! Jaquett hat ein Fayenceservice ausgestellt, das dem König von Italien gehört. Ich höre jetzt immer von der „grande puissance“, die Viktor Emanuel geworden sein soll. Nun, das Porzelain, auf dem die neue Großmacht ißt, hat wenig Imponirendes, Großmächtiges. Aber freilich, wer wird eine Großmacht nach dem Service beurtheilen, auf dem sie speist! — Ponty hat prachtvolle Blumenstöcke, ganze, farbenreiche Bouquette, Kränze, alles aus Porzelain ausgestellt, die von wirklich frappanter, natürlicher Wirkung sind. Ob sich die Patti, oder die Lucca oder Frl. Murska oder sonst eine berühmte Sängerin wohl mit solchen Blumen aus der Fabrik dieses Franzosen bewerfen lassen möchten? Ich glaube doch, es dürfte ihnen zu gefährlich scheinen.

Auch das alte Testament bleibt von der Imitation französischer Fayencefabrikanten nicht verschont, wenigstens habe ich einige Passah-Teller mit Hochreliefdarstellungen aus der einschlägigen Geschichte, die sogar der althebräischen Schriftzeichen nicht entbehren, ausgestellt gesehen. In den so komplizirten schwierigen Fayencen und Majoliken aus einem Stück thun sich die französischen Industriellen sehr hervor. Am merkwürdigsten in dieser Richtung stellte ein in Frankreich ansässiger Deutscher, Namens Pull,

aus. Sein großer Kamin mit Karyatidenfiguren, seine kolossalen Thierstücke erregen die allgemeinste Bewunderung, selbst unter seinen genossenschaftlichen industriellen Kollegen. Auch ihm hat der Kaiser, der ein Freund solcher Arbeiten zu sein scheint, eines seiner großen Stücke abgekauft, die eine echt deutsche Arbeitsausdauer bekunden — einen Wildschweinskopf, der irgend eine häusliche Schüssel vorstellt. Von Porträtbüsten, Statuetten, Medaillonbildern, Basreliefs aus Porzelain ist eine schwere Menge von den Franzosen ausgestellt worden. Die Arbeiten von Gilletjeune machen unter diesen den besten Eindruck; namentlich sind seine Thierstücke reizend ausgeführt und die Statuetten berühmter Franzosen (aus braungebrannten Porzellan) machen sogar auf volle Porträtsähnlichkeit Anspruch. Ob auch seine Marienbilder und sein Mephistopheles, die er ausstellte – weiß ich nicht. Die Arbeiten waren jedenfalls sehr sehenswerth. Da sind auch Porzelain-Emailen kunstvoller Arbeit; die von Mayer ziehen die meiste Aufmerksamkeit auf sich. Wie prächtig und effektvoll sich die Köpfe, die er bringt (es sind meist historische), von dem blauen Glasurgrunde abheben! Zwei von ihnen hat Marschall Vaillant, Minister des Kaiserlichen Hauses und der schönen Künste, käuflich an sich gebracht, — einen Dante und einen Julius Cäsar. Den „Dante" hat der Herr Marschall wahrscheinlich in seiner Eigenschaft als „Minister der schönen Künste" gekauft; den „Cäsar" — bekanntlich einen Liebling Napoleon des Dritten — als „Minister des kaiserlichen Hauses" — kann man besser zwei solchen hohen Stellungen gerecht werden?

X.

Parkbilder.

1.

Das Bilderbuch der Erde. — Wunderliches Gemenge. — Bilderfehde. — Eine Ausstellung von Weltanschauungen. — Religionsgewirre. — Französische Arbeitshäuser. — Kaiser Napoleon als Aussteller — Eine Degradirung sozialer Fragen. — Das Haus der Arbeiter von Paris. — Die Geschichte als Jury-Mitglied. — Herr Faucher. — Die Arbeiterhäuser von Mühlhausen. — Dollfus. — Fundgruben von Billigkeit. — Die Mineurs von Blanzy.

X.

Parkbilder.

1.

Bei der Idee dieses Parkes hat sich das Hirn der honorablen kaiserlichen Ausstellungskommission denn doch etwas angestrengt und die beliebte Schablone durchbrochen. Es ist ein wunderliches Gemenge von bizarren, phantastischen und wiederum realistischen Elementen, was sich da aus dem üppigen Grün der umliegenden Anlagen vor unseren Augen hinbreitet. Das Bild, das im Industriepalast selbst das Gewühl der Völker den heterogensten Nationen, Kulturen und Racen gibt, ist gleichsam im Park zur architektonischen Gestalt gelangt. Dort sprechen die vielerlei Zungen, hier die vielerlei Style und Formen; das Durcheinander ist eigentlich dasselbe, aber das fürs Auge ist mir doch lieber, als das fürs Ohr. In die sinnigen Arabeskenformen und die üppig malerischen Details des tunesischen Palais, jenes schönen steinernen Märchens, kann man sich mit Liebe versenken; aber wehe dem, der in die Tiefen jenes Idioms hinabsteigen möchte, das die

tunesischen Kerle, die auf dem Marsfelde herumlaufen, sprechen. Ich glaube, sein Ohr ist für alle Sphären-musik — und machte sie der liebe Gott bei dem nächsten Musik-Wett-Rennen hier selbst — verloren. Es ist etwas ganz anderes um den Eindruck, den das bizarre Gemenge der Parkbilder macht. Es sind eben ganze Reihen von Bildern und nicht ein einziges, vereintes, großes Bild, was wir da sehen. Von einer Einheit des Ganzen kann sogar in der Idee nicht einmal die Rede sein, denn gerade auf ideellem Gebiete müßten sich die Bilder des Parkes einander befehden, und der mexikanische Tempel von Xochikatno, sowie die Moschee von Stambul und das ungethüme und von Ungethümen bewachte alt-egyptische Götterhaus hätten mit der gothischen Kirche und noch mehr mit der „Salle evangelique“, die in ihrer Nachbarschaft liegen, einen harten Strauß zu bestehen, der ihre Lehren zu Staub machen würde. Aber das ist es eben, daß sie alle nicht gekommen, um zu streiten, sondern um sich sehen zu lassen, und so liegen sie denn friedlich neben- und durcheinander und thun sich nichts zu Leide, die steinernen Zeugen der fremden und alten Kolosse, an denen das Blut grausamer Menschenopfer klebt, und die der neuen, die blos noch die Altäre des Humanismus kennen, auf denen nur noch — Vorurtheile (freilich noch immer nicht genug!) geopfert werden. Ohne es vielleicht ganz so zu wollen, hat man im Park der Weltausstellung eine Ausstellung der Weltanschauungen gleichsam zu Stande gebracht und eine Art von architektonisch-illustrirter Religionsgeschichte geschaffen. In der Ausführung wuchs die Idee des Parks weit über

die ersten Intentionen hinaus und da man schon einen Park hatte, in dem sich Buddaismus und orientalischer Mystizismus, der Glaube der Pharaonen und der der Azteken, anglikanischer und jüdischer Kultus so gemüthlich niederließen, so machte man sich auch nicht mehr viel Gedanken darob, ob man nicht auch allerhand Dinge, die im Ausstellungspark selbst keinen Platz oder zu wenig Platz finden konnten, in diesem Park unterbringen könnte. Man könnte, wollte man boshaft sein, eigentlich behaupten: die Völker der Erde, die noch Religion haben, haben diese im Parke ausgestellt, die, die keine Religion oder doch nur wenig von diesem Artikel noch haben, haben aber andere Dinge, wie z. B. Leuchtthürme, Maschinen, Kanonen, Glocken und andere werkelthätige und vielleicht ebenso gottgefällige Sachen ausgestellt. Und darob komme kein Vorwurf von meinen Lippen. Bewahre! Wir müssen es aufgeben, stellenweise im Parke das Bindeglied der Idee zu suchen. Wer durchaus eine Idee haben will bei seinen Parkwanderungen, nun der kann sich mit der internationalen, die ja ohnehin erschrecklich zur Phrase geworden, behelfen. Uns aber erlaube er, die Dinge im Parke alle zu nehmen, wie sie eben sind, neben- und durcheinander; keine Frage nach ihrer Zusammengehörigkeit komme über meine Lippen und kein Zweifel über ihr friedliches Beisammensein. Wir wollen Kirchen, Moscheen, Synagogen und Götzentempel, den „Bible-Stand" der englischen Mission und den „Boeuf gras" des französischen Karnevals, das türkische Bad und den russischen Pferdestall, die Arbeiterhäuser und die Katakomben von Rom, und wie die Hunderte von Werken,

die im Parke noch neben- und durcheinander stehen, heißen mögen, mit gleicher Achtung und Aufmerksamkeit anschauen und, wenn es sein muß, auch bewundern. Aber hübsch fein bei den Werken einer Nation wollen wir immer verweilen, auf daß der Leser nicht so viel herumzuirren habe, als wir selber hatten. An der Spitze der Zivilisation in Europa erscheint auch im Parke der Ausstellung — Frankreich. Es hat die modernste soziale Zeitfrage, die Arbeiterfrage, zum Anknüpfungspunkte einer Darstellung genommen, die zu den interessantesten des französischen Parkes gezählt werden muß. Die Lösung der sozialistischen Aufgaben des Jahrhunderts hat bekanntlich den jetzigen Kaiser der Franzosen schon zu einer Zeit beschäftigt, da er noch gar nicht direkte Ursache hatte, sich mit ihnen den Kopf zu zerbrechen, ebenso wie er über die neuen „Tragweiten" des Kanonierhandwerkes studierte, lange noch ehe seine Kanonen ein Wort in der Welt mitzureden hatten. Freilich ist die Arbeiterfrage unter den Händen des Kaisers nicht mehr dieselbe, die sie unter den Händen des Prätendenten gewesen, sie ist einfach zu einer Wohnungsfrage herabgesunken. Die Frage, die früher so gestellt war, daß sie auf den Höhen des Ideals lustwandeln konnte, und ein weltgeschichtliches Ansehen hatte, ist von dieser Höhe herabgestiegen und wandelt nun unter all den vielen prosaischen „Fragen" des Tages, die man mit mehr oder weniger Geld zu beantworten vermag. Heute fragt der Kaiser nicht mehr: wie macht man den letzten Stand wirklich frei? sondern er fragt nur noch: wie verschafft man ihm billige, gesunde Wohnungen? Freilich, die ursprüngliche Frage

hätte in ihrer Beantwortung dynastieverderbliche Dimensionen annehmen können, und dann sind ja bekanntlich noch andere Stände in Frankreich, die darauf noch immer warten — frei zu werden, wenn sie auch schon längst schöne und mitunter auch billige Wohnungen haben, warum sollen die Arbeiter nicht auch warten können? So machte man die Frage der geistigen Nöthen zu einer Frage der physischen Nöthen und die suchte man nun auf verschiedene Versuchsweisen zu beantworten. Zweifelsohne ist da von Napoleon III. Manches geschehen und wird da noch Manches geschehen. Der Präsident der Republik, Louis Napoleon, hat schon mit der Arbeiter-Wohnungsfrage seine liebe Noth gehabt; ein Kind dieser Noth war die „Arbeiterstadt" von Paris, die in der Rue Rochechouart gelegen. Ungenügend wie sie in Allem war, gab sie doch Veranlassung zu neuen Aufbesserungen der schlechten Zustände. Der zum Kaiser ausgegohrene Präsident der Republik griff, da nichts Anderes helfen sollte, in den französischen Staatssäckel und entnahm nach einander 10 Millionen Francs und dann wieder 500,000 Francs zu Wohnungsverbesserungskosten für die französischen Arbeiter von Paris und der großen Manufakturstädte. So unvollkommen auch mit diesem Gelde die sozialen Schäden zu repariren waren, eines sprach doch aus allen kaiserlichen Versuchen: der gute Wille, dem Uebel wenigstens nach der Seite hin, die nicht gefährlich für die „Krönung des politischen Gebäudes" werden konnte, einigermaßen beizukommen. Und da kann man auch nichts dagegen haben, wenn die Jury der 10. Gruppe dem Kaiser für diesen guten Willen den ersten Preis zu-

erkannt hat, so ungewöhnlich auch dieser Vorgang sein mag. Der Kaiser fungirt einmal in der Gruppe 10, Klasse 93 ausdrücklich als Aussteller jener Musterarbeiterwohnungen, die in der dem Champ de Mars benachbarten Avenue de la Bourdonnaye stehen; er wird also auch — gefaßt gewesen sein, von den internationalen Richtern den ersten Preis für Arbeiterwohnungen zu kriegen. So was schmeichelt doch der kleinen demokratischen Ader, die der Franzosenkaiser haben soll und verpflichtet doch nicht zu demokratischen Werken. Die Geschichte freilich, diese höchste internationale Jury aller Zeiten, wird Napoleon III. kaum die „goldene Medaille" für seine Ausstellung der Geschichte und Geschicke Frankreichs von 1852 bis — wer weiß, wie lange, geben können und da wird ihm auch selbst die Fürsprache des preußischen Jurors, Herrn Faucher, kaum etwas nützen. Aber der große Preis der zweiten Pariser Weltausstellung ist auch etwas! Indirekt ist der Kaiser auch Mitaussteller des Häuschens, das die „Arbeiter von Paris" im Parke ausgestellt haben, denn er hat die 20,000 Francs aus seiner Chatouille hergegeben, die das Haus gekostet. Beim Bau dieses Arbeiterquartiers haben sich die Pariser Ouvriers von aller Mitarbeiterschaft in seiner Konstruktion emanzipirt, sie nahmen blos das Geld vom Kaiser und sagten: „Jetzt lassen Sie, Sire, uns selbst Ihnen zeigen, wie wir unsere Quartiere wollen!" Und sie ließen sämmtliche Architekten und deren Pläne, die bisher mehr verdorben als gut gemacht hatten, bei Seite und machten sich selbst an die Arbeit. Einer von ihnen machte den Plan, legte ihn den Arbeitern vor, die genehmigten ihn

und hiernach wurde das Musterhäuschen aufgeführt. Und es ist in der That die vernünftigste Schöpfung unter den mancherlei Arbeiterhäusern des französischen Parks. Es verfügt über vier Wohnungen, jede aus Vorzimmer, Küche und zwei Zimmern bestehend und jede zum Preise von 200 Francs jährlicher Miethe. Die Anlage der Stuben entspricht den Bedürfnissen einer kleinen Familie (und es gibt bekanntlich in Paris keine großen Familien, am wenigstens im Arbeiterstande), sie verhilft Licht und Luft zu ihren Rechten und den Bewohnern zur Erhaltung ihrer Gesundheit. Und das ist doch bei einem Preis von 200 Francs jährlich wahrlich Alles, was zu beanspruchen. Im Erdgeschosse ist auch für die größere Rentabilität des Hauses gesorgt; die großen Boutiquen sind mit Recht auf 400 Francs Zinsgewinn veranschlagt. Das Haus, seine sorgfältige Anlage und die praktische und doch den körperlichen Bedürfnissen der Bewohner nicht nahetretende Bemessung und Vertheilung der Räume zeigt in der That, wie man auf diesem Gebiete die Reform füglich in den Händen der Arbeiter selbst belassen kann und ihnen nur die Mittel vorzustrecken braucht. Das Haus verdankt einer sporadischen Stimmung des Kaisers, der des vielen Architektenunsinns, der ihm vorgemacht wurde, eines Tages überdrüssig wurde, und der geschickten Initiative eines Arbeiters (Mr. Chabaud), der diese Stimmung auszunützen wußte, seine Entstehung. Es muß sich zeigen, ob Napoleon III. auf die Länge hin ein Liebhaber jener Arbeiter-Initiative bleiben wird; vielleicht erhält ihn der erste Preis in der gehörigen guten Laune! Des Kaisers Bemühungen hatten auch das Gute, daß

sie im Lande von einzelnen ehrgeizigen Menschen und ganzen Gesellschaften, die so gerne im Schatten kaiserlicher Denkungsart einherwandeln, mit Vergnügen nachgeahmt wurden. Man trägt in gewissen Provinzkreisen Frankreichs von Zeit zu Zeit auch in der Arbeiterwohnungsfrage die Farben des Kaisers; die Frage wird Mode, gerade so wie Anderes, was aus Paris kommt. Mitunter, wo eigene Mittel nicht ausreichen, erleichtert auch die kaiserliche Kasse oder der Staatsschatz das Tragen dieser Mode. So sind im Lande eine ganze Reihe solcher baulicher Lösungen der Arbeiterfrage versucht worden. In erster Reihe stehen da die Dollfus'schen Versuche. Der bekannte große Elsässer Industrielle, Jean Dollfus, ist nicht nur seit Jahren einer der eifrigsten Ventilirer jener großen sozialen Landesfrage, sondern auch einer von denen, die sie wenigstens ein wenig vom Flecke zu bringen suchen, und zwar nicht blos durch Reden, sondern auch durch Thaten. Dafür zeugen die Modelle seiner „Mühlhausener Arbeiterwohnungen", die er ausgestellt und für die auch ihm ein Preis, der „Kaiserpreis" zunächst, winkt. Interessant ist das von der Kompagnie der Gruben von Blanzy ausgestellte „Haus der Mineure", welches annähernd nach den Prinzipien der Erbauer des Hauses der „Arbeiter von Paris" konstruirt ist. Hat es ja sogar noch ein hübsches Gärtchen vor dem Pariser Arbeiterhause voraus! Und die Bewohner zahlen für zwei, freilich kleine Piecen und eine Mansarde jährlich nicht mehr als — 54 Fr. Miethe. Das sind ja schon Fundgruben von Billigkeit, diese Arbeiterwohnungen von Blanzy!

Parkbilder.

2.

Mönch und Soldat auf dem Marsfelde. — Was Bruder Soldat alles ausgestellt! — Französisches Kriegshandwerk. — Projekt einer Kanonen-Weltausstellung. — Wie sich das zweite Kaiserreich zu befestigen weiß. — Ich und die französischen Festungen. — Das Lager von Chalons. — Bibelstand. — Missionshäuser. — Die gezogenen Kanonen der Kirche. — Concordat und Mortara. — Eine sündige Umgebung.

Barbilder.

4.

München. Der [illegible] auf dem [illegible]. — [illegible] — [illegible] — [illegible] — Wie sich das zweite Kaiserreich zu befestigen weiß. — [illegible] — [illegible] — [illegible] — [illegible] — [illegible] Kanonen der Kirche. — Confession und Moral. — [illegible] Umgebung.

Parkbilder.

2.

Das große Kampfspiel der Völker des Erdballs hat so Vieles schon vermocht. Und so vermochte es auch die feindseligsten sozialen Mächte und Kräfte im besten Einvernehmen und Frieden nebeneinander zu lagern. Was wollen Sie mehr? Mönch und Soldat, auch in Frankreich zwei Größen, die mehr gegeneinander als für einander etwas haben, bieten das Schauspiel seltener industrieller Verbrüderung im Parke. Kanonen, und auch nicht die, welche Kaiser Napoleon erfunden, predigen nicht das Wort Gottes und die Evangelisten haben bekanntlich mit Pulver nichts zu thun gehabt, — und doch, hier möchte man fast an beides glauben, wenn man die Ausstellung von Mönch und Soldat so hart neben einander sieht, wie dies im Parke möglich ist. Den Bruder Soldat vertritt das französische Ministerium des Krieges. Der feste, hohe Glaube an die „gloire“ von „la

France“ gebot es natürlich, die Ausstellung des Kriegsministeriums möglichst glänzend zu gestalten. Mitten in der friedlichen Völkerversammlung sollte ja auch plötzlich stellenweise gezeigt werden, wie furchtbar ein Volk dem anderen werden könnte, wenn es zu „etwas kommt.“ Der Krieg ist nun einmal als moderne „Industrie“ legitimirt, leider, aber er ist es und seine Handwerker werden seit lange schon auf Weltausstellungen ebenso prämiirt, als machten sie blos die schönsten Handschuhe und nicht Mordmaschinen aller schrecklichen Sorten. Und fängt nur eine Nation an, sich von dieser Seite sehen zu lassen, so können die anderen freilich nicht fehlen. Besser wäre es freilich vielleicht, man ließe auf Weltindustriefesten einmal die Gruppe „Krieg“ weg und veranstaltete dafür lieber einmal eine separate Weltausstellung sämmtlicher Instrumente des Krieges. Da könnten die Völker alles das zusammentragen, was sie auf diesem Gebiete Nützliches (sit venia verbo) geschaffen: ihre gezogenen Kanonen, Kanonenrevolver, Hinterlader, Chassepotgewehre ꝛc. ꝛc. Da wüßte man doch, woran man mit diesem und jenem Volke wäre und welches Land man leicht annektiren könnte und vor welchem man sich zu fürchten hätte. Als wäre eine solche Ausstellung bereits jetzt auf dem Marsfelde angesagt gewesen, so sehr strengte sich Frankreich an, sich in möglichst herrlichem kriegerischen Lichte zu zeigen. Eine große Halle und einige nebenanliegende kleinere Räume zeigen all’ die Dinge, die den gehörigen Respekt einflößen sollen; die Schuß- und Stichwaffe spielt da natürlich eine große Rolle und große Kollektionen aller Arten von Instrumenten, deren sich die

französische Armee von den Tagen der ersten Ludwige bis zu den Tagen von Magenta und Solferino, Palikao und Puebla bediente, bedecken, in allerlei Formen zusammengeordnet, die Wände der Riesenhalle des Kriegsministeriums. Daß der Mann in der französischen Armee nicht Nebensache, thun Muster-Darstellungen einzelner Truppengattungen, ausgestopfte schöne „Chasseurs d'Afrique", Zuaven, Garden, dem Beschauer kund. Auch das ärarische liebe Vieh, das in Ungarn und Galizien aufgekaufte bescheidene Pferd, das bestimmt ist, zum französischen Schlachtroß dressirt zu werden, wird im bepackten und nichtbepackten Zustand vorgeführt. Dann zeigt man uns eine lange Reihe von Photographien wichtiger französischer Fortifikationswerke; man bekommt erst da einen deutlichen Begriff davon, wie sich das zweite Kaiserreich in Frankreich zu — befestigen wußte.

Auch für überaus deutliche Nachbildungen ganzer Festungen (in Papiermaché und Thon) ward freundlichst gesorgt und es ist das ein annäherndes Bild von militärischer Macht und Größe Frankreichs, was man vor sich hat. Und da wollte ich denn auch eines Tages von diesem Bilde Einiges in meinem Notizenbuche festhalten. Glauben Sie, man ließ mich das thun? Im Gegentheil. Es trat ein wachthabender Posten an mich heran und ersuchte mich freundlichst, das Schreiben und Notiren hier hübsch sein zu lassen. Ich zeigte ihm die volle Unschuld meiner Notizen, ich sagte ihm, daß es mir nicht beifiele, etwas von der innern Festungsherrlichkeit abzuzeichnen, es half nichts, er bemerkte mir nochmals, es dürfe hier nichts geschrieben und nichts notirt werden.

Welch ein Glück, daß die Luxemburger Frage dazumal schon geordnet war, der Mann hätte sonst nicht übel Lust gehabt, mich für einen preußischen Agenten, der französische Festungswerke auf einer Weltausstellung studiert, zu halten. Es ist dies das Erstemal daß Jemand meinen Crayon in dem schrecklichen Verdacht gehabt hatte, er könnte Festungen zeichnen! Und so zeichnete ich denn auch sonst nichts in mein Notizenbuch, als — den edlen Munizipalgardisten der mich für so gefährlich hielt. Und dies blos zum Andenken an den ergötzlichen Fall. Ich glaube übrigens, der gestrenge Hüter französischer Festungskünste hätte mich auch gehindert, die Belagerung von Saragossa, von der ein höchst lebendiges Modell aufgestellt ist, zu zeichnen. Natürlich, es könnte mir ja einmal einfallen, Saragossa von neuem zu belagern! — Freunde vom Kriegspiele können sich hier auch an Darstellungen von Sturmversuchen, Minensprengungen u. a. m. höchlichst ergötzen. Es ist dafür gesorgt. Draußen aber vor der großen Halle stehen eine stattliche Anzahl liebenswürdiger Zehn-, Zwanzig-, Fünfzig-, Hundertpfünder — spazieren, in deren glitzernden, blank geputzten Läufen grade die Ausstellungssonne mit ihren Strahlenbüscheln spielt. Melancholisch scheinen sie einander zu fragen, „was sollen wir hier?“ Sie sind gewiß mit ihrem Los sehr unzufrieden, diese armen französischen Kanonen und namentlich seit die kolossale preußische Kollegin aus Essen, mit der verglichen sie doch nur wahre Kinderspielzeuge sind, so verächtlich, tausendpfündig von drüben her auf sie herabsieht. — Einen eigenen, zierlichen, zeltartig gebauten Pavillon haben sie der Darstellung des „Lagers von Cha-

lons" gewidmet. Da finden sich Nachbildungen aus Holz von allen einzelnen Quartieren des Lagers, des „quartier imperial, quartier du général" u. s. w. Nachbildungen der Kapelle, der protestantischen Kirche, der Offiziersbaraken und ein Modell des ganzen Lagers. An den Wänden ziehen sich Photographienfriese, alle Bewohner und Truppengattungen des Lagers von Chalons in ihren bunten kleidsamen Uniformen zeigend, hin. Man sieht aus der sorgsamen Spezialdarstellung des Lagers von Chalons auf der Weltausstellung, wie sehr dieses Lager sich der ausnehmenden Gunst des Kaisers erfreut. Es ist eine seiner militärischen Lieblingsschöpfungen, und er schmeichelte ihr auch mit einem eigenen Pavillon. Die algerische Kriegführung ist einzig und allein durch ein bei der Fremdenlegion übliches Lagerzelt repräsentirt.

Biegen wir rechts ab von diesem algerischen Lagerzelt. Nur einige Schritte weiter, und wir stoßen auf die Ausstellung, die neben dem Bruder Soldat im Ausstellungspark der Bruder Mönch veranstaltet. Auch hier ist eine gewisse Reichhaltigkeit bemerkbar, aber freilich mehr in Lokalitäten, als in den ausgestellten Stoffen. Der Mönch der Ausstellung hat eben nicht so vielerlei Waffen, wie der Soldat. Bruder Mönch kommt blos mit seiner Bibel, seinen Evangelien, seinen Traktätchen. O, es gäbe, wenn schon die Kirche ausstellen muß, noch andere Waffen auszustellen, deren sich Bruder Mönch in der Welt zu bedienen pflegt, aber die wird man sich fein hüten auszustellen. Ich bitte Sie, bedenken Sie das peinliche Aufsehen, das z. B. dann das von Oesterreich

ausgestellte „Konkordat", natürlich mit der richtigen Gebrauchsanweisung versehen, machen müßte, oder der in der römischen Abtheilung ausgestellte kleine — Mortara! Derlei Mord-Waffen der Kirche wollte man nicht ausstellen und so verblieb es bei den Bibeln, Evangelien, Traktätchen, die en masse auf der Ausstellung konsumirt werden.

Verschiedene fromme Gesellschaften, französischer und englischer Abkunft, errichteten im Parke Bibel-, Traktätchen- und Evangelien-Verkaufs- und Verschenkungsetablissements. Da ist der große „Bibel-Stand", ein Pavillon, von dessen Fenstern aus die Bibel, altes und neues Testament, je nach Belieben, verabreicht wird in allen Sprachen der Welt. An dem einen Fenster bekommst Du sie in deutscher, an dem andern in spanischer, am dritten in skandinavischer, am vierten in holländischer, am fünften in russischer Sprache u. s. w. Aus diesem Bibel-Stand werden auch eine Legion von Handlangern der Mission in das Ausstellungspalais selbst entsandt, die kleine Bibeln und einzelne Evangeliumsabschnitte jedem der Vorbeigehenden, ob er nun Christ, Jude, Türke, Heide, in die Hand praktiziren, ehe er sich's versieht. Dieser Dienst ist merkwürdig organisirt und über Einhunderttausend solcher kleiner Schriften werden täglich von Ganz-, Halbfrommen, Recht-, Nichtrecht- und gar nicht Gläubigen konsumirt. Gleich neben diesem „Bibelstand" erhebt sich wiederum ein zweites Haus, in dem wieder heilige Schriften und solche, die es zu sein vorgeben, an die Bedürfnißfühlenden aller Nationen für wenig Geld und mit viel schönen Worten verabreicht

werden. Und da wieder, anstoßend an diese Bibelgesellschaft, haust eine andere, die es hauptsächlich auf — jüdische Seelen abgesehen hat. Große Inschriften in althebräischen Schriftzeichen, Stellen aus dem alten Testamente enthaltend, locken so eine reisende jüdische Seele hinein in's Innere, wo sich ihrer ein ehemaliger jüdischer Prediger und jetzt Prediger der englischen Mission auf der Station Mühlhausen annimmt und ihr ein Exemplar des alten Testamentes zugleich mit einer kleinen Schrift, in der alles den jüdischen Glauben Widerlegende enthalten sein soll, in die Hand drückt. Der Mann erfüllt dann auch noch andere seiner Pflichten und erklärt einem auch die ausgestellten Modelle des heutigen und des alten Jerusalems, zeigt einem die Stiftshütte und die Kirche des heiligen Grabes, Alles in einem alte und neue Religionen gleich feiernden Athem, Alles scheinbar unbefangen, liebenswürdig, unparteiisch und ohne alle Absicht! Er weiß, daß das Marsfeld kein geeigneter Platz für's Seelenfangen ist, aber er empfiehlt mindestens den vielen Besuchern für vorkommende Fälle sein Geschäftshaus, das in Mission macht und so und so viel Rabatt für die Seele zahlt. Es wird sich erst später, nach der Ausstellung, herausstellen, ob die verschiedenen Missionen und wie sie auf der Weltausstellung im Geschäfte glücklich waren. Heiden gab es wol genug zu bekehren, sie wuchsen in allen möglichen Farben und Kostümen auf dem Marsfelde wild. Vielleicht, daß der eine oder der andere Hindu und Bramane zum Andenken an die Weltausstellung zu Hause über die ausgetheilten Traktätchen und sonstige Schriften der Missionen nach-

zudenken beginnt. Wer kann es wissen! Aber, rathen möchte ich ihm es nicht.

Ein origineller Ausstellungszweig bleiben sie aber immerhin, diese Missionshäuser des Marsfeldes. Wenn sie nur nicht in so sündiger und gefährlicher Umgebung ständen! Zehn Schritte von ihnen steht nämlich der sogenannte „Cercle International", das bereits einmal erwähnte Haus, das man mit der kleinen Summe von 900,000 Francs der Lust und dem Vergnügen aller Welt (insoweit sie 100 Francs Eintrittsgeld bezahlen kann) errichtet hatte und das dann wie ich ihnen schon erzälte insolange von aller Welt verlassen dastand als nicht deutsche Musikanten an der Spitze von Strauß und Bilse sich seiner annahmen. Aber das war ja erst recht ein sündhaftes Unternehmen, denn wenn diese deutschen Musikanten aufspielten im Cercle international, da rießen sie aus, die wenigen Seelen, die an der frommen Angel gegenüber im Missionshause zappelten und liefen einem Wiener Walzer nach. Und leer und öde wurden dann die Hallen der Mission, die Leute, die auf dem besten Wege waren, aus Langeweile der Propaganda zu horchen, laufen bei den ersten Takten des Walzers „Morgenblätter" der Mission davon und vertauschen die Lektüre ihrer Traktätchen mit der der Strauß-Bilse'schen Konzertprogramme. Kann man die Kontraste weiter treiben, als sie auf dem Marsfeld getrieben erscheinen? Hier strenge, anglikanische Mission, pietistische Traktätchen, gleich nebenan Wiener Walzer und Johann Strauß! Und nur wieder eine kleine Strecke noch weiter

etwas noch weit Missions- und Traktätchenwidrigeres — Theatre! Leichtfüßiges und leichtsinniges Völkchen, frivole Balletmädel aller Nationen, Engländerinen, Deutsche, Ungarinen, Französinen, Spanierinen, die alle zu einer ganz andern „Mission" da waren. Was konnte das Predigen dadrüben helfen, wenn hüben unter den Possenreißern der Teufel los war. Arme Mission! Du hattest eine zu starke Conkurrenz. Es gab eben in deiner nächsten Nähe auch andere — Comödianten!

einer [illegible] Mission aus Theaterunternehmer — Theater! Verdächtiges und leichtsinniges Völkchen, [illegible] Wollenwäscher [illegible] Nationen, [illegible], Ungarinnen, Französinnen, Spanierinnen, die alle zu einer ganz anderen „Mission" da waren. Was konnte das Predigen derselben helfen, wenn Buben unter den [illegible] den Teufel [illegible]. Arme Mission! Da hatten eine zu starke Konkurrenz, [illegible] gab es in deiner nächsten Nähe auch andere — Gelegenheiten!

Parkbilder.

3.

Ein poetischer Fleck Erde. — Die Créche St. Marie. — Kuriose Umgebungen. — Ein lehrreiches Beispiel für alle Welt. — Humanismus und Kanonenwirthschaft. — Die reizendste Kinderstube. — Die „Pouponnière". — Kukuk, Papst und Napoleon I. — Die Freiheit der Neigungen. — Allerlei Werkstätten. — Dampfbäckerei. — Oudry's Galvanoplastisches Atelier. — Die Bouquetière der Kaiserin Eugenie. — Kirchenentré. — Ein Handel mit Religion. — Was die Völker der Erde riskiren.

Parkbilder.

[illegible]

Parkbilder.

3.

Ich weiß mir einen kleinen, reizend poetischen Fleck im französischen Park. Maler, Bildhauer, Dekorateure haben nichts mit ihm zu thun gehabt. Es steht blos ein einfaches, von Nettigkeit strahlendes, niederes Häuschen auf jenem Flecke und wer in dieses Häuschen durch die immer offen stehende Thüre eintritt, der fühlt sich so eigenthümlich angeheimelt von jenem Geiste des Echtmenschlichen, der in aller Poesie sein soll. Da fliegt jenes Stäubchen, das, ob man sich nun währt oder nicht währt, bei den Wanderungen auf dem Marsfelde vor dem großartigen Mäklergeiste des Jahrhunderts über eines jeden Seele gekommen, mit einem Male von dannen und man athmet in einer merklich reineren Luft, die noch etwas von der Weihe des Lebens hat. Der Genius der Zukunft breitet über dieses Häuschen seine schützende Fittiche, denn die, für die das Häuschen bestimmt, gehören ihm, sind seine Hoffnung, seine Zuversicht, seine

Stütze. Sie merken schon, ich „lasse heute die Kleinen zu mir kommen.“ In der That, das Häuschen, das ich meine, gehört den Kleinen von Frankreich. Es ist die Créche St. Marie, vor der wir stehen. Es gab Leute, die diese Ausstellung einer Säuglingsanstalt so seltsam gefunden haben. Nun, diese Seltsamkeit kann doch nur durch die Umgebung hervorgebracht worden sein. Und wer wollte vor seiner Umgebung auf einer Weltausstellung sicher sein! Dann müßte der Krupp'sche „Tausendpfündner“ darob Klage erheben, daß nicht weit von ihm kleine „Federmesser“, mit denen man sich ja blos den kleinen Finger ritzen kann, sich präsentiren. Und was es dergleichen Klagen noch mehr gäbe. Laßt die Umgebung Umgebung sein und freut Euch der humanitären Idee, die neben den massenhaften Scheinideen der Ausstellung in dieser Créche ausgestellt ist! Wo Vertreter von allen Welttheilen zusammenlaufen, wie hier auf dem Champs de Mars, und darunter auch solche, die von humanitären Ideen noch sehr wenig Begriffe und noch weniger Respekt haben, (eben schreiten wieder zwei Indianerhäuptlinge, die veritablen Menschenfresser, wie sie im Buche stehen, an mir vorbei) da können solche praktische Kurse in der Lehre des Humanismus schon von einigem Nutzen sein. Und von dieser Seite besehen, bleibt doch endlich, allen Spektakel abgerechnet, auch etwas weltkulturnährender Extract auf dem Grunde der berauschenden Ausstellung zurück. Es ist auch wichtiger, die Leute lernen von einander, wie man Kinderbewahranstalten errichtet und pflegt, als daß sie lernen, wie man „Kanonenrevolver“ macht und braucht; besser wahr-

lich, sie lernen, wie man so ein kleines armes Menschenleben erhält, als wie man rasch und gräßlich genug Hunderte oder gar Tausende von Menschenleben auf einmal mordet. Und da ist, glaube ich, ein Besuch in der Créche St. Marie heilsamer und wirksamer für die ewigen Ideen der Menschheit, als einer bei den vielen Zerstörungsmaschinen, in deren Ausstellung hier die „gebildetsten" Nationen der Welt mehr als je wetteifern. Und wen gar keine höhere Idee im Leben plagt, nun, der wird auch dann noch in der Créche St. Marie nicht ohne Vergnügen verweilen.

Ist es ja die reizendste Kinderstube, die man sich nur denken kann, in die man da eintritt! Freundlich, heiter, sorglos winkt einem da Alles entgegen, ein keuscher Seelenfriede heimelt einen hier aus jedem einfachen Möbelstücke an. Da stehen an den Wänden der langen, schönen, lichthellen Stube die eisernen zierlichen Bettleins, jedes mit seinem blauen Vorhange versehen, jedes von frischem schneeweißem Linnenzeug erglänzend. Und aus der Mitte der Stube erhebt sich der runde, große Spieltisch, der „Pouponniére", der auf seiner langen Reihe von bequemen Sitzen die vielen der Kleinen vereint, die in dem Hause das gleiche Glück der Erziehung auf Kosten wohlthätiger Menschen genießen. Man kann sich keinen liebenswürdigeren Aufenthalt für Kinder denken, als den, der hier als Créche St. Marie gezeigt wird. In Gedanken malt man sich die Freude der Kleinen aus, wenn die große schöne Uhr an der Wand dort zu schlagen beginnt und sie den Kukuk schreien hören und darob in die kleinen Händchen klatschen. Rechts haben sie den Kukuk und links — das Bild des Papstes, das freundlichste, kind-

lichste Gesicht der Welt. Und wem unter ihnen das Bild dieser Größe nicht gefällt oder nicht genügt (man weiß ja nicht, wie rebellisch schon so ein kleiner französischer Kinderkopf sein kann), der möge nur ans Fenster hinsehen, dort hat er ein Bild anderer Größe (freilich auch einer die vergänglicher Natur war) — das Bild des ersten Napoleons. Napoleon I. und Pius IX. — der Kinder ist die Wahl; man thut eben den Franzosen, schon als Kindern, keinerlei Zwang bei der Bildung ihrer Ideale an, man stellt es ihnen schon in der Créche frei, kirchlichen oder militärischen oder antikirchlichen Neigungen zu folgen. Ist die Créche St. Marie in Wirklichkeit so, wie sie uns hier vorgestellt wird — und ich habe keine Veranlassung, daran zu zweifeln — dann ist sie in der That in Allem und Jedem eine Musteranstalt, der gar nicht genug Nachahmung unter anderen Nationen gewünscht werden kann. Die „Créche St. Marie“ war, als sie 1844 gegründet worden, die erste Créche in Frankreich. Heute, nach Ablauf von 23 Jahren, sind ihr 16 dergleichen Institute in Paris auf dem Fuß gefolgt, eine Anzahl freilich, die, wie Eingeweihte behaupten, für ein Land, das keine Paternitätsklage kennt, und für eine Stadt von beinahe zwei Mill. Einwohnern den Bedürfnissen durchaus nicht entsprechen soll. Treten wir aus der stillen Sabbathstube des Kinderfriedens wieder hinaus, so umwogt uns das hastige Werkeltagsleben der französischen Industriellen und der Lärm ihrer Industrien. Wer und was hat sich da Alles angesiedelt im französischen Parke! Aus riesigen, weithingestreckten Holzhallen tönt das Rasseln und Treiben von Maschinenkolossen

heraus an unser Ohr. Wir stehen hier vor einer großen Dampfbäckerei, in der Massen von Menschen der raschen Entstehungsgeschichte des Pariser Weißbrodes, d. h. jenes ungesalzenen ungesäuerten Teiges, den die Pariser „weißes Brod" zu nennen belieben, mit dem Auge nachgehen, um sich dann mit eigener Maschine der Zerstörung jener Brode, sobald sie aus der Maschine gekommen, zu weihen: hier wieder hämmert es unablässig aus einer kolossalen metallurgischen Fabrik, in der Tausende gefügiger Werkzeuge eine dem Ohr schreckliche Reklame für ihren Herrn und Meister machen. Und dort arbeiten aus dem großen Glockenhause des Mr. Bolée nicht weniger als zwölf Glocken auf einmal. Und wenn sie nur alle noch bei ihrem angeborenen Style und Vortrag bleiben möchten, diese Glocken des Mr. Bolée. Nein, sie prätendiren noch für musikalisch gehalten zu werden und spielen ein Konzertstück ab. Was haben wir und alle, denen solche Glockenspiele, solch musikaffektirendes Gebimmel zuwider ist, Herrn Bolée gethan, daß er unsere Ohren unaufhörlich mit musikalischer Prügelstrafe bedroht? Aber was nützt unser Klagen, eher, glaube ich, könnten wir die Riesenstücke von Mühlsteinen, die da majestätisch in nächster Nähe des grausamen Glockenspieles lagern und den stolzen Namen „die Mühlsteine von Frankreich" führen, erweichen, als diesen Glockenindustriellen. Die „Mühlsteine von Frankreich!" Wie schön das klingt, wie erhaben! fast wie — der Kaiser von Frankreich, das Kind von Frankreich u. dgl. m. In Frankreich bildet sich so Mancher etwas ein — nicht selten ohne Grund — am Ende thun das auch die Mühlsteine von Frankreich.

Was liegt denn dort drüben hinter den „Mühlsteinen von Frankreich"? Ein schöner, runder, eleganter Pavillon, in dessen eleganten Spiegelfenstern soeben die Sonnenstrahlen ihr malerisches Spiel treiben. Zierliche Beetpflanzungen bekränzen sein Parterre und Statuen und Statuetten, die da umherstehen, machen das Auge neugierig. Nun, da hat der erste Galvanoplastiker und „Fornisseur des Kaisers", Herr L. Oudry, seine Ausstellung veranstaltet. Die schönsten und besten Arbeiten des berühmten Ateliers finden sich hier in einer stattlichen Kollektion. Seine Nachbildungen klassischer Skulpturen entsprechen in überraschender Weise Anforderungen, die man an das angewandte Material sonst nicht stellen zu können glaubte. Oudry's galvanoplastische Arbeiten wetteifern an Schönheit und Lebendigkeit des Ausdrucks mit den Erzeugnissen des besten Eisengusses und wagen sich an scharfer Charakteristik sogar bis an die unvergleichliche Kraft des Marmors heran. Man sieht Büsten und Statuen von Oudry, die beinahe einen künstlerischen Eindruck machen. Seine Nachbildung der „Venus von Milo" wird Allen, die das berühmte Götterbild gesehen, als ein Meisterstück gelten müssen. Die Napoleonbüsten, deren man einige sieht, sind desgleichen Meisterstücke galvanoplastischer Arbeit. Eine Büste der Rachél verdient nicht weniger Anerkennung. Der antik-strenge klassisch-ernste Zug im Kopfe der unvergeßlichen Tragödin kömmt, wie mir scheinen will, im Metall weit besser, entschiedener zum rechten Ausdruck, als im Stein. Auch an großen, pompösen Ausstellungsstücken läßt es das Atelier Oudry

nicht fehlen. Da ist z. B. sein großes, auf Bestellung des Kaisers gearbeitetes Basrelief, die Nachbildung eines Basreliefs des konstantinischen Triumphbogens in Rom, ein Werk ebenso bedeutenden Fleißes, als es eines von imponirender Geschicklichkeit ist. Da ist ferner ein anderes großes Basrelief, nach einem Relief der Trajanssäule, bis in's minutiöseste Detail der Gewandung, Gruppirung u. s. w. künstlerisch wirksam. Bizarrerien hingegen scheinen mir die Arbeiten, die Oudry als „Peinture de Bronce ou cuivre galvanique“ bezeichnet, Bizarrerien seine Sklavenstatuen mit goldenen Stirnbändern u. s. w. u. s. w. Auch Christofle, mit seinen Triumphen im Palais selbst nicht zufrieden, hat sich auch im Park mit einem Werk der Galvanoplastik niedergelassen und eine Nachbildung des Reliefs an dem großen Thore der Sakristei von San Marco in Venedig ausgestellt, die aber mit den Arbeiten aus Oudry's Atelier durchaus nicht gleichen künstlerischen Schritt zu halten vermag.

In nächster Nähe winken noch andere Industriellen-Pavillons, alle schöne und geschmackvolle und elegante Reklamen für die ausstellenden Häuser. Da ist der aus marmorirtem Stein stolz auf Säulen ruhende „Pavillon der Compagnie des Indes“, unter dessen Riesenschaukästen lange und schwere Shawls, „aus Indien“ natürlich, den Augen der vorbeiwallenden Damen höchst gefährlich werden. Da sind glänzende Lampen- und Lustren-Pavillons und gleich nebenan steht wieder das zweifache, malerisch drapirte Zelt des Blumenmädchens der Weltausstellung, der „Bouquetière de l' Imperatrice“, wie

sie sich nennt, um auf diesen stolzen Titel hinauf in ihren Bouquetenpreisen besser sündigen zu können. Ein Pariser Blumenmädchen hat kein Talent und keine Neigung, dergleichen zu bereuen, und die „Bouquetière der Kaiserin Eugenie“ auch nicht. Wollte sie aber wirklich bereuen, in kirchlicher Form bereuen und ihre Tarifverbrechen alle beichten, sie könnte es doch nicht auf dem Marsfelde, trotzdem sie im Park, einige Schritte von sich entfernt, eine — gothische Kirche stehen hat, denn an der Schwelle dieser gothischen Kirche verlangte man ihr 50 Centimes — Eintrittsgeld ab und so viel läßt sich ein französisches Blumenmädchen, und wären die Sympathien ihrer Frau und Kaiserin zu Rom und dem heiligen Stuhle auch noch intimer, die Reue nicht kosten, was ich ihr gar nicht zum Vorwurfe machen will. Der Mann, der diesen Kirchenbau im Ausstellungsparke unternommen, zeigt übrigens mit den Anforderungen, die er beim Eintritt in sein gothisches Gotteshaus an unsern Säckel stellt, daß er sein gottgefälliges Ausstellungswerk in allen Konsequenzen durchzuführen versteht. Hat er sich einmal unter die Industriellen der Welt mit seiner Kirche gemischt und handelt mit — Religion im Ausstellungspark, warum soll er uns nicht 50 Centimes abverlangen? Theilt er ja wahrscheinlich mit der unternehmenden kaiserlichen Kommission, die ja kein „Geschäftchen“, und wäre es auch noch so gering, verschmäht und Gott und Teufel auszubeuten sucht, seinen Reingewinn, d. h. wenn er einen haben sollte, was ich bezweifle. Woher auch? Der Extrem-Frommen oder Orthodox-Neugierigen für 50 Centimes waren doch unter den Hunderttausenden, die

allwöchentlich aufs Marsfeld gingen, nur sehr, sehr wenige. Und so dürfte das fromme gothische Geschäft sich nicht rentirt haben und die katholische Rechnung ohne die katholischen Wirthe gemacht worden sein. Und die Folge davon wird sein, daß alle Völker des Erdballs jetzt nach der Pariser Weltausstellung als noch sündiger werden verrufen werden, als sie es schon vorhin gewesen sind. Aber die Völker riskirten es eben.

Parkbilder.

4.

Fitzlipuzli.

Gehäufte Contraste. — Von der Salle evangelique zum Tempel des Fitzlipuzli. — Das Monstrum von Xochicaleo. — Im Zelt der Kaiserin Charlotte. — Einst und jetzt. — Die Aztekengötter. — Ihre Toiletten. — Der Chignon eine altaztekische Göttermode. — Fitzlipuzli's Altar. — Das Museum des Mr. Leon Mehédien. — Mexikanerbilder. — Gruppen und zeitgemäße Gedanken. — Ein verletzender Anblick. — Vox populi. — Ein deutscher Bankier und eine „Dame der Halle." — Zwei Aussprüche und Ein Verdammungsurtheil.

Parkbilder.

4

Die Kontraste mehren sich nun je weiter wir im Parke von der französischen Seite aus vorrücken. Hier ladet die „Salle evangelique" die Protestanten französischer, englischer und deutscher Zunge zum Gottesdienste ein. Schmucklos steht die hohe, weite Halle da, kein Maler, kein Bildhauer hat an ihrer Dekoration gearbeitet. Durch das farbige Bogenfenster fällt das Licht auf die Kinder Luthers, die auf einfachen Rohrstühlen umhersitzen und auf das Wort des Pastors horchen, der ihnen von der mit braunem Tuche ausgeschlagenen Tribüne aus der Bibel seines Meisters Vorträge hält. Und nur wenige Schritte weiter vorgerückt steht Fitzliputzlis geweihte Stätte! das alte Tempelmonstrum von Xichokaleo, das mexikanische Götzenhaus. Wettergebräunte Männergestalten in breiten, runden Strohhüten, gelben Heaks und gelben Pantalons, blauem Halstuche, einen bunten Plaid über die Brust geschlagen, halten an dem Eingang

des Ungethüms Wacht und verlangen 25 Centimes ab. Wir treten in einen weiten Vorraum, von dem aus erst eine einfache Holztreppe, wie sie bei uns Minderwilden etwa zu einer Bodenkammer zu führen pflegt, in den Tempel einführt. Wir verweilen noch ein wenig hier unten. Ein kleines Zelt, von rohen Baumstämmen getragen, fesselt unsern Blick. Sein Dach ist nicht von fürstlichen Stoffen gebildet und auch nicht fein; einfache, bei den Reichen des Landes des Montezuma wol kaum übliche Strohflechtereien zieren es; es sieht so recht ärmlich aus, daß darin jeder Azteke, ohne sich geniren zu müssen, sich auf seine häßliche Haut hinstrecken könnte. Und doch war es das Zelt einer Fürstin, das wir vor uns sehen, einer Fürstin, die werth gewesen wäre, einen bessern Thron zu besteigen, als den der Azteken, einen Thron, der sie zuerst ihren Verstand, und dann auch ihren Mann gekostet hat. Es ist das Zelt der Kaiserin Charlotte, das wir vor Augen haben. Bei den Ruinen von Xochikaleo, wo einst der Tempel des Fitzliputzli stand, der heute unser Ausstellungsziel ist, ward der unglücklichen Frau, die ihre Tage nun in Stumpfsinn in einem Schlosse auf belgischem Boden zubringt, vor zwei Jahren das Zelt gebaut. Da lag sie so manche Nacht auf dem einfachen blos mit rothen Tüchern bedeckten Divan, und träumte den gewaltigen Traum von der Beglückung und Neubildung des mexikanischen Volkes, einen Traum, der ehrgeizigen Tochter des Belgierkönigs würdig, aber, ach, nur ein Traum und einer, dessen böse Deuter leider nur zu bald Recht behielten, und dessen gute mit ihren gemachten falschen

Vorspiegelungen all' das große Unglück über diese Frau gebracht. Reißt doch die grün-weiß-rothen Fähnchen, die über dem Zelte flattern herab und hißt die schwarze Fahne auf! Sie paßt heute für das Zelt der Frau besser, deren Mann sie bei Queretaro erschossen haben für die „heilige Sache", die ihm vor Jahren aufgedrungen worden. Vorbei! Vorbei!

Und doch sind diese blutbefleckten Gedanken so eigentlich die rechten für diesen Tempel von Xochikaleo, den wir nun betreten wollen. Es ist so der rechte Uebergang von moderner mexikanischer Grausamkeit zu der älteren Datums. Ganz charakteristisch ziert diese Stätte scheußlichen Heidenthums über der Eingangspforte eine lange häßliche Schädelreihe, das fratzenhafte Gebeine derer, die sie da vor Zeiten ihren Götzen geschlachtet haben. Eine recht anständige Aztekengesellschaft das, die da in dem Tempelfries beisammen ist. Es könnte in Einem etwas von Furcht und Schauer aufkommen, wenn man diese Opfer Fitzliputzlis ansieht, erfaßte Einen nicht gleich zur besten Zeit noch große Heiterkeit, wenn man die Bildnisse der Herren Götter anschaut, denen zu liebe so viele Aztekenopfer gebracht worden. Sie füllen die gelblich bemalten Außenwände des Tempels von Xochikaleo ebenso wie die Innenwände und sind das Possirlichste, was man an heidnischen Götzengestalten nur sehen kann. Auf den vier klumpigen, bizarr bemalten, breitgestülpten Pfeilern des Tempels treten sie in stattlicher Größe auf. Sie haben ungeschlachte, eingebogene Füße und habe ich den gegründeten Verdacht, daß die sogenannte „englische Krankheit" sehr stark unter den mexikanischen Göttern

grassirt haben mag. Räthselhaft ist Alles an diesen Gebilden des Aztekenkultus, nur nicht die bestialische Dummheit, die auf ihren Gesichtern liegt. Nachdruck und Größe mag ihnen nur die Art von Bischofmütze, die sie auf höchstihren riesigen Haarbeuteln tragen, gegeben haben. Das Haar spielt überhaupt eine gar seltenartige Rolle in dieser stillen Aztekengemeinde. Es fehlt sogar auf den Opferbildnissen nicht und der beste Beweis, daß der gestrenge Mexikanergott seine Opfer nicht mit Haut und Haar verzehrt hat, ist wohl der, daß die oben erwähnten Schädel alle sich in bizarr frisirten und gescheitelten Haarbüscheln uns präsentiren. Sie sehen, der mexikanische Gott war auch ein guter Gott; er fraß die Menschen, die man ihm brachte, blos bis auf's Haar. — Treten wir nun in die heiligen Hallen des alten mexikanischen Kultus selbst ein. Wir befinden uns in einer mäßig großen Halle, die ihr Licht von einem Glasdache vermittelt erhält. Auf dem dunkeln, mit irgend einer schmutzigen Farbensubstanz bestrichenen Grunde der Wände sieht man Thiergestalten in rother Farbe. Nun, das liebe mexikanische Vieh beflügelt und unbeflügelt, wie es nun immer ist, zeichnet sich natürlich nicht durch mehr Liebenswürdigkeit aus, als wir an den Gestalten der Gottheiten gesehen haben.

Ein Schritt zurück von den mexikanischen Götzen und man ist beim Vieh angelangt. Der Mensch hält auch hier natürlich die Mitte zwischen Gott und Vieh. Was sollen wir seinem Aussehen anhaben, wenn seine Götter so scheußlich aussehen! Der Mensch arbeitete und strebte auch in dem alten Mexiko der Gottheit nach, sogar in der

Toilette, wenn ihn solche überhaupt auszeichnete. Interessant dünkt mir die Wahrnehmung, daß die Trachten der mexikanischen Götter der Mode und zwar einer sehr wechselnden Mode unterthan waren. Nur so kann ich mir die verschiedenen Arten der Trachten der Götter des Aztekenlandes erklären, in denen ich sie im Ausstellungstempel von Xochikaleo zu sehen Gelegenheit hatte. Habe ich ja sogar die Entdeckung gemacht, daß der Chignon, auf den sich unsere Damenfriseure so viel einbilden und der das Haar unserer Damenwelt von heute so ausschließlich beherrscht, schon unter den Aztekengöttern gebräuchlich war. Ich habe hier den Schädel so manchen Aztekengottes im Banne eines solchen Chignon's gesehen! Welche wertvolle Entdeckung für Kulturhistoriker und welches, Entrüstung unter den Gebildeten hervorrufende Aufsehen, wenn es sich herausstellt, daß wir nicht einmal den Chignon vor den Azteken voraus haben! Kommt auf's Marsfeld und überzeugt Euch! Wundert Euch aber nicht, wenn Ihr im Allerheiligsten der Azteken auch noch andere Eurer neuen und alten Moden wiederfindet. Euere feinen Damen von heute setzen sich Vögel auf ihre Hüte; die Aztekengötter haben gleich ganze Vogelbauer auf ihren Köpfen. Auch der Halskrausen bedienen sie sich diese alten göttlichen Modegecken des mexikanischen Cultus. Der Gedanke hat ordentlich etwas Fürchterliches, daß diese scheußlichen mexikanischen Götter auch noch — eitel waren und sich herauszuputzen pflegten. Sie erschienen wohl gar in Gala, wenn ihnen Menschen zum Speisen vorgelegt wurden! — An diese Festessen der aztekischen Olympier gemahnt Einen hier der ausgestellte

große Altar, an dem dergleichen Bankette Fitzliputzli nnd den übrigen Göttern gegeben worden. Er stand einst in dem Tempel von Xichokaleo dessen Nachbildung wir hier vor uns haben und wurde in den Ruinen des alten Tempelmonstrums gefunden. Das Blut tausender heidnischer Scheußlichkeiten klebt an dem ungefügigen, dunklen Steinblocke, der in Xichokaleo stand — so behauptet wenigstens Mr. Leon Mehédién, der Veranstalter der mexikanischen Exposition auf dem Marsfelde und der Nachbildner dieses Tempels von Xichokaleo. Und warum sollen wir es ihm nicht glauben, auch ohne es zu sehen? Haben wir ja im guten Glauben unser Eintrittsgeld erlegt. Mr. Leon Mehédién kann der Glaube nur zu Gute kommen.

Trotz des Separatentrées fehlte es dem mexikanischen Tempel im Parke zu keiner Zeit des Tages an Besuchern. Ist ja das Aztekenland, durch das Unglück, das es über Hunderte Franzosen, Deutsche, Belgier, Oesterreicher in den letzten Jahren gebracht, Vielen erst recht interessant geworden. Man ging in die mexikanische Ausstellung mit all den Gedanken von Abenteuerlichkeiten, die seit der französischen Expedition von Mexiko gar nicht zu trennen sind. Die Pariser namentlich wandelten da herum mit jenem bitteren, sarkastischen Lächeln der Kritik, das auf ihren Lippen eben soviel besagt, wie eine ganze Thiers'sche Verdammungsrede über die unglückliche Expedition. Die unteren Räumlichkeiten des Tempels von Xochikaleo, die Leon Mehédién zu einem Museum mexikanischer Merkwürdigkeiten gestaltet hat, gaben ihnen vollauf des Stoffes zu solchem kritischen Lächeln.

L. Mehédién gibt da ein Bild von Land und Leuten des heutigen Mexikos, bald in Farben bald in Wachs und anderen Arten der Nachbildung. Er zeigt uns Menschen, Thiere, Vegetationen und Landschaft Mexiko's in einer auf seinen Reisen getreu aufgenommenen Nachbildung. Interessant ist seine Darstellung der verschiedenen Stämme der Eingebornen des Landes, der Halb- und ganz Wilden, der Azteken, ihrer Häuptlinge, der Weiber und Kinder von Mexiko, auch des struppigen widerhaarigen Gesindels, das die schönen tropischen Fluren bevölkert. Sieht man diese bestialischen Monstren, so fragt man sich umsonst, wie man sich nur beifallen lassen konnte, im Namen der Civilisation mit diesen Elementen einen erfolgreichen Kampf beginnen zu wollen. Aber freilich die Civilisation war ja auch nur ein Schild für andere Dinge, die man über den Ocean zu schmuggeln vorhatte, und wahrlich, das politische französische Schmuggelgeschäft hat sich bitter genug an der Firma, die es unternommen, gerächt. Mich interessirt es, zu wiederholten Malen hinzuhorchen, was sich die Franzosen, die da an dieser getreuen Darstellung der Eingebornen Mexiko's vorüberkommen, so über den ganzen Handel zu sagen pflegen. Und da hatte ich das einemal einen erschütternden, das anderemal einen komischen Eindruck von dem Gehörten. Einer „Dame der Hallen", die mit ihrem „Alten" an einem Sonntage in die Ausstellung gegangen und auch in diesen Tempel des Fitzliputzli gerathen war, sah ich bei Anblick der Bilder dieses Gesindels der mexikanischen Berge, dicke Thränen über die Wange rollen. Sie wischte sie mit der derben Hand weg und ich hörte

sie zähneknirschend sagen: „Und gegen solches Canaillen hat man unser armes Bébé geschickt und er ist nicht mehr zurückgekommen!“ — Da hatte es sich ein bekannter Financier mit seiner Trauer um die mexikanische Expedition schon leichter gemacht, als diese arme Frau aus dem Volke. Er sagte blos, als er am Arme eines anderen Herrn vor den Mexikanerbildern vorbeiging, sich vor die Stirne schlagend: „Und auf solche Leute haben wir geliehen! Azteken auf Aktien — es ist ein Skandal!“ Und er sagte dies in deutscher Sprache, in welcher sich der genannte Bankier gewöhnlich nur zu — ärgern pflegt. Die „Dame der Halle“ hat das Blut, der Herr Bankier das Gut, mit dem sie beide die mexikanische Frage bezahlten, beklagt; Verdammniß aber lag in den Ansprüchen Beider.

Diese Ausstellung des Herrn Mehédién in den Parterreräumen des mexikanischen Tempels von Xichokaleo hatte überhaupt und in den Tagen des Juni und Juli schon gar, so viel indirekt gegen die französische Regierung Aufreizendes, daß es mich immer täglich wunderte, sie noch nicht gesperrt zu sehen. Die eine Gruppe namentlich, in der ein Aztekenhäuptling gegen einen blonden, in seiner Gewalt befindlichen Fremdling (Alles an ihm ist deutsch!) losgeht, um ihn zu skalpiren, hatte etwas entschieden Verletzendes. Ich hätte wohl einen gewissen großen Herrn, der in den Tuillerien wohnt, nach dem Eintreffen der Hiobsposten aus Mexiko vor dieser Gruppe stehen sehen mögen. Merkwürdigerweise hat dieser große Herr, so oft und so viel er auch auf dem Marsfelde war, nie den Tempel Fitzliputzli's besucht. Doch — ver-

lassen wir diese Stätte trauriger Erinnerungen und treten wir hinaus. Draußen empfängt gerade Herr Leon Mehédién unter seinem aufgeschlagenen Zelte die Fremden, die ihn über Mexiko auszufragen oder Manches aus seinem Museum zu kaufen wünschen. Kaufen darf man Alles, fragen nur Weniges, wenn man von dem Mexikaner eine Antwort haben will. Ich glaube er ist Juarezist, Maximilianist und Napoleonist in Einem, aber fragt ihn nur nicht darnach. Für jetzt ist er für — gute Einnahmen auf dem Marsfelde.

Parkbilder.

5.

Die Arbeitsvölker par excellence. — Der englische Maschinenanner. — Indischer Straßenbahnwaggon. — Die Cottage. — Die Kanonen von Woolwich. — Ein englisches Soldatenhaus. — Soldat und Gentelman. — Das Ideal einer Kaserne. — Was man in Oesterreich excentrisch nennen würde. — Die Gedanken der Gemeinen vom Regiment „Würtemberg". — Ein Babylonisches Projekt. — Bis in den Himmel. — Kohle und Marmor. — Italienische Ansiedlungen. — Allerhand Trödel in einem pompejanischen Tempel. — Die Katakomben von Rom. — Päpstlicher Schwindel. — Nur etwas Finsteres!

Parkbilder.

5.

Die orientalischen Träume des Parks wären nun ausgeträumt. Nun winkt uns eine Welt von Arbeit wieder. Die Völker, die das Leben im üppigen Vollgenuß auf seidenen Kissen versitzen und deren Weltanschauung sich so leicht und sanft kräuselt, gleich den Wölkchen, die ihrem Tschibuk entsteigen, verschwinden vor unseren Augen und an ihre Stelle treten die Arbeitsvölker par excellence — Engländer und Amerikaner. Fast die ganze Längenseite dieses Theiles des Parkes, in dem wir schon längere Zeit wandeln, von der Porte Jena angefangen bis zur Porte Suffren hinab, jene Längenseite, die der Straße zugekehrt ist, nimmt eine kolossale Waarenhalle ein, die den Arbeitern englischer und amerikanischer Ingeniosität gewidmet ist. Der ganze Maschinenreichthum Englands hatte sich auf dem ihm in der Maschinengallerie zugefallenen Platz, so ansehnlich

dieser auch immer ist, nicht recht genug zeigen können und sie mußten ihm im Parke noch Niederlassungen geben. Und so finden die Maschinenfreunde in der großen, ganz unschön gezimmerten Halle, welche zu viel einem Nothmagazin ähnelt, eine Fülle von Acker-, Pflug-, Feuer- und Wasser- und Luftmaschinen, Maschinen die allen Elementen dienen um wiederum von ihnen bedient zu werden. Auch von den landwirthschaftlichen Kolossen, die drüben auf der Insel Bilancourt, dem Sitze der in Paris fast mythisch gewordenen landwirthschaftlichen Weltausstellung, hie und da zu arbeiten pflegen, stehen da nicht wenige aufgestellt. In diesem leblosen Zustande, d. h. in arbeitslosem, wie sie uns da angaffen, diese großen und kleinen Kinder englischer Ingeniosität, verfehlen sie freilich alle große Wirkung auf den Beschauer, ja, sie heimeln einem auch nicht einmal an, sie sehen so tückisch drein. Einer stillstehenden Maschine und einem gesperrten Klaviere traue ich nicht. — An England schließt sich in der Parkhalle, dicht genug, Indien an. Es zeigt uns von seinen eingebornen Thieren, seinen selbsterzeugten Waaren, seinen ureigensten Pflanzen ganze, ansehnliche Sammlungen. Die Stroharbeiten Bombays, deren Zierlichkeit (sie sehen sich fast für Gespinnste an!) schon im Palais allgemeine Bewunderung erregen, nehmen auch hier einen ersten Rang ein. Das Museum von Madras hat seine Kuriositäten gesendet, eigenthümliche Fischexemplare, Meermäuse, Reptilien der seltensten Art in großer Menge. Große eichene Kasten starren von den Mineralien Indiens, von Tabaksorten, von Thee, von Ingwerstauden u. s. w.

Und wir wandeln weiter und kommen zu der Ma-

schinenschaustellung der Amerikaner. Dampfpflüge und wieder Dampfpflüge, die berühmten des Ingenieurs Wood in erster Reihe, alle von einer Eleganz, daß man sie fast „Salon-Dampfpflüge“ nennen könnte. Aber, das wäre ja Unsinn! höre ich rufen. Nicht der erste Unsinn, der in seinem Namen mit dem Worte „Salon“ anfängt, glauben Sie mir. Viel umstanden und bewundert ist der Waggon, den die indische Straßeneisenbahnkompagnie ausstellt. Bei uns würde er bei dem Pomp, mit dem er ausgestattet ist (Sammt, Gold und Seide sind zu seiner Dekoration aufgewendet und auch schön bemalt ist er von außen) für einen „Hofwaggon“ passiren können und er ist nur ein Wagen erster Klasse, mit 50 Sitzplätzen. Was nur die ehrenwerthen Straßeneisenbahncompagnien von Paris, Berlin, und die französischen Herren der Wien-Dornbacher Staubbahn sagen mögen, wenn sie da sehen, mit welcher Eleganz und welchem Komfort man auf indischen Straßeneisenbahnen fährt! Ich habe mich vor wenigen Minuten gewundert, so elegante Pflugmaschinen bei den Amerikanern zu finden, ich wundere mich nicht mehr, nachdem ich jetzt gar vor einer riesigen Lokomotive von Paterson in New-Jersey stehe, die an Eleganz das Staunenswertheste zur Schau trägt. Bei uns glaubt man schon wer weiß wie viel geleistet zu haben, wenn man — Theemaschinen elegant herzustellen versteht, dieser New-Jersey'sche Maschinenbauer macht gleich lokomotivische Ungeheuer trotz einem Theekessel elegant. Ein ganzes Apartement, anstoßend an die weitgestreckte Waarenhalle, die wir nun rasch durchwandert, ist den amerikanischen Nähmaschinen ein-

geräumt. Wenn nur die Mädchen, die an den Nähmaschinen sitzen, etwas hübscher wären! Sie würden jeden, der nicht gerade Schneider oder Handwerker ist, länger fesseln, als sie es so thun: sie, die Nähmaschinen natürlich. Das haben die Franzosen auf ihrer Arbeiterwerkstätte im Maschinenraum besser verstanden. Wo von Mädchenhand gearbeitet werden muß, da haben sie nur niedliche, reizende Feen hingestellt diese verteufelten Franzosen, und nicht, wie hier an den amerikanischen Nähmaschinen, von je „sieben die Häßlichste" sich ausgesucht. Wahrscheinlich soll uns das Porträt des Herrn Elias Howe, das im Saale hängt, für die Maschinenmädchen entschädigen. Ich muß offen gestehen, ich kenne den Mann nicht, aber ich kann mir wohl denken, daß er zu der Maschinennäherei in einem gewissen wichtigen Verhältniß steht, sonst hätten sie ihn wohl nicht hierher gehängt. Also, allen Respekt vor dem Manne, wenn er noch lebt und wenn nicht: so auch allen Respekt für ihn noch über das Grab hinaus, aber er füllt die Schönheitslücke, die an den Nähmaschinen klafft, doch nicht aus. Nichts für ungut, Master Elias Howe! . . .

Für den malerischen Eindruck des Ausstellungsparkes haben die Engländer und Amerikaner freilich nichts gethan. Dazu sind sie freilich auch nicht die rechten Leute und sie wollten auch nicht dafür gelten. Die „Cottage", die auf englischem Ausstellungsboden gediehen, ist ein wahres Muster von Geschmacklosigkeit und selbst das zierliche Vorgärtchen mit Minton's kolossalen Porzellan-Dekorationsfiguren und Vasen helfen dieser Probegeschmacklosigkeit englischen Baustyls nicht auf bessere

Beine. Was in dem Probehaus d'rin steht? Natürlich wieder Maschinen. Was ist der Engländer ohne Maschinen? Und so sieht man auch hier ganz eigenthümliche Dinge, Gasheizungsapparate für Kochherde und Badewannen, Beleuchtungsapparate aller Art u. a. m., was dem Erfindungsgeist des Engländers, der seine ganze Häuslichkeit, möchte man sagen, auf Maschinen zu stellen bestrebt ist, viel Ehre macht. Natürlich gibt sich England nicht allein mit derlei Kleinigkeiten ab, wie sie in dem „Probehaus" aufgestellt sind. Anstoßend gleich hat es in einer großen Halle seine ungeheuren — Mordmaschinen zur Schau gestellt. Durfte es denn hinter dem französischen Nebenbuhler, der seine Kanonen so coram populo im schönsten, üppigsten Grün des Parkes aufgepflanzt, zurückbleiben? Das wäre ja ganz unmöglich gewesen. Zeigt Frankreich seine eisernen und gußstählernen Zähne, so muß England auch die seinen zeigen; so will es ja der Friede Europa's!

So kam auch die Ausstellung des englischen Kriegsministeriums zu Stande und sie ruft mit ziemlich donnernder Stimme den französischen Kollegen ihr „Achtung"! zu. Ich zweifle nicht einen Augenblick daran, daß auch die riesigen Mordwerkzeuge von Woolwich nicht mit sich spaßen lassen und, wenn ich die Wahl habe, zwischen einer Whytewath- und einer Armstrong-Kanone, so ziehe ich ein neapolitanisches — Eis (Früchte und Vanille meinethalb), das ja auch „kalt macht", vor. Aber auch diese Kanonenausstellung ist ja nicht für unser einen berechnet, ebensowenig wie der französischen dort, wie ja überhaupt alle diese Ungethüme des Marsfeldes nach

Schluß der Ausstellung im Angesichte des aus allen Enden der Welt hier versammelten Publikums werden vernagelt werden, weil doch endlich der ewige Friede gesichert ist, seitdem — Napoleon in Salzburg war. Nicht wahr? Oder glauben etwa die Leser nicht daran? Besser ich spare Ihnen die Arbeit und führe Sie rasch hinaus. Wir haben ja noch so viel Freundlicheres zu sehen! Ein freundliches Bild gleich ist das, welches man uns von den englischen Kasernen gibt. Ein Blick hinein in diese schönen, gesunden, bequemen Räume, die mit allen möglichen nützlichen Dingen, aber auch mit hübschen Zeitvertreibsmitteln ausgestattet sind, sagt uns: In England achten sie auch im gemeinen Soldaten den Menschen! Der Begriff des „Kanonenfutters" existirt da nicht und der englische Soldat wird als „Gentleman" betrachtet und danach behandelt. In der Kaserne, die wir vor uns haben, finden wir sogar ein großes Spielzimmer, das seine Billardtische, Cicketspiele, Schachbretter hat. Was man nur bei uns zu Hause im kaiserlich militärischen Oesterreich, wo man leider noch immer vom Korporal aufwärts den gemeinen Mann seine „Gemeinheit" fühlen läßt, nur dazu sagen wird? Man wird solche englische Einrichtungen, die in den Soldaten ein Stück Staatseigenthum sehen und achten, für wahre Entweihungen des Kasernenheiligthums halten, für nichts Anderes. Das sind englische Freiheits-Exzentrizitäten, werden etliche höhere wie höchste Offiziere, die das Spiel für ihre ausschließliche Domäne halten, sagen. O, daß man doch schon endlich bei uns auch in dieser Richtung etwas „exzentrisch" wäre! Es würden dann

auch vielleicht weniger Korporäle von den Gemeinen erschossen. Sie hätten aber auch, sowie ich, einige Männer vom Regimente „Württemberg", die zur musikalischen Konkurrenz in Paris gewesen und in diese englische Kaserne auf dem Marsfelde hineingerathen sind, sehen sollen, wie sie vor dem, was man ein englisches Soldatenhaus nennt, die Augen weit aufrissen. Comfort, eine Bibliothek sogar und dann Billard und Schachspiele! Die Leute schauten sich einander wie verdutzt an. Sie sagten gar nichts, aber ich las auf ihren Gesichtern, was sie sagen wollten. „Bücher lesen? Billard spielen oder gar Schach in den Kasernen? Ich glaub', wir möchten krumm geschlossen werden auf solche Verbrechen!" Das stand deutlich auf ihren Gesichtern. Und es ist nicht unmöglich, was auf diesen Gesichtern geschrieben stand. — — —

Diese kühnen Engländer! Wissen Sie, daß sie auch gleich den Weiland Babyloniern einen Thurm im Ausstellungspark bis hinauf in den Himmel haben bauen wollen? Freilich nur einen Leuchtthurm. Und der sollte den Leuchtthurm von Dover, den rothen Koloß, den ich Ihnen schon auf der kleinen Steininsel, die man am jardin reservé errichtet, gezeigt, an Höhe noch weit, weit übertreffen. Und sie fingen ihn an zu bauen, den Leuchtthurm der Leuchtthürme, aber sie brachten es nur bis zu einem kleinen Theile des gedachten Kolosses. Nicht etwa, daß sich die Arbeiter dieses englisch-babylonischen Thurmes nicht gegenseitig verstanden, bewahre! Sie verstanden sich sehr gut, aber sie verstanden es auch, daß dieser Koloß zu einer Zeit erst in den Himmel des Marsfeldes reichen könnte, wo von einer Ausstellung in Paris

mehr keine Spur sein dürfte. Und da sie ihn nicht zu eigenem Plaisir zu errichten gedachten, so ließen sie eines schönen Tages im Juni, da das untere Stück des Blockes, blauweiß angemalt, schon fix und fertig war, von dem sündhaften Werke ab und warteten nicht erst, wie weiland die Babylonier, ab, bis die, ob solcher Baukühnheit alterirte Gottheit mit rächendem Arme über sie herfiel. Da ist es einem anderen englischen Riesenwerke, der Steinkohlen-Pyramide, besser gegangen. Sie schaut in der Nähe des unvollendeten Leuchtthurms in ihrer schwarzen Hoheit auf uns winzige Parkwanderer sehr stolz herab. Sie kann's thun, hat sie ja bloß eine Höhe von 12 Metres!

Von dem trefflichen Volke, das so erhabene Bauten in — Kohle zu machen versteht, machen wir noch rasch unseren Gang zu dem Volke, das so erhabene Bauten in Marmor zu schaffen weiß, von den Engländern zu den Italienern. Ich wollte, sie hätten mir Gelegenheit gegeben, sie nicht getrost auf den Schluß eines Kapitels aufbewahren zu können. Zwar dieser pompejanische Tempel da, vor dem wir stehen, ist ganz und gar im Style eines in der alten Trümmerstadt aufgefundenen Götterhauses, streng in allen Formen des Außenwerks gehalten und mit seinem Säulengange ein schöner Anblick. Aber hinein muß man nicht gehen, wenn man den Eindruck behalten will, denn drin in den heiligen Hallen genießt man den Anblick eines veritablen italienischen — Trödlerladens. In dem Heiligthum pompejanischen Angedenkens liegen Körbe, Kannen, Vasen ganz moderner Faktur, Töpferwaaren aller Art, Stroharbeiten, Haus-

geräthe aus Glas und Holz und Stein in nicht sehr malerischer Unordnung umher. Stühle, Glasgemälde, Terrakottabüsten, Marmortafeln, Kohlenblöcke, — welch ein Durcheinander! Und das Alles in einem pompejanischen Tempel! Außerdem haben die Italiener einen Pavillon gebaut, ihn an den Außenwänden mit Medaillonsporträten aus Porzellan, Porträten von Bernard Palyssy, Gerard geziert und in dem hübsch arrangirten italienischen Gärtchen allerlei schöne Marmorblöcke und Statuen Viktor Emanuel's, Garibaldis aufgestellt. Und das päpstliche Rom? Da, das schwärzliche kleine Mauerwerk mit zwei kleinen Oeffnungen ist sein Werk. Es trägt den stolzen Titel Katakomben von Rom und ist eine der größten und irdischsten Schwindeleien des Marsfeldes. Man tritt von der einen Seite in ein finsteres Loch ein, dreht sich mit Muße einmal um und ist auf der andern Seite schon wieder draußen. Und das nennt man Katakomben von Rom! Aber freilich, ich begreife den tiefen Sinn dieser päpstlichen Ausstellung. Etwas Finsteres mußte man ja, um charakteristisch zu sein, ausstellen!

geräthe aus Glas und Holz und Stein in einer sehr malerischen Unordnung umher. Schilde, Glasgemälde, Terracottafiguren, Marmortafeln, Mosaikblöcke, — welch ein Durcheinander! Und das Alles in einem pomphaften Tempel! Außerdem haben die Italiener einen Pavillon gebaut, ihn an den Außenwänden mit Medaillonsporträts aus Porzellan, Porträts von Bernard Palissy, Gérard geziert und in dem hübsch arrangirten italienischen Gärtchen allerlei schöne Marmorblöcke und Statuen Silber geschmückt, Garibaldi's aufgestellt. Und die päpstliche Kunst? Ja, das schmächtige kleine Häuschen mit zwei kleinen Öffnungen ist sein Werk. Es trägt den stolzen Titel Katakomben von Rom und ist eine der größten Merkwürdigkeiten des Marsfeldes. Man tritt von der einen Seite in ein finsteres Loch ein, stößt sich mit dem Kopf einmal um und ist auf der anderen Seite schon wieder draußen. Und das nennt man Katakomben von Rom! Aber freilich, ich begreife den tiefen Sinn dieser päpstlichen Ausstellung. Etwas Finsteres mußte man ja, um charakteristisch zu sein, ausstellen!

Parkbilder.

6.

Allerlei Spekulationen. — An der Porte Suffrén. — Ein Ausstellungs-Café chantant. — Entré libre und was man darunter versteht. — Die Sängerinnen des Café Suffrén. — Schwindel. — Das „Jahrbuch des Welthandels" und der Wiener „Greißler". — Französisch und „Michelbäuerisch". — Auf russischen Boden. — Die Pferde des Czaren. — Pferdebändigungs-Vorstellungen. — Nomadenzelte. — Isba. — Spanisches und Portugiesisches. — Dom Pedro IV. — Auch eine Auferstehung.

Parkbilder.

6.

Auf unserer Völkerwanderung im Weltausstellungspark gelangen wir nun bald auf das Gebiet des allmächtigen Herrn, Selbstbeherrschers aller Reußen, Vernichter Polens, Hort der Czechen u. s. w. u. s. w. Des Weges dahin von italienischer Seite aus, auf der ich Sie letzthin verlassen, hat sich die Spekulation bemächtigt. Eine ganze, lange Reihe von Buden starrt uns da an. Türken verkaufen da Tabak, Cigaretten, Pfeifen; in der einen dieser Buden wird uns die Bereitungsweise des türkischen Tabaks von einem braunen Kerl im Turban vorgemacht; in der andern empfiehlt man uns kleine Brochen, Ringe, Rosenkränze aus wohlriechendem Holze, bietet uns sinnreich construirte Cigarettenmaschinen an, verfolgt uns mit orientalischen Bonbons, Rasirmessern, Teppichen, Strohdecken und andern weniger uns als den Händlern nützlichen Dingen. Ein hübsches Vermögen könnte man in diesem Ausstellungsparke alltäglich verschleudern, wollte

man alles das kaufen, was einem angeboten wird! Da sind wir nun in der Halle, die zu einem der minder bekannten Ein- und Ausgangsthore des Ausstellungspallastes gehört, der Porte Suffren. Unter dieser Halle hat sich das Café Suffren niedergelassen. „Entré libre“ heißt es in einer riesigen Affiche; das Geld wird es wol werth sein! Treten wir ein! Eine ziemlich weitläufige Räumlichkeit, hübsch dekorirt, zahlreiche unbedeckte, nackte Tische und Holzstühle. Oben an der Spitze dieses aus dem Rohen gearbeiteten Concertsaales ist die hohe Estrade zu einer Art von Salon hergerichtet, ziemlich elegant, in den Möbeln etwas grell, aber noch greller in den Damenexemplaren, die auf Sophas und in Fauteuils Platz genommen haben. Das sind die Damen, die das Concert des Café Suffren zu besorgen haben. Sie sitzen da in Roben von möglichst schreiender Farbe, mit möglichst ausgeschnittenen Leibern und lächeln mit den fett geschminkten Gesichtern in das p. t. Publikum hinein. Bei hellem Tageslicht ein widerwärtiger Anblick! Natürlich, die civilisatorische Pflicht der Weltausstellung konnte nicht ganz erfüllt werden, wenn Frankreich oder vielmehr Paris nicht auch seine Café chantants ausstellte. Hätte man wenigstens noch eines der besseren Café-Concerte der Champs Elysée auf's Marsfeld verpflanzt! Aber diese ältlichen, aufgedonnerten Mägde mit ihren kreischenden Stimmen, die sie nicht nur etwa blos im Busen bergen, sondern auch „loslassen“, dazu die katzenjämmerliche Musik der Couplets — wahrlich, da muß der „Eintritt frei“ sein, wenn man das alles mit ansehen und mit anhören soll. Aber auch das einladende „Entré libre“ ist ächter

Pariser Schwindel, denn kaum eingetreten, wird einem die Pistole der „Consumation“, die geboten ist, auf den Magen gesetzt und ob Du nun consumirst oder nicht consumirst, in jedem dieser Fälle bist Du ein verlornes Geschöpf. Frei ist also gar nichts in diesem Café Suffren, frei sind ausschließlich nur die singenden Damen, aber schon sehr frei. Schwindel — wer will ihn auf dem Marsfelde hier registriren? Er macht eine der größten jener Ausstellungs-Gruppen aus, die gar nicht im Cataloge fungiren oder unter uneigentlichen Namen blos. Sehen Sie hier rückwärts vom Café Suffren das große Bureau, in dem einige Herren sitzen, die genügend Zeit haben, ihre Federn zu benagen? Das ist, wie die pompöse Firma sagt, das Bureau des „Annaire universel de Comerce“. Hier wird das Schema sämmtlicher Handlungshäuser, Kaufleute, Commis vogageur, Ladenschwengel, Hausknechte der ganzen Welt zusammengestellt, d. h. hier soll es zusammengestellt werden. Und wieder ist das nur eine colossale Spekulation auf den Beutel leichtgläubiger Handelsbeflissener, deren es in allen Hemisphären genug gibt! „Jeder Kaufmann und Handlungsreisende wird gebeten, hier seinen Namen, sein Geschäft, seinen Standplatz, seine Nation u. s. w. anzugeben“ — so steht es draußen in einer Affiche zu lesen. Warum nicht auch gleich die Bilanz seines Hauptbuches und ob er schon und wie viele mal er schon seine Zahlungen eingestellt hat? Schade, daß diese Herren Franzosen, wenn sie schon so gründlich sein wollen, nicht auch das verlangen. In einem „Jahrbuch des Welthandels“ müßte auch das zu lesen sein. Diejenigen Geschäftsleute

nun, die sich hinein bitten lassen und ihre Angaben dem Bureau zu Gebote stellen, denen wird man wol für die Güte, die sie gehabt, oder für die Ehre, daß sie dereinst (natürlich über die Zeit des Erscheinens des Jahrbuches weiß man nichts Gewisses!) im „Annaire universel de Comerce“ fungiren werden, eine Kleinigkeit, ein, zwei Fr. vielleicht auch mehr mit der größten Artigkeit abnehmen? Zum Malheur für die genialen Herren Unternehmer sind nicht viele Kaufleute auf die bloße, unsichere Einladung hin, erbötig, dem Bureau die Gefälligkeit zu thun und einzutreten. Ein gutmüthiger Wiener Geschäftsmann aber, den ein Schlaukopf von Lohnbedienten eines schönen Tages dahinführte, that den Herren die Gefälligkeit. Er setzte seine ganze Eitelkeit daran, im „Jahrbuch des Welthandels“ drin zu stehen, der Wiener Adr ßkalender genügte seinem plötzlich ausgreifenden Ehrgeiz nicht. „Bin i amol überall dabei, wo was in Paris los is, muß i a do dabei sein“ — sagte der gute Mann vom „Faubourg Michel Bäuer“ in Wien. Und er gab alles an, was anzugeben war; mittelst des Dollmetsch von Lohndiener ging alles gut, bis die Reihe der Angaben an das — Geschäft kam, das der Mann in Wien betreibt. Da konnten die Franzosen des Bureaus sammt dem deutschen Lohndiener nicht klug werden; auf allen Fragen, was für eine „Handlung“ er habe, sagte der Mann: „I bin Greisler auf'm Michel Bäurischen Grund!“ — Greisler? Greisler? Was mag da sein, der deutsche Lohnbedienter und die Franzosen wußten es nicht. Und so blieb man endlich dabei, dem Manne selbst sein Geschäft ins Buch eintragen zu lassen und er schrieb richtig mit

lateinischen Buchstaben seinen Namen ins Buch und dazu: „Greisler auf'm Michel Bäuerischen Grund.“ Dann machte der Franzose, als verstände sich das von selbst, den Accent über das letzte é und so wird im „Annaire univers de Comerce“, wenn es einst erscheinen sollte, unter den übrigen Gästen des Welthandels auch verzeichnet stehen: „J... G... Greisslér de Vienne, Michél-Baurichér Grund.“ Wird sich gut machen, wenn es — erscheinen wird. Sehr gut! — —

Bis sich das erfüllt, hat der gute Landsmann, der zum Vergnügen nach Paris mit dem Vergnügungszug gereist ist, auch dieses seltene Vergnügen genossen. Aber wir wollen ja nach Rußland? Nun, jetzt sind wir auch schon da. Hier, bei den großen Pflöcken Hölzer, die herumliegen, beginnt schon russischer Grund und Boden. Mit dieser Einleitung des russischen Parkes wollte man wol den „Holzweg der Civilisation“, auf dem sich das Czarenreich befindet, andeuten? Das wäre dann gelungen. Daß es finnländische Hölzer sind, vor denen wir stehen, macht uns, die wir keine Holzhändler sind, sie nicht werther. Der stark naturalistische Grundzug der russischen Ausstellung ist, so wie im Palaste, so auch hier im Parke sehr hervorhebenswerth. Wenn nur nicht unsere Nasen auch immer ins Spiel gezogen würden! Auf der russischen Abtheilung im Palaste selbst riecht es nach Juchten, hier im Park riecht es wieder nach — russischer Pferdekost. Wir stehen eben vor den kaiserlich russischen Stallungen und — bezeichnend genug — sie sind der Glanzpunkt alles dessen, was das Czarenreich auf dem Marsfelde zeigt. Ich erinnere mich heute noch der vielen ironischen „Bravos“,

die am Tage der feierlichen Preisvertheilung im alten Industriepalaste elektrisch durch die Menge der Versammelten flogen, als die Verleihung der goldenen Medaille an die — Pferde des Czaren feierlichst verlesen worden. Die Pferde des Czaren — man hat ihnen im Parke prächtige Stallungen errichtet und sie einlogirt, wie es edlen Thieren zukömmt. Es sind auch edle Thiere, diese kaiserlichen Hofrosse; lauter wildes Vollblut, Füchse, Schimmel und Rappen von schönster Hautfarbe (eine russische Dame neben mir gebrauchte sogar das Wort „taint"!), ungestümmer Race, die den Kopf nicht hoch genug tragen können. Es sind einige zwanzig Stück in den weitläufigen Stallungen untergebracht, und alle führen sie in ihren eleganten Cabinetten ein beschauliches, streng separirtes Leben. Nur an manchen Tagen wurden sie gezwungen, aus ihrer Einsamkeit herauszutreten und sich einem verehrungswürdigen Publikum, das den großen Platz vor den Stallungen einnimmt und zu großen Theilen aus Damen besteht, zu zeigen, in all ihrer Wildheit und ihrem ursprünglichen Feuereifer. Da führt man sie nun vor, läßt sie recht stampfen und um sich schlagen, um sie dann mit einzelnen hingeworfenen russischen Worten die ihnen wahrscheinlich mit dem ganzen Zorn des Czaren drohen, das Wort des Czaren — selbst den Hengsten ist es heilig, rasch im Zustande der Gezähmtheit zu zeigen. Die Stallmeister, alle in kleidsamer Tracht, haben mit einigen dieser Zöglinge der kais. russischen Stallungen besonders ihre liebe Noth, aber Rußland ist eben das Land der „lieben Noth" in mancherlei Sinn dieses Wortes. Auch Hunde führt die russische Ausstellung vor. Gegenüber den Stallungen

zeigt man uns ein russisches Bauernhaus, die „Isba“, von einer uns etwas ideal dünkenden Nettigkeit und Reinlichkeit. Ein interessanter Anblick sind die beiden Zelte russischer Nomadenvölker, die man aufgerichtet. Von ihnen ist das eine, die sogenaunte „Yourta“, ein kuppelförmig gebautes Zelt aus dickem, groben, schweren und buntem Zeuge, Kirgisischen Ursprungs, das zweite „Ourassa“ genannt, ein hohes auf schlanken Birkenstämmen ruhendes Zelt, von großen Thierhäuten gebildet, die Eingangsthüre mit bunten Stricken dekorirt, ist das Haus der Jakouts-Nomaden. Ich glaube nicht daß die russischen Hengste ihre soziale Stellung mit der dieser Nomadenstämme vertauschen würden. Recht hätten sie auch, es nicht zu thun. Weiter gelangen wir auf unserer Wanderung zu dem „Pavillon industriel“, den die Schweiz ausstellt. Einfach und bescheiden tritt die Conföderation hier und im Palais selbst auf. Maschinenwerke, einige von kolossaler Construktion (aus der Züricher Fabrik der Herrn Escher und Wiß) originelle Reise-Wagen, Eisenbahnwaggons, Feuerspritzen (die eine mit einer Wurfweite von 135 Fuß!), Modelle von Berner Bauernhäusern, Pflüge füllen diesen Pavillon. Reizend sind die Thongeschirre aus Nyon und ein riesiger Kupferkessel macht uns auf die Fabrikation des Käses eines näheren aufmerksam. Vor dem Austritt aus dem Pavillon macht sich uns noch ein Riesenfaß aus dem Thurgau, das blos 500 Hktl. Weines faßt, bemerkbar. Wir gelangen nun rasch nach Portugal. Ein prächtiger schlankaufsteigender Bau steht vor uns, auf Säulen ruht die ganze Fronte, reizende Blumenbeete ziehen sich ums Erdgeschoß

herum. Zwei ansehnliche Kuppeln zieren das Dachwerk — wir haben offenbar das Abbild irgend eines alten Lissaboner Palastes vor uns. Aber wiederum dasselbe Mißverhältniß, das wir schon einmal bei dem pompejanischen Tempel des italienischen Parkes antrafen, ein Mißverhältniß zwischen Form und Inhalt, das Auge unangenehm überraschend. Von außen ein Palast, von innen ein Waarenschuppen! Die Holzsorten der portugisischen Kolonien machen sich da breit, dann sind Strohflechtereien, Stickereien, Schnitzereien, indische Schuhwaaren, Wein, Tabak, Gumie, Mehl und allerhand Sämereien und Colonialsachen nebeinander aufgestapelt. Und deßhalb Säulen- und Kuppelbau? Draußen vor dem portugisischen Palais steht die Statue Don Pedro IV., Königs von Portugal, ersten Kaisers von Brasilien. Ich habe sie, ehe ich noch die Inschrift las, für die Statue des Gouverneurs gehalten, die man im Wiener Kärntnerthortheater in der berühmten Szene des „Don Juan" zu sehen bekommt. Die Portugiesen mögen mir den Vergleich verzeihen, aber die Aehnlichkeit ist frappant. Und wieder ein Bau mit monumentaler Physiognomie, maurischen Styls mit hübscher Façade, Rundbogenfenster, säulengetragener Vorsprünge — und wieder drinnen nichts als: Mineralien, Kohlenblöcke, Hölzer, Strickpyramiden, Wein, Tabak, Cigarren, diesmal spanischer Herkunft. Spanische Weine spielen hier die erste Rolle. Oben und unten, auf den Gallerien und im Erdgeschosse, stehen sie in langen Reihen von Pyramiden aufgestellt — eine feurige Armee das, diese Weine von Malaga, Valencia, Zamora, Saragossa, Navarra, dieser kostbaren Traubensäfte des

Rosado, Muscatel, Seco oro, Ambrosia nectar und wie diese katalonischen Weine alle heißen mögen! Mit solchen Weinen im Leibe kann man freilich leicht Pronunciamentos machen, besonders solche, die zu nichts zu führen brauchen. Und erst die Cigarren zu dem Weine! Diese „Regalia Napoleones“, „Medianos“, „Rothschild“, „Brevas“, „Imperiales“, „Senadores“ u. s. w., die da in großen Massen lagern, lauter prämirtes, wolriechendes Kraut! Auch nicht schlecht! Spanischer Wein und wolduftende Cigarren — nun fehlt nur noch die gluthenäugige Romanzensängerin. Statt ihrer macht jemand anderer, der auch aus Spanien den echt nationalen Schluß der spanischen Ausstellung — ein ausgestopfter mächtiger Stier, dessen irdische Hülle, nachdem er selbst in einem Stiergefechte zu Madrid 1864 erlegen, nun auf dem Marsfelde ihre Auferstehung feiert.

Parkbilder.

7.

Ausstellungsextreme. — Malaga und „Salzstangel". — Der Cid und der Wiener Bäcker. — Die Wiege Castiliens und der Thury. — Wie Wien ißt und trinkt. — Die Wallfahrt zu Dreher. — „Lager" und Märzen. — Französisches und englisches Urtheil. — Wiener Essen. — Die Kneipen-Wirthschaft auf dem Marsfelde. — Allerlei Enthusiasten. — Die Bieramazonen. — Romane. — Der Ziegelkönig Drasche. — Terrakotten. — Oesterreichische Hölzer. — „Kaisersemmeln". — Noch einmal Spanisches. — Le Horkotoria Valenciana. — Die Pepita's. — Preußische Volksschulen. — Die wahre Zündnadel. — Das Gewähr der Intelligenz. — Eine Frage an gewisse Leute. — Geistes- und Ziergärtnerei. — Vorbei an Belgien. — Abschied vom Park.

Parkbilder.

7.

Einige Schritte nur vom Parkgebiete des Cid entfernt, so recht an der Grenze Spaniens verkauft ein Weib — „Salzstangeln", „Wecken" und „Stollen"! Malagatrauben, Xeres und „Salzstangeln" — die süßen Früchte Hispaniens und die gesalzenen Zöglinge des Wiener „Bäck" — das sind so wieder Symbole der Extreme des Weltausstellungsparks. Hier auf dem Marsfelde verträgt sich eben Alles, muß sich vertragen; die Produkte aller Zonen sind gleich den Menschen aller Zonen auf den tiefsten Frieden eingerichtet und die Sachen wie die Menschen gehorchen daselbst dem Gebote des Neben- und Untereinander. Kaiser Dom Pedro und der Wiener Herr Valentin Wanner, „bürgerlicher Bäckermeister", sind Nachbarn und haben auf gleiche Achtung Anspruch. Die „Wiege Castiliens" gilt hier nicht mehr als die Wiege des „Thury", und in Spanien geboren oder in der „Ottakringer"-Hauptstraße — es ist so ziemlich hier eines und

dasselbe. Die internationale Idee gleicht Alles aus. Und so sind die „Salzstangeln" und „Weckerln" und die stolze „Stolle" des Herrn Wanner nicht weniger ein Gegenstand der Neugierde aller Welt, die ihre Bekanntschaft noch nicht gemacht hat. Wie Wien ißt und trinkt — hier, auf dem Gebiete, in das wir nun gelangt sind, wird es allen Zungen der Welt in eifrigster Weise gepredigt. Und es kommen die Völker der Erde alle und kosten von dem heimathlichen kastalischen Quell, der da sprudelt in Schwechat. Weit und stolz erhebt sich vor unseren Augen der Dreher'sche Bierpalast, von dem das österreichische Banner in aller Selbstbewußtheit, die ihm noch übrig geblieben, lustig herabflattert. Zu ihm drängen sich in einer Stunde der Menschen mehr, als sich in einem Monate in das Wiener k. k. Museum für Kunst und Industrie zu drängen pflegen. „Dreher for ever!" rufen die Enthusiasten englischer Zunge, die Franzosen nennen das „Lager" „charmant" und ziehen es entschieden dem Napoleonischen Lager von Chalons vor, und vor dieses Wiener „Märzens" Idus, d. h. vor dem 15. „Krügel", nimmt sich auch so mancher Römer von heute in Acht. Welch' ein Leben in der heißen Mittagsstunde, wenn sich der Völkerstämme viele und unterschiedliche in den Park des Marsfeldes so mächtig zu Dreher hinabwälzen! In der weiten schön gezimmerten Halle, auf der Galerie und auf den Terassen sucht die durstende Welt ihre nothdürftige Unterkunft und wie mancher Türke, Japanese, Kabyle, Brasilianer hat keine Ahnung, daß das, was er nun wollüstig hinuntertrinkt, stehenden Fußes, ein — „Stehseidel" heißt!

Ein gutes Andenken ist diesem heimathlichen Tranke bei Allen gesichert, die ihn gekostet haben. Nicht so dem „Wiener Essen“ und was daran hängt an Service, Preisen und dgl. m. Der Urwiener freilich, dem ging das Herz auf dem Marsfelde auf, wenn er die liebe Wirthschaft von der „Linden“, dem „Winterbierhaus“ und der „Pfeifen“ unter der Firma des Herrn Sacher junior hier wiederfand, dieselbe so zweifelhafte Blüthe der Serviette, denselben Ton der dienstthuenden Kellnerjugend, dieselbe Geduldprobe beim „Anschaffen“ und „Zahlen“, wie er das Alles Tag aus Tag ein in dem kneipengesegneten Wien zu eigener Lust und Freude lämmchenfromm erträgt, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß er hier noch die Portionen angekränkelt von dem hohen Restauranttarife und der Idee, daß, je theuerer etwas ist, desto weniger man davon für sein Geld zu beanspruchen hat, wiederfand. Aus häufigen Andeutungen von Fremden, Franzosen namentlich, habe ich entnommen, daß diese gesammte beliebte Speisewirthschaft in dem Dreher'schen Biertempel, von den hohen Preisen angefangen bis zu dem niederen Gütegrade des Gebotenen hinab, durchaus nicht eingerichtet war, das Wohlgefallen zu rechtfertigen, das man ihr, in leichtsinnigen Schlußfolgerungen vom Dreher'schen Bier auf's „Wiener Essen“, entgegenbrachte. Von professionsmäßigen Reklameschmieden ist zwar in österreichischen Blättern gewiß das liebe Gegentheil von alledem gesagt worden, was hier ich behaupte; natürlich, wie es in jene guten Leutchen hinein klingt, so klingt es auch wieder in ihren Urtheilen heraus. Die Wahrheit siegt aber auch noch über die Anstrengungen

von Wiener „Delikatessenhändlern“, sogar auch in Oesterreich noch. Es gibt aber noch allerhand Enthusiasten in Oesterreich, gab es ja sogar noch solche, die für das Bierjungfernthum, das bei Dreher entwickelt ward, zu schwärmen vermochten. Diesen zusammengelesenen, sogenannten „leichten Personen“ hat man ja auch ganze Romane an den durchaus nicht schönen Leib geschrieben; da soll die Eine einen Lord, die Andere einen Grafen geheirathet haben, frisch von der „Bierbudel“ weg, an der sie gestanden. Ein wahres Wunder, daß man nicht einer von diesen Dreher'schen Kassierinen eine vakante Krone in den schönen Chignon gedrückt! Lag diesen leichtfüßigen und leichtsinnigen Nymphen, wenn man gewissen Leuten glauben möchte, ja schon die ganze Weltaristokratie zu den kleinen Füßen. Indeß, die Reklame, die sich den Dreher'schen Bieramazonen anfangs anhing, war wenigstens keiner besseren Sache würdig, das muß man sagen.

Nebst dem österreichischen Haus der Häuser, dem Brauhause Dreher's, zählt der Park rund herum um das große Ereigniß geschaart noch andere österreichische Häuser: da ein oberösterreichisches, dort ein Tyroler, hier wieder ein polnisches Haus. Wie die Städter essen und trinken und wie die Bauern in Oesterreich wohnen — es ist hier Alles zu sehen. Für die Kinder des Landes ist dies keine Neuigkeit und für andere Menschenkinder ist es nur eine flüchtig vorübergehende. Den Parkwanderer des Marsfeldes lassen die vielen nationalen Bauten des Marsfeldes gar nicht zum Genuß der kleinen kommen; der Eindruck der Paläste beeinträchtigt die Wirkung der Hütten nicht wenig. Das Auge fliegt

rasch an diesen letzteren vorüber und nickt ihnen blos einen international respektvollen Gruß zu. Ist so ein kleines Haus gar auch noch ein Irrenhaus (freundlich mildernd das schreckliche Wort, sagt der Katalog Irren-„Cottage“), wie z. B. eines Hr. Dr. Mundy ausstellt, so kann das der Zehnte nicht vertragen und geht an den gewiß löblichen Absichten des Hrn. Doktors, die er schwarz auf weiß vor sich im Buche hat, stillschweigend vorüber, ohne die kleine Schwelle zu betreten, wo Dr. Mundy den redlichen Finder des Verstandes spielt, den irgend ein armes Menschenkind verloren hat. — Da hat es die große Ballustrade, auf der Drasche's Terrakotten Platz genommen haben, etwas besser. Das sind Figuren die keinen Verstand zu verlieren hatten, ihn also auch nicht mit Hilfe des Mundy'chen Systems wiederzufinden brauchen. Man läßt sich von diesen hübsch arrangirten Ornamentstücken, die in ihrer Gesammtheit einen Anflug des Monumentalen haben, imponiren, tritt näher, besieht die einzelnen Figuren historischer oder mythischer Abkunft, die aus den berühmten Fabriken des Ziegelkönigs Drasche hervorgegangen und macht, mit Rücksicht auf das Material, auch noch gute Miene zu manchem geschmacklosen Spiele, das da mit der Plastik getrieben wird.

Von Ziegeln und Terrakotten schweift dann das Auge auf das kolossale Holzlager, das die Monarchie da errichtet, auf jene Riesen der böhmischen, mährischen, ungarischen Wälder, die da, unbehelligt vom Konkordat, so groß und so hoch aufwachsen können, wie sie nur immer wollen diese glücklichen Hölzer! — Dort drüben winkt

die Bäckerei, aus der heraus mit heimathlicher „Resche" die „Kaisersemmeln" auf dem Marsfelde ihren glorreichen Weg machen. Und als müßte das Spanische immer hinter uns sein, sehen wir uns gleich wieder im Bereiche einer „Horcatoria Valenciana". Ein heller, freundlicher Salon, dessen Wände die schönsten spanischen Gegenden al fresco zieren, empfängt uns und in ihm walten junge Spanierinen, in buntgeblümten Seidenröckchen, feinen Spitzenhalstüchern und Spitzenschürzen, das schwarze Haar von hellfarbigem Bänderwerk umschlungen. Sie warten die Wirkung ihrer schwarzen Augen auf uns ab, und ob wir nun eine „Horcata de Chufas", oder einen „Cerveza", „Limon" oder „Chocolato" bestellen würden. Gewiß thun wir das, denn die Augen dieser spanischen Kellnerinen sind die paar Sous werth, die uns die „Chocolato" kostet, wenn wir sie auch nicht zu uns nehmen, derweil wir ja eben von Dreher kommen. Castagnetten herbei und zum „El Ole" aufgespielt! möchte man im Angesichte dieser feurigen Sennorinen ausrufen, die da hin- und herhüpfen, als möchten sie gar so gerne die „Pepita", die sie im Leibe haben, loslassen.

Doch — wir müssen nüchtern bleiben auf dem Stück Parkwege, das wir noch zurückzulegen haben, darum fort von hier. Aus der Horcatoria in die — preußische Volksschule. Wieder der alte herrschende Kontrast. Da liegt sie vor uns, rein und säuberlich, die treffliche Nährmutter preußischen Volksgeistes, die erste Spenderin von Bildung, die eigentliche „Zündnadel" des jetzt so gefürchteten Hohenzollern-Staates. Da sind die Reihen von Bänken, auf denen die preußische Jugend in die Welt

des freien Geistes, der freien Wissenschaft, der freien Forschung eingeführt wird und in denen sie die Kultur achten und begreifen lernt. Wahrlich, ein kurzer Blick auf diese vielen Schulbücher, Hilfswerke der verschiedensten Gegenstände, die auf den Bänken umherliegen, zeigt schon, wie diese preußischen Volksschulen, von denen ein bloßes Modell hier aufgestellt, keine Irrgärten pfäffischen Dunkelwesens, keine Treibhäuser der Beschränktheit und der am Gängelbande des sogenannten „Glaubens" sanft längs des Abgrundes der Menschheit herumgeführten Unbildung sind, wie anderwärts (es fällt mir gerade nicht ein, wo das ist!) Das ist, was man Volksschule zu nennen beliebt. Ob wol gewissen Leuten aus den sogenannten „maßgebenden" Kreisen Oesterreichs, die nach Paris zur Ausstellung gekommen, an dieser kleinen Stelle des preußischen Parkes die Augen aufgegangen sein werden und ob sie wol, nachdem sie da die eigentliche Zündnadel Preußens, das Gewähr der Intelligenz und freien Bildung vor sich gesehen haben, nach Hause mit dem festen Vorsatze gegangen sein mögen, diese Zündnadel einzuführen! Wer weiß es! Vielleicht; vielleicht wird aber auch Manchem jener „Maßgebenden", die da gekommen, der Sinn einer solchen Schul-Ausstellung nicht in den harten Schädel gegangen sein und er ist theilnahmslos vorbeigeschritten und lieber bei einem anderen preußischen Ausstellungswerke, z. B. dem maurischen Pavillon, den der Berliner Industrielle Diebitsch ausstellt, stehen geblieben, um die vergoldete Kuppel und den Flitter orientalischer Dekoration zu bewundern. Oder er hat vielleicht viel lieber, anstatt der Geistesgärtnerei

Preußens, für die ihm kein Auge inne wohnt, die hübsche Ziergärtnerei bewundert, die sich im preußischen Parke ausgezeichnet. Merkwürdig genug, diese eigentlich in der Dekoration und dem Arrangement am geschmacklosesten auf dem Marsfelde auftretenden Preußen haben ihr Stück Park zu einem reizenden Blumengärtchen zu gestalten gewußt! Ein Hiazynthenflor von ausnehmender Schönheit war der Hauptreiz dieses Stück Preußens im Park. — Und nun ziehen noch die übrigen deutschen Niederlassungen im Parke vorbei an unserem Auge. Wenig Bedeutsames, viel Beachtenswerthes. Sachsen stellt sich mit vollem Recht mit seiner Ausstellung intellektueller Bildungsproben, seinen Schuleinrichtungen Preußen zur Seite; Würtemberg zeigt einen kolossalen Maschinenkomplex, der die Produktion von Papier aus Holzstoffen betreibt. Diese merkwürdige Ueberwindung des Lumpenthums in der Papierfabrikation zieht die Massen in höherem Grade an, als man glauben sollte. Längs dieses Parkviertels, den ganzen Hintergrund des Marsfeldes beherrschend, faßt die landwirthschaftliche Ausstellung, so nicht ganz nach Bilancout gehörig, Fuß und breitet sich bis an die Militärschulen-Seite des Ausstellungsgebäudes aus.

Jenseits der Räume der école militaire angelangt, da wo das eherne Standbild König Wilhelms von Preußen Wache hält und sich gegenüber sieht der Statue des Belgierkönigs Leopold, wo die belgische Kunst ihren Prunksitz aufgeschlagen und Leys großartige Malerei allgemein bewundert wird, wo nicht weit von ihr wieder Holland seine Windmühlen und Diamantenschleiferei

arbeiten läßt, sind wir wieder an dem Parkpunkte angelangt, von dem aus wir vor Wochen unsere erste Wanderung angetreten. Das Standbild Karls des Großen grüßt uns wieder und die Glocken Frankreichs grüßen uns wieder und auch der „Boeuf gras“, Luna genannt, glotzt uns grüßend an. Und alle die übrigen französischen Insassen des Parkes drängen sich nun wieder vor und scheinen uns, wie von einer langen Reise Heimgekommenen zu begrüßen. Nun, wir haben auch eine lange Reise gemacht; eine Reise „um die Welt“ des Ausstellungsparkes!

Parkbilder.

8.

Chinesischer Schwindel. – Haus, Veranda und Restauration. — Der Bazar französischer Chinesen. — Die Kaufwuth auf dem Marsfelde. — Chinesisches Essen. — Geständnisse eines „Nationalessers“. — Chinesisches Theater. — Die Chinesinen. — Im Salon Francais. — Der Riese Yoo-Gow und sein Weibchen King-Fow. — Der Zwerg Mow. — Sonderbare Freundschaft. — Die Reise zum Händedruck. — Chinesische Musikstücke aus längst vergangener Zeit. — Die drei Japanesinen. — Das japanesische „Mauserl“.

Parkbilder.

8.

Chinesen und Japanesen haben sich auch im Park angesiedelt. Beide verlangen Einem, wenn man sich von dem Aeußeren ihrer Ansiedlungen angezogen fühlt, beim Eintritt 50 Centimes ab. Es ist auf den europäischen Beutel abgesehen, sonst hat es keinen Zweck. So viele ihrer sich von dem chinesischen Hause noch haben locken lassen, die Leute sind alle nicht sehr befriedigt herausgekommen. Sie sind zur Ueberzeugung gelangt, daß alle Anziehung und aller Reiz fürs Auge denn doch nur in der Physiognomie des Hauses selbst liege und daß alles Andere doch nur — Weltausstellungshumbug sei. Und so ist es auch. Ein vollständig landesgemäß eingerichtetes Chinesenhaus, das dem Beschauer zugleich einen Blick in die Gewohnheiten des täglichen Lebens verschafft hätte, wäre ein Gewinn für das kulturhistorische Bilderbuch, das man an dem Weltausstellungs-Parke hatte, gewesen. Türken, Egypter, Tunesen haben uns

derlei geboten. Aber, was wir schon früher gesagt, das Gouvernement von Peking wollte der Ausstellung nicht wohl und so überließ sie auch die Repräsentation des himmlischen Reiches im Parke der Privatspekulation. Und diese baute eben ein nach allen Regeln chinesischer Architektur entworfenes Haus hin; äußerlich ist Allem entsprochen, was man an Anforderungen an's Chinesenthum machen kann. Das Dach ist chinesisch, die Bedeckung desselben chinesisch, die Glöckchenreihen, die es bekränzen, sind chinesisch, die Veranda ist es nicht minder, und die strohgedeckten Schirmzelte des Vorgärtchens sind es auch. Es ist eben ein Chinesenhaus, wie wir es aus Beschreibungen, Bilderbüchern der Jugend und Dekorationen Offenbach'scher Tschin-Tschinaden kennen. Die „reifere Jugend" könnte allenfalls noch mit dem Allen zufrieden sein, Weltausstellungen aber, sollte man glauben, hätten in erster Reihe nicht der „reiferen Jugend" zu dienen. Aber was fragt die Spekulation nach solchem Dienste! Sie hat im Innern des Hauses allerhand Dinge aufgestapelt, die sie an den Mann, an die Frau und das Kind bringen will, und alle diese Sachen zusammengenommen — „chinesisches Museum" genannt. Daß in Paris eine erkleckliche Anzahl von Verkaufsläden sind, die dasselbe bieten und sich trotzdem nicht „chinesisches Museum" nennen, das berührte die Spekulation natürlich auch nicht. Sie legte gravitätisch ihre Muschelarbeiten, die bekannten chinesischen Holzschnitzereien, Porzellanfigürchen, ihre Fächer und Chatouillen, ihre Nippfigürchen und andere ehrliche Pariser Waare, die die chinesische Mauer nie zu passiren brauchte, hübsch nebeneinander

und versuchte sie mit einem Schwall von Worten und guten Preisen loszuwerden. Und sie wird sie auch los. Gab es ja eine Race von Ausstellungsbesuchern — und sie hatte Angehörige aller Nationen — die von Allem, was auf dem Marsfelde zu bekommen, etwas mit nach Hause bringen mußten, wenn sie auch die meisten dieser „Kleinigkeiten", die die stolze Bezeichnung „de l'exposition" haben, außerhalb des Marsfeldes und auch noch um vieles billiger zu kaufen bekommten konnte. Was man in der Exposition kauft, ist doch ganz etwas Anderes, — die Leute lassen es sich nicht bestreiten. Der Reiz der Erinnerung verherrlichte ihnen das Schlechteste und Nichtsnutzigste, was sie sich da anhängen ließen! Warum sollte man ihnen dieses Vergnügen nicht lassen?

Auch der chinesische Bazar profitirte von diesen Weltausstellungsansichten, und mehr wollte er ja nicht. Den rückwärtigen Trakt des „Museums" füllen in anstandslosen Nebeneinander Sammlungen chinesischer Alterthümer und die Restauration aus. Die Sammlungen beanspruchen, glaube ich, gar nicht unseren Glauben an ihre echtchinesische Herkunft und erleichtern uns somit sehr den Eindruck. Und ob dieses geschmacklos bunte Tafeltuch, das den Titel „Tafeltuch Sr. Majestät des Kaisers von China" führt, wirklich den Tisch des „himmlischen" Kaisers deckt, oder ob es seinem Tische hier blos oktroyirt wird? — diese Frage soll kein Zankapfel zwischen mir und dem Kaiser von China werden. Was die Restauration betrifft, so hat sie all ihr anfängliches Chinesenthum bald abgestreift und geht nur noch mit dem gewöhnlichen Zopfe, den alle französischen Restaurationen

in Bezug auf gewisse Dinge haben, einher. Vergebens sucht der nach originellen Essen und Trinken in der Ausstellung jetzt lüstern umherwandelnde „National-esser" (auch ein Ausstellungs-Typus!) nach chinesischen Leckerbissen. Ein Wiener Landsmann, der nach solchen Bissen lüstern war, klagte mir nach dieser Richtung hin einmal sehr bitter. Er wollte einmal chinesisch dejeuniren, nahm Platz im Vorgärtchen unter einem der Strohschirme und bestellte sich vom „himmlischen" Essen. Wie er gegessen? Er charakterisirte das drastisch genug, indem er sagte: „Wenn ich nur schon wieder beim „Lothringer" säß'!" Weiß der Teufel, was sie dem armen Vergnügungsreisenden, der nun einmal chinesisch essen wollte, vorgesetzt haben mögen. Er hatte nur eine freundliche Erinnerung jenem Dejeuner bewahrt, und die gehörte dem Käse. „Aber ich glaub' immer, es war ein echter Schwarzenberger, weil er mir gar so gut geschmeckt hat und das einzig Genießbare war!" setzte er dieser freundlichen Erwähnung bei. Aber, wie gesagt, es war seine einzige freundliche Erwähnung, sonst dachte er, so oft ich ihn daran erinnerte, mit Schrecken an jenes Dejeuner und sein ganzer Unwille ballte sich zu einem kräftigen „die Chineser!" zusammen. Als ob diese chinesischen Spekulanten gar nicht satt werden könnten von dem Spiele, das sie mit der Leichtgläubigkeit treiben, haben sie auch noch ein chinesisches Theater im Hintergrunde des Gartens hingebaut, eine Art chinesischer Sommerbühne, eine kleine „Arena" wie sie bei uns jedes respektable Städtchen hat. Das offene Parterre vereinigt einige Reihen von Holzstühlen in sehr urwüchsiger Form

zu einem Zuschauerraum; auf der kleinen Bühne treiben sich die indischen, chinesischen und japanesischen „Artisten“ herum.

Da präsentirt sich uns Maheradja und seine Kinder, welche dem Vernehmen nach „Grotesk“ tanzen, da ist der Clown, Brahim, da sind Yamardowa und Siwa Rampei, da Cropoulos und Phryne u. s. w., Jongleure, Trapezespringer und andere Künstler fremden Ursprungs. Wer in den Geburtsschein dieser „Künstler“ zu sehen vermöchte! Welche Namen wol in diesen glaubhafteren Zeugen ihres Daseins stehen mögen! Wer wird einem „Künstler“ auf den Ursprung sehen — auf seine „Kunst“ muß man sehen! Nun, die Mitglieder des chinesischen Theaters sind wahre Zierden des „Hypodrome“, aber Zierden letzten Ranges. Aber wer verlangt auch von ihnen, daß sie Einen amusiren sollen? Mit der Miene des Gefoppten geht man ja hinein zu ihnen, mit derselben Miene geht man auch wieder heraus. Wohl Denen, die sich an der Erscheinung der beiden jungen Chinesinen, der Damen Ya-Nai und Ya-Tchou, die, — was als so einladend auf den Zettel gestellt wird, — tagtäglich der Vorstellung „beiwohnen“, zu regressiren vermögen! Die haben doch ein Vergnügen. Mein Geschmack ist zu europäisch abgestumpft, um Vergnügen an diesen geschweiften Gesichtern mit den gradlinig abgezirkelten Augen und den häßlichen Nasen zu finden. Und der obligate kleine Fuß? Nun zugestanden, er ist überaus niedlich, aber es ist eben der Fuß. Diese Art von Frauenschönheit fängt eben etwas zu weit unten an. Die Chinesinen sollten auf ihren Köpfen umherwandeln,

damit man das einzig Schöne was sie besitzen, die Füße, eher zu sehen bekäme. Indeß, vielleicht entsprechen die vorhandenen Probeexemplare chinesischer Frauenschönheit nicht ganz dem Charakter des Vorraths, den das himmlische Reich in diesem Artikel besitzt.

Im „Salon Français“, der sich in der Gallerie der Restaurationen befand, serviren Jedem, der zwei Fr. erlegt, zwei Chinesinen, die Damen King-Foo und Ah-Ying, den Thee, die uns auch nicht mit dem chinesischen Schönheits-Ideal zu versöhnen vermögen. Und da haben sie noch diesen chinesischen Kellnerinen ein französisches Lächeln einstudirt, das ein fürchterliches Exempel von chinesischer Grazie ist. Aber eingehalten — diese Damen sind verheirathet, und ihre zugehörigen Chinesen sind zugegen. Und ich wünschte mich nicht mit dem Manne der Einen, dem Riesen Yoo-Gow zu verfeinden. Der chinesische Kerl ist bloß acht Fuß hoch und sein Zopf hat gewiß die Kraft eines Elephantenrüssels; wehe dem, der Yoo-Gow's Weibchen beleidigt. Er schleudert ihn gewiß mit der kleinen Zehe seines Fußes ohne alle Anstrengung bis über den Trakadero hinaus. Wie läßt dieser Chinesische Riese alle übrigen Menschen des Marsfeldes weit unter sich! Und wie, sich seiner Größe bewußt, schreitet er einher in dem langen, faltigen, buntgemusterten Oberkleide, die große Halskette über die Brust weit herabfallen lassend, den Fächer in der Rechten! Und da geht sie neben ihm, dieses sündig kleine chinesische Geschöpf, Weib genannt, mit der häßlichen, eckigen Stirne, den flachen Augen, und dem schwarzen, hinten zusammengeballten Haarbusche. Ein gehorsameres Eheweib gibt es gewiß in der weiten

Welt nicht, als dieses da. Der Mann, den sie fürchtet, sieht auch danach aus, daß man ihn fürchten kann. Ich möchte wol dabei sein wenn Yoo-Gow zu seiner King-Foo zärtlich hinabsteigt, um ihr seine Liebe fühlen zu lassen, wenn diese hohe chinesische Mauer von einem Menschen liebevoll wird. Was muß das für ein Schauspiel sein! Das kleine Weibchen ist aber noch lange nicht der gehörige Kontrast für den Riesen Yoo-Gow; da läuft noch ein ganz anderer Kontrast im „Salon Français" auf dem Marsfelde umher und der ist — der Zwerg Mow, aus einem Lande und einer Stadt mit dem Riesen Yoo-Gow, ein putziges, possirliches Kerlchen, das dem chinesischen Amalek nicht bis an's Schenkelbein hinanreicht. Man sollte den Zwerg auf ein Nippestischchen stellen, das wäre der rechte Platz für ihn. Er ist ohnehin nicht viel größer als die Pagoden, die auf vornehmer Leute Kamingesimsen und Boudoirtischchen zu stehen pflegen. Es ist ein wahrhaft köstlicher Anblick, dieser Chinesenzwerg mit dem dicken, wulstigen Gesichte, den plumpen Füßen, dem koketten Anzug und dem unvermeidlichen Fächer. Mit Erstaunen hört man, Yoo-Gow und Mow, Riese und Zwerg, wären dicke Freunde schon seit Längerem! Wie hat der Zwerg das nur angestellt, auf der ungewöhnlichen Höhe einer solchen Mannesfreundschaft wandeln zu können? Das „Wie" ist chinesisches Geheimniß. Aber er hat es zu Stande gebracht und wenn des befreundeten Riesen Hand die nöthige Reise in die unteren Gegenden, in denen sich Freund Zwergs Körper bewegt, macht um die Rechte Mows zu schütteln, und ihm seinen Gruß zu entbieten (für solche Entfernungen

ist wol „entbieten" das rechte Wort), so ist Freund Zwerg sichtlich vom Wirbel bis zur Zehe tief erschüttert und er ist so erfreut an Leib und Seele, so ungefähr, als hätte ihn ein Erdstoß erfaßt. Die sehenswertheste Chinesengruppe der Ausstellung waren aber diese Insassen des „Salon Français" in jedem Falle.

Glauben Sie nun ja nicht, daß wir mit den chinesischen Herrlichkeiten des Marsfeldes zu Ende. Menschen und Waaren sollten für uns noch nicht genug sein, wir sollten auch noch kosten von — chinesischer Nationalmusik. Durch Befolgung und praktische Anwendung des Sprüchwortes „Wein, Weiber und Gesang" bis in seine chinesischsten Konsequenzen hinein, gerieth ich einmal auch der chinesischen Musik in die Hände. Nun, aufrichtig gesagt, sie that mir nicht zu wehe. Ich habe ein Kunterbunt von Tönen erwartet und stieß auf geordneten musikalischen Satz, auf manche melodische, tiefer erklingende Stelle und auf eine gewisse Wehmuth der Stimmung. Ich hörte drei Piecen, sämmtlich, wie man versicherte, chinesisches Nationalgut, sämmtlich, wie man ebenfalls versicherte, hohen Alters: ein Lied, das nicht weniger als zwölf Jahrhunderte vor Christus komponirt und eine Apotheose der indeß längst verfaulten Dynastie Tcheon enthalten soll, dann eine Komposition des Confucius und ein Volkslied unbestimmten Datums. Diese Musikaufführungen verdankte die Ausstellung der Liebhaberei des Marquis Herway de St. Denis, der die Dinge einstudiren ließ und dem ich auch gerne die Verantwortung für die Aechtheit dieser musikalischen Chineserei übermache. Zuhörer fanden sich freilich bei den

Klavieren der verschiedenen Nationen im Palaste selbst mehr ein, obwohl auch dort zu oft nur „chinesische Musik" gemacht zu werden scheint. Ehe ich Sie nun schließlich über die chinesische Mauer dieses Kapitels hinüberlasse, zeige ich Ihnen noch rasch die japanesische Ansiedelung im Park, die einigen Reiz durch die drei jungen Japanesinen bekam, die darin schalteten und walteten. Wie ganz anders wirken diese japanesischen Frauen-Bilder auf mich ein! Das sind anscheinend recht niedliche, graziöse, liebenswürdige Frauenzimmer. Sie sitzen zwar ganz „unanständig", nach unseren Begriffen, da, und machen ganz eigenthümliche Possen mit gewissen Körpertheilen, aber sie sind in der That hübsch, wohlgebildet, mit recht neckischem Gesichtsausdruck und von wohlthuender Anmuth in der Bewegung. Und da macht insbesondere die jüngste von ihnen auf dem Marsfelde ihr Glück bei Mann und Weib des Ausstellungspublikums und Niemand verfehlte sich draußen vor dem Eingang der japanesischen Ansiedlung ihre Photographie zu kaufen. Hat mir ja sogar mein Wiener Landsmann, der an Chinesen und Japanesen seit jenem unglücklichen Dejeuner kein gutes Haar mehr läßt, im Angesicht jener holden Japanesin schmunzelnd zugeflüstert: „Ist das ein lieb's japanesisches Mauserl!"

XI.

Unter dem Halbmond.

1.

In der Moschee von Broussa. — „Mimber“ und „Mihrab“. — Wo bleibt der Muezzin? — Der Kiosk vom Bosporus. – Sultan Abdul Aziz. — Seine Freuden und Leiden. — Was die Franzosen seinem Bilde anlogen. — Französisch und Türkisch. — Jambon de York. — Eine Schreckensszene. — Bosporus und Ballet. — Ein abgelebntes Engagement. — Der Sultan und die schönste Frau von Paris.

XI.

Unter dem Halbmond.

1.

Der Halbmond wehte in den Tagen des Juni von allen Boulevardfenstern der schönen Lutetia. Er hatte eben das russische Kreuz verdrängt und sich allüberall aufgepflanzt, wo ein gutes Plätzchen war, um von den Hunderttausenden Fremder, die das Pariser Pflaster treten, gesehen zu werden. Paris ist orientalisch geworden, mochte man fast sagen. Was galt ein ehrlicher Vorname aus dem christlichen Kalender? Nichts. Um ein wenig beachtet zu werden, mußte man „Abdullah", „Ali" oder „Mustapha" heißen. Das waren auch die Tage des Glanzes für das Stück Orient, das sie da in den Park der Weltausstellung auf dem Marsfelde hingezaubert hatten. Die Moschee und der Kiosk vom rechten Bosporus-Ufer und die türkischen Bäder waren auf einmal Helden der Weltausstellungstage geworden und mit ihnen rangen da die Orientalen „zweiten Grades" (ich borge mir diese Eintheilung von Preußen), der Tempel

von den Ufern des Nil, der egyptische „Selamlik“ und „Okel“ und der herrliche Bordo von Tunis, um die Palme der Bewunderung.

Betreten wir zuerst die „grüne Moschee“, Yachyl Djami, die Moschee von Brussa. Majestätisch liegt ihre schöne Kuppel vor uns da und die Sonne spielt in der vergoldeten Spitze des schlanken hohen Minaretes. Fragt sie nur, die grüne Moschee, und sie erzählt euch von herrlichen Tagen des Islams aus der Zeit, da noch Brussa die Hauptstadt der Osmanen und der Sitz jenes ersten Mohammed gewesen, der sie bauen ließ. Damals freilich ließ sie sich nicht träumen, die Moschee von Brussa, daß man ihrem Bilde gemäß eine ähnliche in der berühmtesten Stadt der Christenheit folgender Jahrhunderte bauen werde und daß schlechtgläubige Menschenkinder in Massen zu ihr wallfahren werden. Und da kommen sie nun Alle mit uns und strömen durch das einfache Thor in das göttliche Haus Allahs und seines Propheten hinein. Mystische Lichter dringen durch die kleinen, buntfarbigen, von vergoldeten Gitterstäben umgebenen Fenster der Moschee, Farbenspiele geheimnißvoller Art und geheimnißvollen Tones weben unser Auge in fromme Träume ein, ein „Allah ist groß“ gleitet durch unsere Seele und ehrfurchtsvoll schreiten wir über den dicken, weichen Teppich hin. Wir sind im schönsten der Räume einer Moschee. Unser Blick fällt gleichzeitig auf den „Mehrab“ und den „Mimber“. Von dem einen aus wird der Blick der Rechtgläubigen nach jenem Mekka dirigirt, wohin sie bei jedesmaligem Gebet sich zu wenden haben, von dem andern aus, vom „Mimber“ nämlich ertönt das goldene Wort des Korans in

die Reihen der Betenden. Auf beiden Seiten des „Mehrab“ stehen dann die Namen des höchsten Wesen, die der orientalische Kultus kennt, die Namen Allahs und Mohammeds einfach angeschrieben. Rechts vom Mimber geht es hinauf zum Minaret, das der Muezzin alltäglich fünf Mal besteigt, um von oben aus die Frommen zum Gebete zu laden. Aber wo ist der Muezzin? Um die Ausstellung zu vervollständigen, hätte man freilich noch für die Moschee von Brussa und ihr Minaret zugleich einen Muezzin engagiren sollen. Zeichen fremdartiger Natur, Farbe, Licht, Alles muthet uns hier geheimnißvoll an, der Mysticismus hat hier seine eigentliche Stätte und ein „fragt mich nicht, warum ich glaube“ spricht hier aus der ganzen Umgebung recht deutlich zu uns. Wahrlich, dieser mohamedanische Gott hat es sich bequem eingerichtet; er gestattet den Gläubigen nicht die geringste Nachfrage nach der Wesenheit der Dinge. Er bettet ihnen so üppig auf Erden, daß ihnen ein Nachdenken über sein „Sein und Nichtsein“ gar nicht beifällt. Das Sinnbestrickende alles orientalischen Lebens hat auch der orientalische Glaube. In den Räumen einer Moschee klärt sich das Auge nicht auf zu einer idealen Stimmung, es wird von Farben und Lichtern betäubt. Der Kultus des Mohammed ist fast auch nur eine Art von Opium; er ist der künstliche Schlaf, den der Islam seit Jahrhunderten schläft, und wer weiß, ob und wann er daraus erwachen wird.

Beim Ausgange aus der Moschee fallen uns die rechts und links an ihre Façade angebauten, zierlichen, von kleinen Säulen getragenen Pavillons auf. Hinter dem

künstlich durchbrochenen, von Goldflitter strotzenden Gitter des einen Pavillons ist der Platz für die Fontaine (Lébil), hinter dem andern der für die Uhren der Moschee von Brussa, welche die fünf Gebetszeiten des Tages angeben. Einige Schritte weiter, der Moschee zur Rechten, liegt der Kiosk. Er ward nach dem Muster eines Kiosks errichtet, den der Vorgänger des jetzigen Türkenbeherrschers am rechten Ufer des Bosporus angelegt, und verschafft uns eigentlich nicht die rechten Begriffe von der Pracht orientalischer Dekoration. Der Salon, den wir da zu Gesicht bekommen, macht bei all' seinen Malereien auf Goldgrund, seinen um die Wände laufenden Sophas, seinen goldfarbigen Fenstergittern doch keinen pompösen Eindruck. Natürlich hielt unsere Ansicht von dem Kiosk den Sultan Abdul-Aziz-Khan nicht ab, in ihm seine Weltausstellungsfiesta zu halten, so oft ihm da draußen auf dem Marsfelde nach den Wanderungen auf dem Gebiete der Kulturen jedes Mal im Kopfe ward „so dumm, als ging ihm ein Mühlrad im Kopfe herum". Und wie glücklich war er gerade in diesen Stunden seines Pariser Aufenthaltes! Man muß die Leute reden hören, die Zeugen seiner Qual gewesen, welche ihm Pariser Sitte überhaupt und Pariser Hofsitte insbesondere verschafften. Mit Wollust warf er sich auf die üppigen Divane des Kioskes nieder und vergaß erst da all' der Unbequemlichkeiten, die ihm die schönen und noblen Möbeln des Palais Elisée bereiteten.

Freilich, wenn man den Schilderungen der Pariser Hofblätter glauben wollte, so hat die Kultur der eleganten abendländischen Welt in all' ihrer raffinirtesten Ver-

feinerung, wie sie in den Tuilerienkreisen auftritt, den tiefsten Eindruck auf den Sultan gemacht, und er wird nichts Besseres zu thun haben, als den Hof am Bosporos, sobald er nach Hause kommt, gleich auf dem Fuß des Hofes des dritten Napoleoniden zu setzen. Diese Stimmen geben den Sultan auch noch für verschiedenes Andere aus, was er nicht ist, für geistreich, intelligent, gebildet; sie lügen, wie competentere Stimmen behaupten, seinem Bilde mit großer Virtuosität an, was sie nur immer wollen. Sie lassen den Sultan in der französischen Sprache und Literatur so zu Hause sein, als ginge er mit Victor Hugo schlafen und stünde mit Feydau wieder auf, während man in der That am Hofe der Tuilerien seine liebe Noth mit dem Beherrscher des Türkenreiches hatte, da er das Türkische bei Napoleon III. und seiner Umgebung weit mehr voraussetzte, als er es vorfand. Die Wahrheit gesagt, soll dem Sultan die ganze hoffähige Civilisation ein wahrer Gräuel gewesen sein, noch weit mehr, als die nicht hoffähige; er erschrak auch vor der Art und Weise, wie man mit dem Sultan der Tuilerien, seinem cher confrère, umging, z. B. bei der Preisvertheilung im Industriepalaste des Marsfeldes, wie man sich der Majestät nähern durfte, ohne sich vorerst auf den Boden niedergeworfen zu haben; er empfand überhaupt sehr tief all' den Mangel an morgenländischem Respect vor der geheiligten Person des Beherrschers. Ich frage nun, wozu idealisirt man uns diesen Sultan? Man muß ihn bei der so hoch interessanten Feier der Preisvertheilung gesehen haben, wie er stumpf vor sich hinstarrte, ohne ein Anzeichen von Theilnahme an dem

Allen, was ihm so fremd war, zu verrathen; man muß ihn neben der so lebendigen anregenden, graciösen Kaiserin Eugenie träge und theilnahmslos einhergehen gesehen haben, gar nicht wie einen Mann von fünfunddreißig Jahren, sondern wie eine künstlich von außenher in Bewegung gesetzte Körpermasse, um ein ganz anderes Bild von ihm zu erhalten, als es in Paris der öffentlichen Meinung aufzuschwatzen gesucht ward.

So eigentlich wohl hat sich der „erste Türke" hier jedenfalls nur befunden, wenn er fern vom Elysée darüber nachdenken konnte, wie schön es ist, ein Türke zu sein. Und das konnte er bequem im Kiosk. Da waren sie um ihn, die Herren alle, die sich vor dem Machthaber und Statthalter des Islams auf Erden, auf den Boden hinwarfen, ehe sie eines ihrer dehmüthigen Worte an ihn zu richten hatten; da brachte man den Imbiß auf türkische Weise und der große Sultan brauchte nicht Furcht zu haben, die Giaurs der Tuilerien würden ihm, wie sie einmal zu seinem größten Schreck schon im Elysée gethan, Schinken vorlegen, „Jambon de York" zwar, aber immerhin islamswidrigen Jambon. Da war er wieder der echte Großtürke und fand sich erinnert an seine heimathliche Villa. Da schmauchte er seinen Tschibuk und mit den Wölkchen stiegen die Bilder seiner fernen, so beglückten Länder vor dem träumerischen Auge auf. Zu seinem ganzen Glücke fehlte nun dem Sultan nur noch der Bosporus und das heimathliche — Ballet. Der Bosporus war leider nicht zu beschaffen. Das Ballet wäre wol zu beschaffen gewesen und Dämchen genug hatten sich zu provisorischer Wirksamkeit gemeldet, aber

keine von ihnen konnte Gnade vor den Augen des großen Sultans finden. Ihm gefiel nur ein Weib in ganz Paris. Er sah sie und ließ ihr sogleich ein glänzendes Engagement an den Hof von Stambul anbieten. Sie aber schlug es aus, die schöne Gräfin. Sie hat es „gottlob nicht nöthig", die Frau eines Sultans zu werden und zieht es vor, die schönste Frau des heutigen Paris zu bleiben.

keine von ihnen konnte Gnade vor den Augen des großen Sultans finden. Ihm gefiel nur ein Weib in ganz Paris. Er sah sie und ließ ihr sogleich ein glänzendes Engagement an den Hof von Stambul anbieten. Sie aber schlug es aus, die schöne Gräfin. Sie hat es „vorläufig nicht nöthig", die Frau eines Sultans zu werden und zieht es vor, die schönste Frau des heutigen Paris zu bleiben.

Unter dem Halbmond.

2.

Beim Bey von Tunis.

Unter dem Halbmond.

2.

Beim Bey von Tunis.

Eigentliche orientalische Pracht und Herrlichkeit ausstrahlend, steht der Palast des Bey von Tunis, das „Bardo", da. Er ist der architektonische Glanzpunkt der Quartiers der Orientalen im Park der Weltausstellung. Gegen seine Schönheit gehalten, verschwinden der „Kiosk vom Bosporus" und das „Salamlik des Vizekönigs von Egypten" spurlos vom grünen Boden des Gartens der Welt, der sich auf dem Marsfelde erhebt. Ein sprechendes Bild arabischer Kunst steigt er, vornehm und schön zugleich, phantastisch und doch so graziös, man möchte sagen mit der Grazie des arabischen Märchens ausgestattet, vor unseren Augen auf. Nennt ihn selbst ein architektonisches Märchen und das Wort ist keine Phrase! Er ruft in uns lebendig wach die Erinnerungen an die künstlerischen Großthaten jener Araber, die eine schöne Zeit lang mit dem Schwerte in der Hand eine Herrschaft in Spanien und Sizilien behaupteten, die sie dazu benutzten, um

jenen Ländern einen Begriff von der Höhe und dem Reichthum ihrer künstlerischen Gestaltungskraft zu geben, Erinnerungen an die poetischeste Invasion, die je in Europa gemacht worden, Erinnerungen an den Kriegszug der Mauren, in dem sie den europäischen Boden zeitweise theils mit Blut, theils mit Wunderwerken ihrer Bau- und Ornamentirkunst bedeckten. Die Nachfolger dieser Araberstämme, die ihre Rolle so tragisch in Europa ausgespielt hatten, sind die Bewohner des heutigen Tunis, und in ihren Bauwerken lebt der alte Geist, die alte Phantasie, die alte Schönheit der Kunst der Väter wieder auf. Und wie die Blüthe altmaurischer Kunst, muthet uns der Palast des Bey von Tunis hier an. Was wir über Schönheit und Pracht maurischer Denkmäler in Spanien und Sizilien aus Büchern und Berichten der Reisenden wissen, in diesem Palast lebt es vor uns auf. In seinen heiteren, anmuthigen Formen, in denen er vor uns aufsteigt, in seinen gelben Kuppeln und seinen Säulenwerken, in dem mystischen Geäste seiner Wandverzierungen liegen die Grazien und die Tiefe des arabischen Geistes, die Schönheit, Heiterkeit und Strenge seines Wesens vereinigt vor uns. Es treibt uns näher und näher zu den Geheimnissen der maurischen Kunst. Die Façade des Palastes schon erfreut unser Auge in seltenem Grade. Diese reichen, vielfach verschlungenen Ornamente, die den Fries des Portales bilden und mit so minutiöser Kunst der Zeichnung in allen Details ausgeführt sind, machen Einem das eigentliche Material, das in Verwendung gekommen, ganz vergessen und verschaffen Einem den Eindruck, als

hätte man diesen Fries in die feinsten Brüsseler Spitzengewebe eingesponnen. Trotz aller monumentalen Schwere, die die gelben Kuppeln dem Palaste verleihen, hat er durch die hohe Grazie und Anmuth des ganzen dekorativen Außenwerkes etwas von dem leichten Gewebe eines Feentempels. Die Schlösser in „Tausend und einer Nacht" bauen sich ungefähr so vor unseren Augen auf. Geblendet hält das Auge vor diesem Wunder arabischer Kunst lange, lange still. Vor der Schönheit dieses Werks vergeht Alles, was die Völker des Erdballs hier im Park der Weltausstellung sonst gebaut und geschaffen haben. Am Fuße der majestätischen Marmortreppe, die zu den Prachträumen hinaufführt, sitzen zwei Beduinen hoch zu Roß, die gezogenen Damaszener Klingen in der Hand und halten Wacht, gerade so, als wäre der Bei selbst anwesend im Bardo. Prächtige, poetische Gestalten, aus deren gebräunten Gesichtern die heiße Poesie der Wüste uns anspricht. Schöner Bardo von Tunis! Malerischer konnten die Nachbildner deiner Herrlichkeit den Eingang zu dir hier nicht gestalten. Die beiden herrlichen arabischen Kriegergestalten sind eine prächtige, charakteristische, lebendige Einleitung für das Monumentalwerk, das wir vor uns haben. In ihren weißen, fliegenden Burnussen, den weißen Turban ums Haupt geschlungen, das feingeschnittene, sonngebräunte Antlitz mit den strengen, mystischen Zügen hoch gehoben, erscheinen sie uns selbst gleich Gestalten des orientalischen Märchens. Sie reiten die stolzen heißblütigen Rosse des Morgenlandes; golden ist das Geschirr ihrer Thiere, golden ihre Sporen, golden die Besätze und Stickereien

an ihren rothen Reiterstiefeln. Und die blanke Damaszenerklinge funkelt in ihrer Hand wie das Schwert des Propheten. Aber uns etwas anzuhaben, sind sie heute nicht da: sie sollen nichts als lebendige Dekoration abgeben. Ungehindert lassen sie uns die schöne Marmortreppe, auf deren Brüstung sechs Wüstenlöwen auf ihren Pfoten liegen, hinansteigen. Säulchen zierlicher Konstruktion ziehen sich die siebenbögig gebildete Halle entlang, die die Treppe bekränzt.

Wir treten von hier aus in den sogenannten „Patio", in dem das Auge gleich die ganze Heiterkeit orientalischer Bauweise überkommt. Volle, sinnliche Heiterkeit in allen Formen; Alles, die spitzenartig gewobenen Arabesken der Wände, die Mosaiken des Bodens, die buntbemalten Gitter, die schlanken Säulen, Alles lächelt uns an. Welch' ein beglückender Aufenthalt mag dieser Raum für den Bey von Tunis sein! Man braucht eigentlich gar nicht weiter zu gehen in den Prunksälen des tunesischen Wunderhauses, hier in dieser herrlichen, glasgedeckten Halle, deren Wände in Marmormosaiken prangen, die von einem steinernen Kranz zierlicher Säulchen umschlungen werden, hier in dieser Halle, mit ihrer traulich murmelnden, von Palmenbüschen reich garnirten Fontaine, umfängt die Seele die ganze Lebensfreudigkeit und Sinnlichkeit des orientalischen Kultus. Da ladet alles ein zu süßem Ausruhen im Schatten orientalischer Denkungsart. Setzt Euch hin auf die einfachen Strohmatten des Bodens und horcht dem süßen Plaudern des unter Palmen springenden Wasserstrahles und dann seht hinauf in die klare Helle des Himmels, den Euch das Glas vermittelt

— gewiß, die Schwere des drückenden Daseins ist im Augenblick von Euch genommen! — Rechts und links vom Vestibule laufen die schönen und stolzen Gemächer des Bey.

Unser Auge fesselt vorerst der große Salon, mit der güldenen Decke, in den der Blick gleich vom Vestibule aus hineinfällt. Eine der großen, gelben Kuppeln des Hauses wölbt ihn und man glaubt, diese ganz mit indischen Kaschmir's ausgefüttert, so fein ist die Zeichnung der inneren Kuppeldecke mit all' ihren fremdartigen Formveräſtungen ausgeführt. Aus den Bogenfenstern kommt durch das üppig bemalte Glas das Sonnenlicht in wunderlichen langen Zauberscheinen. Von geheimnißvollen Zeichen und arabischen Schnörkeln strotzen die Wände, eine phantastische Gedankenkette schlängelt sich gleichsam von oben nach unten. Längs der Wände sind breite, niedere, in den schönsten und reichsten Seiden- und Damaststoffen funkelnde Divane aufgestellt; weiche Kissen aus Sammt und Seide und von Goldstickereien bedeckt, liegen umher, ein Luxus ohne Gleichen harrt hier der verwöhnten, orientalischen Glieder eines Bey von Tunis. Welch ein Glanz von Farben und Stoffen, betäubend für ein armes europäisches Menschenauge, das in solchem Glanze nicht so zu schwelgen gewohnt ist! Auf der einen oberen Seite zweigt sich der Salon noch in eine trauliche Alkoven-Nische aus, die von einem goldflitterbedeckten Gitter eingefaßt ist, durch das wahrscheinlich bei dem wirklichen Palast des Bey von Tunis leicht der Blick auf's Meer hinausfallen kann. Ich denke mir, daß in diese farbenreiche, kleine Einsamkeit des großen

Salons mit einer schönen Favoritsklavin sich zurückzuziehen gar nicht so übel sein könnte. Die schwere bunte Portière am Eingang des künstlichen Alkovens, Stern und Halbmond in ihren bunten Feldern tragend, thäte dann gewiß ihre Schuldigkeit. Nun, ich brauche wohl dem Bey von Tunis nicht erst eine Gebrauchsanweisung für diesen Alkoven zu geben, er weiß es gewiß schon, wozu er gut ist. — Und links wieder ein Salon, im Schmucke seiner eigenthümlichen Malereien uns wieder glauben machend, er sei tief in indische Shawls gehüllt, Bogenfenster aus grünem Glase mit blauen Sternchen geziert, kleine, zierliche Säulchen, immer paarweise auftretend und wieder weiche Divans mit schwellenden Kissen. Wir haben uns kaum, auch ohne Verlaub des Bey, auf einem derselben niedergelassen, um uns tiefer in dieses Farbenmärchen zu versenken, da bringt uns schon ein brauner, hübscher Kerl im Turban, den schönen, langrohrigen Tschibuk mit der echten Bernsteinspitze und auf vergoldetem Schälchen die glimmende Kohle. Und dann stellt er eins der kleinen, buntbemalten Stühlchen des Salons vor uns hin und setzt den dickgearteten Kaffee in einem niedrigen, vergoldeten Becher darauf. Wir schlürfen den Mokka und blasen dicke Rauchwolken vor uns hin, in denen sich die Hieroglyphen der Decke vor unsern Augen zu wiederholen scheinen. Wie schön wäre es jetzt zu träumen von allerlei bunten Haremsgeschichten, Palastrevolutionen, Eunuchenverschwörungen u. s. w. Aber wir müssen leider weiter. Wir betreten nun eine Reihe kleinerer Gemächer, die der arabischen Hauseintheilung entsprechen. Ueberall stehen da kleine

Fauteuils und Stühlchen mit goldener Lehne, große mit Perlmutter ausgelegte Kästen, Holzmöbeln mit reicher Schnitzdekoration, Chatouillen aus Elfenbein, prunkhafte Tabaksbehälter, Parfümerie- und Kohlenbecken u. A.

Diese kleinen Gemächer durchschreitend, gelangen wir bald in das Schlafkabinet des Bey von Tunis. Natürlich ist es der großen Rolle gemäß, die der Schlaf im Leben eines Bey von Tunis spielt, ausgestattet. Ein wünschenswerthes Halbdunkel verschleiert gleichsam die hohe Bestimmung dieses Raumes. Das weite Himmelbett, das Platz genug hat, auf daß ein paar Engel aus dem mohamedanischen Himmel neben dem Bey liegen können, ohne sich oder ihn zu geniren, ist reich vergoldet; violettseidene Vorhänge wallen faltig zu beiden Seiten herab, lange Kissen aus weißem Atlas füllen die Kopfseite des Bettes. An ein Stühlchen gelehnt, steht der langröhrige Tschibuk mit der großen Spitze von schönem Bernstein, daneben die Schale für die Kohlen. In der Ecke, die das Bett zur Wandseite bildet, steht auf reich ausgelegtem Holztische das silberne Waschbecken, und auch ein anderes Gefäß, dessen auch ein Bey von Tunis nicht entbehren kann, steht da, glänzend in getriebenem Silber. An der Wand hängen seidene und wollene, weite Nachtgewänder, der rothe Fez, der auch als Schlafhaube zu fungiren scheint und ihnen zu Füßen führen ein Paar goldgestickte Pantoffel ein Leben voll Contemplativität und Nachdenken. Bücher scheinen nicht Sitte zu sein bei den orientalischen Großen; sie legen sich alle ohne ein oder zwei Romankapitel nieder und schlummern um so sanfter. Höchstens, daß sie das Lied eines Sängers,

der nebenan auf seinem Dache den Durst seiner nächtlichen Muse stillt, in den Schlaf einlullt.

Neben dem Schlafgemach liegt das Waffenzimmer; da funkeln kostbare Klingen an den Wänden und hängen auch alte verrostete Türkenschwerter und schwerfällige Schußwaffen. Nebenan führen Wendeltreppen in die Thurmzimmer des Hauses. Durch die Thüre gelangen wir wieder in die schöne Halle mit Fontainen, Palmen u. s. w., wo rechts wieder große Säle sich hinbreiten, Säle von Kuppeln gedeckt und Säle mit flacher, in vergoldete Felder getheilter Decke, die Kuppeln durchbrochen, auf daß das Licht des Tages, in farbigen Strahlen sich brechend, hineinströme. Und wieder rothseidene Vorhänge, rothseidene Divane, rothseidene und rothsammtene Kissen, reichlich mit Goldstickereien versehen. Fenster aus grünem Glase mit blauen Sternen, marmorirte Wände und auch solche mit bunten Stoffen drapirt, mysteriöse Schriftzeichen und Hieroglyphen hier, der Halbmond und Stern dort — ein Meer von Farbe und Licht. Hier ist der Gerichtssaal und nebenan wieder ein Salon von etwas bescheidenerer Ausstattung, die Divans blos von Wollstoffen überzogen, der Plafond weiß, umsäumt von einer auf blauem Grunde sich erhebenden Hieroglyphenkette, auf dem Boden Decken blos von Stroh, die Fenster klein und rund ausgebrochen — der Saal der Leibgarde des Bey, der es hier sehr bequem gemacht ist.

Von dem kaleidoskopischen Farbenspiel das Auge ermüdet habend, suchen wir nun wieder das Freie. Wir bleiben deshalb noch immer auf tunesischem Boden. Die

Treppe des Palastes herabsteigend, erreichen wir das kleine Gärtchen des tunesischen Kaffeehauses, das sich dem Bey zu Füßen hier eingenistet hat. Drin, sowohl unter der niederen Decke des Kaffeezimmers, als auch draußen vor demselben, unter einem weithingestreckten Zeltdache sitzen der Konsumenten viele, die den dicken, massiven Kaffee aus winzigen Bechern trinken, die ihnen ein hübscher Tunese mit blauen Kaftan und dem bunttuchigen Turban vorsetzt, um dann rasch einem Schlingel von französischen Garçon Platz zu machen, der trotz rothem Fez, den er auf dem Haupte hat, den Pariser Trinkgelderbrauch in unverschämter Weise ausbeutet. Vor der Thüre des Café's aber lümmeln mit gekreuzten Beinen auf einer kleinen Tribüne vier tunesische Musikanten verschiedener Altersstufen. Sie bearbeiten ganz absonderliche Instrumente, einige mit dem Munde, andere mit den Händen. So spielt der eine die „Ramenghe", eine Art Guitare, der andere ein Instrument, das halb wie eine Harfe aussieht, halb wie ein Cello „Niehba" genannt, der dritte (ein hübscher Bursche, ein wahrer Studienkopf!) paukt mit den Fingern und Fäusten auf einem mit Fell überzogenen Topfe herum, ein vierter bearbeitet die Daraboukla, ein orientalisches Tambourin. Dazu singen sie alle Melodien, die Einem wie verworrene Abrisse altjüdischer Tempelgesänge vorkommen, fangen mit bescheidenem Geschrei an, um sich nur rasch zu größerer Heftigkeit gegenseitig anzustacheln, brechen einmal in ein unartikulirtes Klagen aus, um dann gleich wieder Alles sanft verhallen zu lassen. Aber fragt mich nur nicht, was sie singen! Es sei eine Art wilder, ungegohrener, form-

loser Meyerbeer und Felicien David, könnte man fast von dem sagen, was sie da singen. Bald bricht die Klage ungestüm durch diese hebräischen Melodien durch, bald giebt es wieder eine wilde Heiterkeit, ein jauchzendes Aufschreien in Tönen. Halb glaubt man die Musik der Wüste, halb die der Synagoge zu vernehmen. Aber zu Tschibuk, Mokka und den üppigen Divans passen sie, diese orientalischen Weisen, sie gehören mit in das berauschende, betäubende Wesen dieses Palastes des Bey von Tunis, sie sind für das Ohr, was Farben und Lichter in den Sälen für das Auge sind. Fast wäre uns jetzt ein Schläfchen „gefällig“. Wir bekommen wieder Lust auf das Schlafkabinet des Bei von Tunis, es zieht uns mächtig hin zu dem vergoldeten Himmelbett mit den violettseidenen schweren Vorhängen und den weißen, langen seidenen Kissen. Aber wir wollen doch die Gastfreundschaft der Orientalen nicht gar zu stark auf die Probe stellen. Die Treppe des Palastes hinabsteigend, singen wir im Freiligrath'schen Stile vor uns hin: „Wenn ich der Bey von Tunis wär!“ Und dann besteigen wir, des Neides voll, anstatt des goldenen Bettes den Omnibus, der uns zur Madeleine-Kirche führt. In einer Moschee begannen wir das Tagewerk, bei der Madeleine beendigen wir es — das sind die Weltausstellungs-Contraste!

XII.

In der Rue d'Afrique.

Eine orientalische Handelsstraße. — Tunesen und Marokkaner. — Kleiderluxus. — Tunesischer Burnuß und österreichischer Staatsfrack. — Unter den Zelten. — Allerlei Kostbarkeiten. — Das tunesische Zelt. — Kleine Pantoffel und große Phantasien. — Der Traum vom Schuh, in dem es lebendig geworden. — Folgen einer Pantoffelherrschaft. — Eine Karavane. — Der persische Abschnitt des Orients. — Eine komische Liebesszene. — Persische Krieger. — Rumänisches. — Wallachische Culturblüthen.

[illegible]

XII.

An der Côte d'Afrique.

[illegible]

17*

XII.

In der Rue d'Afrique.

Um unsere orientalische Reise auf dem Marsfelde zu beenden, müssen wir nun aus dem Park in den Palast zurück. Dort haben sie uns noch von ihren Reichthümern aufgestapelt, die Tunesen und Marokkaner. Die ganze eine Seite der Rue d'Afrique beherrschen sie mit ihren bunten und farbenreichen Stoffen. Schon in der Dekoration stellen sie den Racenunterschied und die Verschiedenheiten ihrer Lebensanschauungen, die sie von ihren nächsten Nachbarn, den Amerikanern, trennen, deutlich heraus: bei den Amerikanern, die die andere Seite der Rue d'Afrique beherrschen, Alles dunkel, nüchtern, prunklos, bei den Tunesen, Marokkanern fast Alles in einen fast zu grellen Lichtreichthum getaucht, farbenstrotzend. Die ganze Façade dieser orientalischen Handelstraße sieht wie in dicke schwere, bunte Teppiche gehüllt aus. Auch die Wände und Nischen, glaubt man, seien in Shawls gehüllt, so sehr glaubten die Arrangeure auch in den Malereien dem orientalischen Charakter Ausdruck geben zu müssen. Aber diese kirschrothen Kasten, wie konnte man

sich mit ihnen das Bewußtsein des orientalischen Geschmackes beladen! In diesen Kasten spielen Decken, Gewänder, Teppiche wieder die ersten Ausstellungsrollen. Mit der Fülle von Gewändern, die uns Tunesen und Marokkaner vorführen, muß es sein eigenes Bewandtniß haben. Sie soll uns wahrscheinlich zeigen, daß sich diese Fremdlinge nicht nur überhaupt kleiden, — ein Glauben, den uns beizubringen auch nicht so unnöthig sein mag — sondern, daß sie sich auch überhaupt reich kleiden. Und das Letztere scheinen sie wirklich zu thun. Ist das ein Luxus in Farben, Stickereien, Stoffen, in Sammt und Seide und feiner Wolle! Ein Aufwand von Gold und Silber! Wie klein und unbedeutend erscheint der ganze Bortenaufwand eines reichen abendländischen Staatsbandes gegen diese Gewänder gehalten! Die ganze Schwere dieses Vergleiches las ich auch in der That einmal in den Zügen unseres honorablen Landsmannes, des Chevalier von Friedland, als er sinnend vor einem tunesischen Burnus stand und die ganze Herrlichkeit seines Truchsessenfrackes Stück für Stück zusammenschrumpfen sah. Was sind unsere europäisch gesitteten Kleider überhaupt in den Augen dieser Orientalen! Ich möchte einmal an der Seite eines jener schönen Araber, die hier umherwandeln, durch die „Galerie des Vetements" gehen und ihm seine intimsten Gedanken über unsere Kleidungsstücke ablauschen. Was ich da Alles, die Herren Dusatois und Jastarec, Gunkel und Frank, und wie die ersten Schneider der „gebildeten Welt", in Paris und Wien und London heißen mögen, Beleidigendes, Modeschändendes zu hören bekäme! Und wahrlich, ich würde nicht den Muth

haben, als Anwalt unserer Pantalons und Gilets unserer Paletots und Jaquets aufzutreten. Besser so, daß ich nicht in Versuchung geführt werde.

Marokko breitet seine Waaren unter einem schönen Zelte vor uns aus. Schwere, wollene in den verschiedensten Farben gearbeitete Portièren fassen das Zelt ein. Auf dem Boden liegen alle Arten von Teppichen ausgebreitet. Verschiedenheiten der Musterzeichnung plagen die Orientalen nicht sehr in ihren Teppichdekorationen. Sie zeichnen keine Landschaften und kein idyllisches Vieh auf ihre Fußdecken und Sitzpolster hin, der Stern und Halbmond helfen ihnen überall, wo sie verlegen werden sollten. Mit der Darstellung des Halbmondes sparen sie auch nicht, und da man in ihrem Lande keine „Kipfel" ißt, haben sie auch eine unheilige Erinnerung nicht zu befürchten. Unter diesem Zelte nun liegen Kostbarkeiten marokkanischer Bazare ausgebreitet, feine Vasen, die unseren Fayancen an Pracht und Farbenwirkung nicht nachstehen. Strohgeflechte aller Sorten und Verwendungsarten, Waffen ungewöhnlicher Construktion, eigenthümliche Laternen, aus deren Inneren die Flämmchen so recht magisch hervorglühen mögen, Spiegel aus bemaltem Glase in bizarrer Dekoration, Gewehre mit formidablen Schäften. Um die teppichbedeckten Wände herum, laufen die üblichen Lagerplätze, wo der glückliche Marokkaner seine Beine kreuzen oder sich vollständig hinstrecken kann. Seide und Sammt machen diese Lagerplätze sehr einladend. Und auch ein edles, stolzes Thier, steht da, freilich nur des reichen Riemzeuges und der prunkend schönen Schabrake wegen, die es uns zeigen soll.

Auch Tunis hat sein Zelt hier. Es ist nur einige Schritte weit von dem der Marokkaner entfernt und fast noch prächtiger eingerichtet. Es prangt in seiner Ausstattung in den Farben des Bey, grün — blau — braun, eine etwas wunderbare Farbenmelange. Von drinnen winken wieder wie aus Marrokkos Zelten helle und bunte Gestaltungen aus Wolle, Seide, Stroh, Thon und Glas. Zu ihnen treten noch musikalische Instrumente, die unserer Guitarre am nächsten stehen, wunderlich verziert mit Zeichen und Figuren und zierliche Arbeiten aus der Fabrik von Troubba, Arbeiten in Silber und Holz, welche ein reiches Formgefühl verrathen, Kelche, Parfümbehälter u. a. m. Wieder kommen dann Reihen von Kasten mit Gewändern voll üppiger Ausstattung aus grünen, rothen, grauen, gelben Seidenstoffen, die Verbrämungen aus Gold- und Silberfaden hergestellt, lange, wallende Kaftane, in die sich alles, was Tunis an Granden besitzt, mit Bequemlichkeit hineinstecken lassen könnte, schwere, faltige, von Goldstickereien strotzende Burnuse, Kopftücher und Schleier von ausgesuchter Feinheit und — Pantoffel, Pantoffel vor Allem, die man sich zierlicher und kleiner und dabei doch reicher nicht denken kann. Da diese kleinen Pantoffel aus rothem Sammt — sie stehen in dem Vierten der thunesischen Kasten der Rue d'Afrique — auf dem goldene Sternchen funkeln, sie habeu eines Tags, als ich hier vorbeischritt, meine Phantasie unter ihre Herrschaft gestellt, es war eine echte Pantoffelherrschaft.

Und unter der Einwirkung dieser Herrschaft sah ich es plötzlich in diesen niedlichen, sammtenen Dingerchen lebendig werden, es rührte sich etwas in ihnen wie ein

reizender, entzückend schöner Fuß und ein berauschend schönes Erstehen wuchs aus ihnen gleichmäßig hervor. Und aus dem Fuße sah ich dann sich das schöne Bein entwickeln und die Gestalt eines wundersüßen Mädchens von der Art derer, wie sie Mirza Schaffy besingt, wuchs von unten nach oben, aus dem niedlichen Pantoffelchen sichtlich immer mehr und mehr vor meinen bezauberten Augen auf. — Und diese wunderliche Schöpfung von Unten nach Oben war eben daran fertig zu werden, sie zeigte bereits den schneeigen Hals und ich wollte schon, auch ohne daß sie noch einen Kopf hatte, vor ihr anbetend in die Knie sinken, — da trat ein Sergeant de Ville auf mich zu und bat mich, das Ausstellungshaus zu verlassen, denn es war sechs Uhr Abends. Und fort war das herrliche Bild, das aus den mit sammtenen Sternchen geschmückten Pantoffelchen vor mir im Aufsteigen war, ein prosaischer Wachtposten hat es zerstört, der Arm der Polizei es erreicht, lange, lange bevor es noch etwas verbrochen hatte oder verbrechen konnte. Abscheulich, aber ein neuer Beweis, daß keine Pantoffelherrschaft — und sei es auch die süßeste — von Nutzen und keine von langer Dauer sein könne.

Tunis hat uns auch ein Miniaturbild seiner Karavanen gegeben. Es ist offenbar ein vornehmer Kaufherr, der hier vor uns mit seinem „Lager" reitet. Ein hochbeladenes Kameel von zwei Sklaven geführt, schleppt die vielen Waarenschätze auf dem Höcker vor dem Herrn einher. Er selbst sitzt auf schön gezäumtem Rößlein, die Füße in hohen, rothen, goldbedeckten Reitstiefeln, ruhen in breiten, schweren Steigbügeln, ein prächtiger Turban bedeckt sein

Haupt und ein langes wallendes Seidengewand häng ihm um die Schultern. Der schwarze Kameelbursche trägt eine braune Blouse und über dieser ein grünes Jäckchen. Hintennach kömmt dem Zuge ein buntüberdecktes Wägelchen von grüner Farbe, Stern und Halbmond in seinen grünen Feldern tragend. Wir können uns das Bild in beliebiger Fortsetzung denken, um den Eindruck eines großen orientalischen Kauffahrerzuges zu haben. Im Hintergrunde zeigen sich dann Darstellungen des tunesischen Menschenschlages, präsentiren sich uns ausgestopfte kleine und große Unterthanen des Bey, in Gold und Silbergewändern. Selbst die konfessionelle Nuance ist hier nicht vergessen worden und wir sehen auch ein „habilement complet pour Israélites", von grüner Farbe, theils verschnürt, theis gestickt in Gold und Seide. Weiter haben die Tunesen auch ihre Kasten wieder mit Teppichen, Wolldecken, Seidenstoffen, Foulards und Shawls gefüllt.

Eine gewisse Gleichartigkeit im Charakter, aber eine bedeutendere Manigfaltigkeit in Stoffen und Formen zeigt der persische Abschnitt des Orients auf dem Marsfelde. Ein größerer Grad von Intelligenz der Arbeit ist es, der hier zu der angebornen Schwelgerei in Farben und Lichtern hinzutritt. In den Shawls, Decken, Tüchern der Perser verbleibt der Fantasie des Arbeiters auch noch etwas zu thun, selbst neben der Herrschaft der Farbe. Europäische Stoffdekorationsweisen treten sogar auf, wenn auch freilich noch überaus schüchtern. Sehen wir ja sogar eine Art von Genrebild auf einem schönen Teppich gearbeitet. Eine Liebesszene, die sich in einem persischen Salon, offenbar unter Leuten von persischer

„Welt", abspielt. Zwei Damen in brennendrothen langen Roben, Blondinen vom verwegensten Blond, horchen einem offenbar liebeheuchelnden jungen persischen Dandy, der in einem gräßlich blauen Rock steckt, andächtig an. Es ist wahr, das ganze macht einen komischen Eindruck, aber wer weiß, ist ein solcher nicht gerade beabsichtigt? Die Sache wäre gar nicht so schlecht angestellt, wenn sie als Parodie auf die Salonfiguren und Szenen, die wir Abendländer auf unseren Teppichen und Tüchern zu sehen pflegen, gedacht wäre. Glanzpunkte der persischen Abtheilung, sind die kunstvollen, feinen Gewebe aus Gold-, Silber- und Seidenfäden und die Arbeiten in eingelegtem Holze. Jene sind in großer Fülle ausgestellt, man steht erstaunt vor dem Reichthum und der Schönheit dieser Industrien. An den Holzarbeiten überrascht die Feinheit der Zeichnung und die graziöse Emaillirung; die kleinen Chatouillen, Schmuckkästen, Etuis und Bijous sind von großer Originalität. Das Berliner Museum und das von „Kensington" in London haben auch in der That unter diesen Dingen viele Ankäufe gemacht. Auch von den Medaillons, Gold- und Silbermünzen, den vielerlei so geschmackvoll emaillirten Instrumenten, den originellen Hausgeräthen werden wenige in ihre persische Heimat zurückgekehrt sein. Allen Respekt vor dieser persischen Industrie, mehr als vor diesem persischen Krieger, der am Ausgang gestiefelt und gespornt dasteht. Alles, Helm, Brustschild, Säbel („le sabre de son père") scheinen ihm sehr unbequem und am wohlsten thut ihm offenbar die weiche seidene Bauchbinde, die seinen Leib umschließt. Ein Glück, daß es keine persische Frage gibt, die Ausstellung

des Krieges würde keine der europäischen Nationen hindern können mit der Armee Sr. Excellenz oder Hoheit des Schahs von Persien anzubinden. Sogar die Natiönchen nicht einmal.

Ich glaube sogar der Fürst von Rumänien, Fürst Karl, der sich vor Jahr und Tag zum moldowalachischen Throne von Hohenzollern aus hinstahl, würde den Kampf mit Persien, falls dessen Armeen dem Bilde des Kriegers entsprechen, aufnehmen. Erbarmenswerter dürften die rumänischen Krieger auch nicht aussehen. Vergleiche anzustellen, habe ich nicht Gelegenheit, denn das „Fürstentum Rumänien" hat keinen Krieger ausgestellt. Hat es denn überhaupt ausgestellt, das gehohenzollerte Moldau-Walachien? Freilich, aber wie! Einige gestickte Heiligenbilder, Teppiche, aus Gold- und Silberfäden gemachte Blumen- und Fruchtstücke, Stereoskopen, ausgestopfte Vögel, Bauernkostüme, ein paar Uhren und ein Haufen in einer Ecke umherliegender Bücher und Brochüren fühlen die stolze Abtheilung, die den Namen „principalités Romaines" führt. Aber, daß ich nicht vergesse, ein kolossaler Ofen und die „Krone des Fürsten Karl" (Goldstickerei auf Sammet) sind auch da. Und wäre es nicht für die Ausstellung schon etwas zu spät gewesen, so hätte man wahrscheinlich den berühmten Jassyer Judenverfolgungsbrief jüngsten Datums ausgestellt. Der hätte dann freilich für Vieles entschädigt, wäre ein Prachtstück des Marsfeldes geworden, dem keine Nation etwas Gleiches an die Seite hätte setzen können, und der würdige Repräsentant moldo-walachischer Kulturfortschritte unter der glorreichen Herrschaft des Prinzen Carlos.

XIII.

Die Souveraine auf der Ausstellung.

1.

Durch die Porte Rapp. — Das berühmteste Thor der Welt. — Die Souveraine auf dem Marsfelde. — „Nectar des Souveraines“. — Der demokratische Durst. — Allerlei Artigkeiten und Courtoisien. — Eine eigene Gruppe. — Charakteristisches zum Studium über die Neugierde der Völker. — Engländer und Amerikaner als Potentatenbewunderer. — Le grand Sultan. — Kaiser Alexander. — Seine bösen und guten Stunden auf dem Marsfelde. — Czar und Schauspielerin. — Keroschtschenko. — König Wilhelm „der Eroberer“ der Pariser. — Abneigung gegen die kaiserlich französische Polizei. — Vor und nach der Luxemburger Frage. — Ein Bubenstückchen. — Der Kronprinz von Preußen. — Prince of Wales. — Die Ausstellungsstudien des lustigen Prinzen. — Zweierlei Stimmungen. — Pariser Theater und Londoner Parlament. — Zur Beruhigung Englands.

XIII.

Die Souveraine auf der Ausstellung

1.

Durch die Porte Rapp. — Das berühmte Tor der Welt. — Die Souveraine auf dem Marsfelde. — „Nectar des Souverains". — Der souveräne Tod. — [illegible] — [illegible] — [illegible] [illegible] — Le grand Sultan. — Kaiser Alexander. — [illegible] auf dem Marsfelde. — [illegible] — [illegible] — König Wilhelm [illegible] — [illegible] — [illegible] — [illegible] — Prince of Wales. — [illegible] — [illegible] — [illegible] — [illegible].

XIII.

Die Souveraine auf der Ausstellung.

1.

Treten wir heute durch die „Porte Rapp" in die Welt des Marsfeldes ein. Sie ist die beliebteste der vielen Weltausstellungsthüren. Warum sie es ist? Ich habe es noch nicht herausgebracht. Man bekömmt, bei ihr angelangt, nicht das großartige Bild, das die Porte Jena gewährt, Leben und Treiben sind auch vor dem „Thore der Militärschule" weit bedeutender, und doch ist die Porte Rapp die belebteste. Alles fährt vor der Porte Rapp vor, Alles geht zur Porte Rapp hinein, der Kutscher, der dich fährt, setzt dich, so du nicht eigens einen andern Halteplatz angiebst, selbstverständlich an der Porte Rapp ab. Die Porte Rapp ist unsterblich geworden, das berühmteste, populärste Thor der Welt. Ich glaube fast, die Pariser haben wie auf stille Verabredung die Porte Rapp so in Schwung gebracht, und blos, weil der Kaiser immer zur Porte de Jena seinen Einzug hält. Die Opposition — und sie zählt wahrlich auf den Straßen

von Paris mehr Seelen als im Corps Legislatif! — geht eben nicht den Weg des Kaisers, auch nicht einmal den zur Ausstellung.

Im Kleinen wiederholt sich auch hier vor diesem Thore das geschäftig industrielle Bild, das wir vor dem Thore von Jena gesehen haben. Da sind auch die fliegenden Photographien-Verschleiße wieder, aber das Verkaufsrepertoire ist ein anderes geworden. Andere Zeiten, andere Photographien! Sie bieten dir heute nicht mehr „le grand Sultan“ zum Kaufe an, der ist schon veraltet, heute rufen sie wieder „le pauvre Empereur Maximilien“ und empfehlen dir mit dieser mitleidsvollen Feilbietung für einen Sou ein stilles Angedenken an den Todten von Queretaro. Wie rasch so ein Souverain in den Händen eines solchen Ausstellungs-Photographiehändlers ablebte, man glaubt es gar nicht. Wer von diesen frägt hier heute nach dem Kaiser aller Reußen und seinen zwei Söhnen? Der Anwesende hat Recht! sagen die Physiognomieverkäufer. Laßt heute den Herzog von Nassau hier sein, und diese Leute verdrängen den König von Preußen und stellen in ihren Ausrufen den herzoglich nassauischen Thron wieder her.

Die Speculation auf die Souveräne der Welt war in dem Paris der Ausstellung eine große. Die unbeliebtesten Kaiser und Könige der Welt wurden auf einmal beliebt, wenn sie zur Ausstellung nach Paris kamen und viel, viel Geld ausgaben. Aber das mußten sie, sonst war's schlecht mit ihrem Ansehen bestellt. Wodurch hat sich der „große Sultan“ seinerzeit in der Meinung der Pariser so herabgesetzt? Etwa durch seine christenverfol-

genden Kriegszüge auf Candia? Bewahre! Er hat wenig Geld ausgegeben und das war sein Verbrechen! Ein Sultan müsse Millionen in Paris brauchen, sagten die Pariser, sonst ist er kein Sultan. Wozu hat er einen Harem mit so viel Weibern, wenn er nicht jedem von ihnen zehn oder zwanzig Kleider und Geschenke in Unzahl nach Constantinopel mitbringt? Der Mann hat sich für immer ruinirt, er hat kaum hunderttausend Frcs. in Paris ausgegeben! Das wird sich, sowie die orientalische Frage ernster wieder auftritt, gewiß rächen. Die Pariser riefen laut genug: „Thut nur Geld in Euren Beutel, meine Herren Majestäten und kaiserlichen und königlichen Hoheiten, die Ihr incognito oder im unverhüllten Glanze der Majestät nach Paris kommen wollt, thut Geld in Euren Beutel und wir werden nicht das Mindeste gegen Eure Regierung haben, sei sie sonst wie immer beschaffen." Mohrenköniginnen könnten in dem Paris der Ausstellung blühend weiß gewaschen werden, wenn sie nur ihr Gold unter die Pariser werfen wollten.

Aber welche Ehre man ihnen auch allen anthat, den kleinen und großen Potentaten der Welt! Und wie ausgesucht artig man gegen sie war, wie allseitig discret und zart! Man fuhr den Kaiser von Rußland nicht über den Boulevard Sebastopol und den König von Preußen nicht über die Jenabrücke und den Kaiser von Oesterreich nicht über den Boulevard Magenta, auf daß sie keine historischen Schmerzen überkommen. Eben hier im Gehen und Plaudern begegnet uns, während wir die französische Außengallerie hinabwandeln, eine neue Aufmerksamkeit für die Souveräne. Ueber einem bunt-

drapirten, hübsch herausgeputzten Pavillon lesen wir den stolzen Namen: „Nectar des Souverains." Es ist dies das neueste Getränk der Weltausstellung, eine Nachahmung des köstlichen Crème-Eis-Soda, mit dem einer der amerikanischen Restaurants auf dem Marsfelde unter den Gourmands Furore gemacht. Mädchen, in den Farben der verschiedenen Souveräne gekleidet, schenken den Nectar ein; da eine schwarz-weiße Jungfrau, dort eine schwarz-gelbe, dort wieder eine grün-roth-weiße und dann wieder eine blau-weiß-rothe u. s. w. Aber der Nectar wollte nicht durchgreifen, sogar der Durst der Menschheit scheint demokratisch geworden und er wandte sich lieber dem amerikanischen Originale auf dem Marsfelde zu.

Aber alle die Fürsten, wie sie zur Ausstellung kamen, auf dem Marsfelde hatten sie sich wahrlich nicht zu beklagen über Vernachlässigung. Die Gruppe der ausgestellten Kaiser und Könige — sie stand nicht im Kataloge, aber es gab doch eine solche und sie machte sich wie von selbst — konnte sich keck, was den Grad der Anziehungskraft anbelangt, mit den beliebtesten „Gruppen" des Ausstellungspalastes messen. Die Souveräne auf dem Marsfelde waren eine Sehenswürdigkeit, wie andere Sehenswürdigkeiten, wie die Bilder, Diamanten, Spitzen, Maschinen. Man lief ihnen nach in hellen Massen, wo sie auch ausgestellt waren, im Park oder im Palast, in den Restaurationen oder auf der Maschinengallerie. Die Sergeantes de Ville hatten ihre größte Noth, die Fremdenmassen in „anständiger Entfernung" zu halten. Man konnte bei solchen Gelegenheiten vergleichende

Studien machen über die Neugierde bei den verschiedenen Nationen. Derartige Studien ergaben, daß, wo es galt, einen Kaiser oder König oder sonstiges höchstes Geblüt zu sehen, die Amerikaner und Engländer, immer im ersten Gliede zu stehen, höchlichst aber nicht immer höflichst bemüht waren. Die Angehörigen der politisch reifsten und vorgeschrittensten Nation entwickelten bei solchen Gelegenheiten eine wahrhaft lächerliche Heißgier nach dem Anblick von Potentaten. Wo ihr Geld nichts helfen konnte, um dergleichen zu sehen, wie z. B. gerade auf dem Marsfelde, da verhalfen sie sich, wenn es nöthig war, mit ihren Fäusten zu dem ersehnten Genuß. Und wie sie ihre „Hurrah!" immer hinausschmetterten! Loyalere Kehlen, wie die der Engländer waren, findet Napoleon III. kaum unter seinen engagirtesten treuen Dienern des zweiten Kaiserreichs wieder. Bei der Eröffnung und der Preisvertheilung waren es Engländer, die den meisten bonapartistischen Lärm machten; Engländer waren es, die mit schwerem Golde jeden Fleck bezahlten, von wo aus sie eine Aussicht auf einen europäischen Souverän zu erhaschen hatten; Engländer waren es, die unter allen möglichen, oft auch den unerlaubtesten Vorspiegelungen eine persönliche Begegnung mit Monarchen zu erschwindeln suchten; Engländer waren es, die hundert Guineen für eine Karte zu dem großen Ball, den Herr Hausmann dem Kaiser von Rußland und König von Preußen zu Ehren im Hôtel de Ville gegeben, boten; Engländer waren es — und zwar zwei — die einen ganzen Tag unter einem — Kamin in einem Tuilleriensalon versteckt lagen, um Abends die hohen Gäste des

Tuillerienballes besser auf ihrem Gange in den feenhaften Wintergarten näher sehen zu können; und Engländer waren es, die sich in kaiserliche Livreen stecken ließen, um einmal in Gestalt von Aufwärtern des Fürsten den Sultan recht nahe zu Gesicht zu bekommen. Wie lächerlich! Freilich sind diese Leute in der angenehmen Lage, Despoten und Aristokraten bei sich zu Hause nicht so oft zu Gesicht zu bekommen, eine Art von haute gout ist hier mit im Spiele. Wir Deutschen, die wir jahraus, jahrein der Könige und Kaiser, Groß- und Kleinherzöge u. s. w. in Hülle und Fülle, mehr als uns manchmal lieb ist, sehen können, sind deshalb auch auf dem Marsfelde am wenigsten neugierig gewesen. Freilich, Indianerhäuptlingen, Abedel Kadir und mehr oder weniger wilden Regenten gegenüber wurden auch deutsche Besucher schwach. Der civilisirte Tyrann interessirte uns begreiflicher Weise weniger. Aber es mögen auch harte Stunden für die Souveräne gewesen sein und ich kann mich nur auf Seite des Sultan schlagen, dem das Völkergaffen schon nach dem ersten Besuche so zuwider war, daß er zu keiner ferneren Wanderung auf dem Marsfelde mehr Lust hatte und es beim bloßen Respectsbesuch bewenden ließ. Armer Kaiser von Rußland! Armer Kaiser von Rußland! Du hattest es nicht so leicht, wie dein kranker Bruder von Stambul, der nur Candioten und Cretenser und keine Polen zu fürchten hat. Du konntest dich, nach dem Tage im Boulogner Wäldchen, bei deinen Gängen in der Ausstellung noch so militärisch stramm halten und lächelnd hineingrüßen in die Menge, die sich Spalier bildend überall aufstellte, wo du vorbeigingst,

man sah die Spuren deiner Aufregung doch auf deinem schönen Gesichte und glaubte dir die Ruhe nicht, die du zur Schau trugst. Dein Blick schweifte unstät umher nach rechts und links, denn es konnte. ja doch auch in der gaffenden Menge noch Leute geben, die nicht bloß gekommen, um deine Majestät von Angesicht zu Angesicht zu sehen, Leute mit unseligen düsteren Gedanken, die die Leidenschaft ausgebrütet, Leute, wie es unter den Polen noch manche geben mag. Man sah dir es an, die kleinen Fähnchen städtischer Policemens, die vor dir, hinter und neben dir mit Argusaugen über dein leibliches Wohl wachten, boten dir nicht Sicherheit genug. Wie wohl dir war, als du nach einmaligem Rundgange das Haus eines deiner weißen Sklaven betreten konntest, das Haus deines heimathlichen Restaurants, Koreschtschenko mit Namen! Da fühltest du dich wieder sicher, umgeben von getreuen russischen „Seelen", die für dich sterben, wenn sie müssen, unter baumstarken Kellnern in schneeweißen Schürzen und rothen Blousen, die dir das Essen des Landes auftrugen und dich kaiserlich bewirtheten. Da konntest du deine „Kilky", „Koulebiaka", deine „Kascha a la Gurieff" und deine „Cotallettes pojarsky", die sie dir, dem allmächtigen Herrn, in Demuth vorsetzten, in Frieden und Herzensruhe verzehren, denn du wußtest, dein Knecht Koreschtschenko habe keinen — Polen in seiner Küche. Aber was wahr ist, ist wahr, er konnte auch sehr freundlich, wirklich freundlich und unbefangen liebenswürdig sein, dieser allgewaltige Czar aller Reußen. Ich erinnere mich mit Vergnügen der hübschen Scene, deren Augenzeuge ich auf dem Longchamps gewesen. Es

war das große Sonntagsrennen und eine halbe Million Menschen mögen im Boulogner Wäldchen zusammengeströmt sein. Entlang der kaiserlichen Tribune, auf der Napoleon III. und die liebenswürdige Eugenie und ihre hohen Gäste Platz genommen, wogte die ungeheure Menge hinauf, hinab. Kaiser Alexanders Blicke schweiften, sichtlich angeregt von dem großartigen Schauspiele, das der Longchamps bot, über die menschenbedeckte Fläche. Da fiel sein Auge in die Gruppe von Menschen, die dicht neben ihm an der Seite der kaiserlichen Tribune auf ihren theuer bezahlten Plätzen saßen und standen. Er mußte Bekannte entdeckt haben, denn er richtete sein Glas auf ein Paar Damen, die in Gesellschaft eines jungen Mannes da waren und nickte lächelnd mit seinem gesalbten Haupte. Mir fiel der so freundliche Gruß auf und ich besah mir als nächststehender die Gesellschaft, der jene kaiserliche Huldigung galt. Und wen erkannte ich in der einen der beiden Damen? Die bekannte Schauspielerin Madame Arnould. Wie erstaunte ich aber, als es der Kaiser nicht beim bloßen freundlichen Nicken bewenden lassend, nach einigen Augenblicken an die Brüstung der Tribune trat und die Pariser Schauspielerin neben mir mit den Worten anredete: „Wie geht es Ihnen, Madame Arnould? Es freut mich, Sie auch einmal in Paris zu sehen. Wann kommen Sie wieder nach Petersburg?" — Madame Arnould sichtlich überrascht, hatte Mühe, all diese rasch auf einander gestellten freundlichen Fragen eben so rasch zu beantworten, ich glaube, sie hätte eines Souffleurs in diesem Augenblicke bedurft, so befangen schien sie. Einen Moment Fassung und gleich darauf befriedigte sie mit

der ganzen Liebenswürdigkeit einer Französin die huldvolle Neugierde des Kaisers, und nach kurzem Gespräche mußte sie, auf sein Verlangen, dem Kaiser auch ihre Schwester und den Neffen, die in ihrer Gesellschaft waren, vorstellen. Die Umstehenden waren nicht wenig überrascht von der Zuvorkommenheit des Kaisers, der noch eine ganze Viertelstunde mit Madame Arnould, die er auf dem kaiserlichen Theater zu Petersburg öfter gesehen, verplauderte. Es lag ein höchst gewinnender Zug in Kaiser Alexanders Wesen, er war auch vortrefflich bei Laune und hatte noch keine Ahnung von dem, was die nächsten Tage Arges und Erschütterndes für ihn bergen sollten. In der Tage Hintergrunde schlummerte aber bereits die — That des Berezowski! — — —

Schöne ungetrübte Tage verlebte auf dem Marsfelde König Wilhelm von Preußen. Die ebenso schlichte Energie und Festigkeit wie Bonhommie verrathende Persönlichkeit gefiel aller Welt sehr gut. Soldat und Bürger traten aus der Gestalt des Preußenkönigs immer zugleich und im besten Einvernehmen in charakteristischen Ausdruck hervor, der König stand im tiefsten Hintergrunde. Sein festes natürliches, jeder Affektirtheit streng abholdes Auftreten, imponirte namentlich den Franzosen im ungewöhnlichen Grade, sie fanden sich gleichsam an ihren Louis Philipp gemahnt, an einen Bürger-König, dem aber zugleich der „Kriegsherr" vortrefflich zu Gesichte steht. Sie hatten sich nach der Statue von Drake, die am Ende des Preußischen Parkes eine so imposante Wacht hielt, einen wild dreinschauenden, säbelklirrenden, renomirenden Mars unter König Wil-

helm vorgestellt und bekamen einen ehrlichen, alten, jovialen, heiteren Gesellen zu Gesichte, an dem nichts Furchtbares war, und der, trotz Sadowa, wie unsereins leibte und lebte. Wie sie alle staunten! Und wie ihnen erst das gefiel, daß der König sich gleich nach dem ersten Besuche auf dem Marsfelde von dem lästigen Polizeivolk, das ihn noch mehr zu geniren schien als die Besucher, die ihn sehen wollten, befreite und sich jegliche liebenswürdige Beaufsichtigung verbat. Viel zu dem Interesse, das König Wilhelm auf dem Marsfelde erregte, trug auch die kurz vor seinem Pariser Auftreten eben geschlichtete Luxemburger Frage bei, die Pariser ehrten in ihm den Erhalter des Friedens, den Mann, der ihnen allen das Ausstellungsgeschäft nicht stören wollte. Diese Wohlthat, gegen den Beutel der Pariser ausgeübt, schrieben ihm diese sehr hoch an. Man muß nur gehört haben, wie sie dem armen König in den Tagen zusetzten, da die Luxemburger Händel schon bis auf die Spitze bevorstehender Aktion getrieben waren. Malice, schlechte Witze, Ungezogenheiten hingen sich bereits an König Wilhelms Namen und auf dem Marsfelde kam die Erbitterung nicht selten auch unter den Arbeitern zum härtesten, ungezügeltesten, feindseligsten Ausdruck. Wie weit man damals auf französischer Seite in dieser Erbitterung gegangen, dies mag ein Beispiel hier beweisen, das ein Muster von Gemeinheit, in Deutschland nicht bekannt geworden. An der Statue des Königs Wilhelm, die einer der am frühesten enthüllten Ausstellungsgegenstände gewesen war, fand man eines Morgens zu Ende des März Folgendes angeschrieben:

Roi Guillaume!
Devant ton immage
Il est juste, que tout Prussien
Vienne deposer son hommage
Voici le mien!

Und unterhalb dieses Verses hatte der saubere französische „Dichter" etwas gethan, wofür er etwas weiter von dieser Stelle weg in einem eigens errichteten Institut — 20 Centimes hätte zahlen müssen. Das Bubenstück hatte eine Reiberei zwischen deutschen und französischen Arbeitern zur Folge, und Urheber und Mitarbeiter und Vertheidiger der unsauberen Geschichte wurden gehörig durchgebläut. Einige Wochen darauf war König Wilhelm eine Lieblingsfigur des Marsfeldes. — Auch der Kronprinz von Preußen machte den besten Eindruck auf die Pariser und Fremden. Der englische Thronfolger, der Prince of Wales, zeigte das größte Interesse für die Ausstellung, er war öfter da, als irgend einer der Potentaten und Erb- und Kron-Prinzen, länger da, als alle diese zusammen. Kam er doch sogar einigemal eigens von London auf einige Tage herüber! Aber das Interesse war ein ganz eigenes. Der Prinz studirte mehr die Menschen des Marsfeldes, als die ausgestellten Dinge und unter den Menschen wiederum die Weiber ernster und nachhaltiger als die Männer. Er durchstreifte zumeist die äußerste Gallerie des Pallastes, die Restaurationen aller Nationen, wo er interessante vergleichende Studien über die „Ladenmädchen, Verkäuferinnen und Cassirerinnen der Welt" zu machen schien. Für die verschiedenen Kinn- und Mundbildungen, wie sie bei den Spanierinnen, Wallachinnen, Russinnen,

Holländerinnen, Tunesinnen u. s. w. des Marsfeldes auftraten, hatte er das feinste Auge und schien sie in ein System bringen zu wollen. Natürlich, der künftige Beherrscher Großbrittanniens kann nicht genug wissen! Zweimal sah ich den Prinzen; einmal war er in der officiellen Prinzenlaune. Er saß in dem Hause der österreichischen Commission im Parke, zunächst des Dreherschen Biertempels und wurde auf gut Wienerisch bewirthet. Er trank wacker vom Schwechater Göttertrank und aß Wiener „Bachhändel" mit „Hauptl-Salat". Er war sichtlich befriedigt, aß und trank stylmäßig ernst, als müßte noch von seinem Urtheil das Bestehen der Wiener Küche und des Dreherischen Bieres abhängen. Es war so etwas Feierliches in seiner Stimmung, das ihm sehr schwer wurde, es fehlte ihm etwas zur größeren Behaglichkeit und diese Lücke kam auf Schuld der Bedienung. Kellner im schwarzen Frack trugen vor ihm das Essen auf und der Prinz hätte sich gewiß viel lieber von einigen Angehörigen des Dreherschen Bier-Harems, den Kassirerinnen der verschiedenen „Königreiche und Länder" des Kaiserthums Oesterreich, bedienen lassen. Ich glaube sogar, er hätte um solchen Preis sogar auf die Honneurs, die Herr Ritter von Schäffer, k. k. Ausstellungskommissär, gemacht, gern verzichtet. Wie anders wirkte das Bild des Prinzen von Wales auf mich, als ich ihn ein andermal, im strengsten Incognito, sich mit der „gluthäugigen Wallachin", die dem Rumänischen Kaffeehäuschen vorstand, unterhalten sah. Wie ungebunden, liebenswürdig und galant er da war, wie ganz „lustiger Prinz"! Freilich war es schon Abend und der

Prinz ganz allein, ohne jegliche höfische Begleitung. Er befand sich augenscheinlich so wohl in dieser Gesellschaft, wie er sich, wenn man eingeweihten Personen Glauben schenken darf, nur noch in der hocharistokratischen Gesellschaft der — „Großherzogin von Gerolstein" zu befinden pflegte. Gönnen wir dem Prinzen seine lustigen Jahre Prinz Heinz war nicht besser und ist doch „Heinrich der Fünfte" geworden. Die Krone Englands wird einmal zeitlich genug noch das Haupt belasten diesem lustigen Prinzen von Wales. Die „Membres of the Theater" von Paris füllten sein Denken und Fühlen aus, während seines Ausstellungsaufenthaltes, die „Membres of Parlament" in London mögen darob nicht so eifersüchtig werden, sie kommen auch noch einmal daran, ihm das Leben heiß zu machen. Bis dahin hat der Prinz noch immer Zeit, ein vortrefflicher Landes-Vater und ein guter und großer König zu werden.

Hohe Gäste.

2.

Vom Kaiser Napoleon III. — Der Kaiser und das Ausstellungspublikum. — Wechselnde Stimmungen. — Vor und während der Anwesenheit der Souveraine. — Des Kaisers Gäste. — Freund und Feind. — Fragen des beschränkten Unterthanenverstandes. — Kaiserliche Liebenswürdigkeit. — Napoleon III. als Anwalt deutscher Sprache. — Prinz Napoleon. — Sein Stolz und Mißvergnügen. — Unzufriedene Prinzen. — Mustafa Fazyl Pascha. — Jungtürkenthum. — Der Vicekönig von Egypten. — Türkische Eitelkeit. — Das Kind der Sonne. — Prinz Min-Bon-Tayun. — Die Weisheit Japans. — Der Prinz als Dame. — Eine Scene vom österreichischen Gesandtschaftsball. — Zwei Minister. — Fürst Gortschakoff und Graf Bismark. — Eine Anekdote. — Die Sphinx in Pickelhaube und Landwehruniform.

Hohe Gäste.

2.

Vom Kaiser Napoleon III. — Der Kaiser und das Ausstellungs[illegible]. — [illegible] Sammlungen. — Vor und während der Anwesenheit der Souveräne. — Der Kaiser Gäste. — Freunde und Feind. — Fragen des persönlichen Unter[illegible]. — Kaiserliche Liebenswürdigkeit. — Napoleon III. als [illegible] [illegible] Gäste. — Prinz Napoleon. — Sein Sinn und Mißvergnügen. — [illegible] Prinzen. — [illegible]. — [illegible]. — Die [illegible] und [illegible]. — [illegible]. — Das [illegible] der [illegible]. — Prinz [illegible]. — Die [illegible]. — Der [illegible]. — [illegible] vom österreichischen [illegible]. — [illegible]. — [illegible] und Graf [illegible]. — Eine Nachfeier. — Die [illegible] [illegible] und [illegible].

Hohe Gäste.

2.

„Haben Sie den Kaiser gesehen?“ — Wie oft und in wie viel Sprachen diese Frage in Paris während der Weltausstellung gestellt worden sein mag! Den Kaiser sehen — und der Kaiser schlechtweg war immer Napoleon III. — war eine der vielen, wichtigen Obliegenheiten der männlichen und weiblichen Mitglieder des großen Völkerkongresses. In Paris gewesen zu sein und Napoleon III. nicht gesehen zu haben gilt heutzutage vielleicht als ein größeres Reisemißgeschick als das etwas veraltete und nicht mehr zeitgemäße Mißgeschick, in Rom gewesen zu sein und den Pabst nicht gesehen zu haben. Alle, die das Werk der Ausstellung bewunderten, wollten doch auch den großen Meister zu Gesicht bekommen. Ein naturgemäßer Wunsch und einer der leichterfüllbarsten unter den Wünschen der Ausstellungsmenschen. Kaiser Napoleon war keine Rarität auf dem Marsfelde. Der Erfolg des großen Schauspiels, das er aller Welt bieten

wollte, lag ihm sehr am Herzen. In den Tagen vor dem 1. April ließ es ihm nicht ruhen und Tag für Tag spornte er persönlich im Ausstellungshause die allgemeine Arbeit, denn „par la grâce de Dieux et la Volonté de l'Empereur“ mußte die Eröffnung mit 1. April stattfinden. Und da trat er nun selbst in das große gigantische Chaos, das das Palais auf dem Marsfelde damals bedeutete, mit seinem Machtwort ein, Licht gebiethend, Licht schaffend. Der kaiserliche Fuß setzte mit einer Verläugnung der Majestät über Tausende von Kosten gleichgiltig hinweg, überall aneifernd, überall rathend, überall den Stand der Unfertigkeit erforschend stand Napoleon der Riesenarbeit thätig zur Seite. Der Tag war da, das Wort der Eröffnung eingelöst, aber auf den Zügen des Kaisers lag keine Zufriedenheit. Kalt und frostig sah ich ihn, angejubelt von den nächsten Freunden der Krone, denen die Neigung des Kaisers eine fette Sinekur ist, die Hallen des Hauses durchschreiten. Er lächelte zwar die versammelte Menge wolwollend an, aber es war das Lächeln einer Tänzerin, stereotype Oberflächlichkeit, ein Lächeln, in dessen Hintergrund ganz andere Gedanken lagen, als solche, die zu einem Lächeln bewegen konnten. Freilich drückte damals die Luxemburger Frage schwer das Gemüth des Mannes, er sollte die Segenssprüche über ein Haus sprechen, dessen Thore er eben aufthat und von dem er noch nicht recht wußte, ob er es nicht in kurzer Zeit, noch ehe es für den Ruhm des zweiten Kaiserreichs seine Schuldigkeit gethan, werde wieder sperren müssen. Die politischen Schlagschatten, die der Kopf des Kaisers zu jener Zeit hatte, raubten

ihm seine eigenthümlich interessante Physiognomie, und daß er sich zur offiziellen Heiterkeit im Ausdruck zwang, das war erst recht nicht vom Vortheile seiner selbst. Die Leute, die ihn in jenen Tagen gesehen, haben kein angenehmes Bild vom Kaiser mitgenommen. Seine schönsten und besten Tage hingegen hatte dieser Napoleonskopf in der Zeit der königlichen und kaiserlichen Visiten, da die „cheres confrères“ Europas und Asiens ihren Thron verließen, um nach Paris zu wallfahrten. Da leuchtete das sonst verschleierte Auge stolz, in den Mienen lag der Triumph verzeichnet, den der Kaiser darob feierte, daß alles, was Freund und Feind ihm ist von den Kronenträgern der Welt, seiner Einladung Folge geleistet; das ganze Auftreten des Kaisers war so eigenartig selbstbewußt und allgnädig herablassend zugleich. Napoleon lächelte nun wieder, aber dieses Lächeln hatte nichts Heuchlerisches, er zeigte sich der Welt im vollsten Sonnenlicht seiner Stimmung und jeder seiner Blicke schien den leichtempfänglichen Beschauern den ewigen Frieden mindestens garantiren zu wollen. Seinen Parisern gegenüber hatte er die Genugthuung, das französische Prestige wieder einmal glänzen lassen zu können. Diesmal sprachen zwar nicht Thatsachen, aber doch das Erscheinen außerordentlicher Persönlichkeiten für diesen Glanz. Der Kaiser liebte es, zum Beweise seines Triumphes, sich mit seinen hohen Gästen in bestem persönlichen Einvernehmen auf dem Marsfelde zu zeigen; wenn er mit Kaiser Alexander einherwandelte, schien sein Auge sagen zu wollen: „das ist der Mann, dessen Vater ich in der Krimm gedehmüthigt, mit dessen Revolutionären ich sympathisirte

und er ist doch meiner Einladung gefolgt und geht hier an meiner Seite, als ob zwischen uns nie etwas vorgefallen wäre!" — Unläugbar hatte dieses Bewußtsein etwas siegartiges. Der Kaiser hatte dieser Macht Provinzen genommen, jener nehmen lassen, mit einer dritten hatte er erst vor Wochen noch Worte des stärksten Haders gewechselt, gegen eine vierte hatte er offen conspirirt und doch, sie waren alle gekommen, diese Mächte, sich nun von ihrem offenen oder versteckten Feinde fetiren zu lassen. Zu vergessen hatten sie fast alle etwas, diese „theueren Brüder" des Franzosenkaisers und sie vergaßen auch in der That oder machten sich eben vergessen. Genug, sie kamen und das offizielle Kaiserreich machte Reklame mit ihnen. Natürlich war der Kaiser in dieser geschwellten Siegerstimmung die Liebenswürdigkeit selbst. Der beschränkte Unterthanenverstand, wenn er diese persönliche entente cordiale zwischen dem Kaiser und dem Könige von Preußen oder dem Czaren auf dem Marsfelde sah, konnte gar nicht begreifen, wozu in der Welt so viel gerüstet und in den Zeitungen so viel von künftigen Kriegen geredet wird, wenn die Mächte gar so „gut Freund" mit einander sind. Man umarmt und küßt einander doch heute nicht mit dem festen Bewußtsein, morgen oder übermorgen gegen einander wieder mit dem blanken Messer loszugehen? Oder ist am Ende auch unter den Großen die Falschheit so gewaltig, wie sie unter den Kleinen ist? So frug der beschränkte Unterthanenverstand. Wer hätte ihm bestimmt antworten sollen? Die Gesichter der Großen zeigten auf Sonnenschein und auf beständiges gutes Wetter und die Kleinen

glaubten daran. Es kam Kaiser auf Kaiser, König auf König, Napoleon blieb heiter, liebenswürdig, freundlich und herablassend. Während der Fürstenwanderung schien er seinen politischen Menschen ausgezogen und in die Kabinetskanzlei gelegt zu haben, er war ganz kaiserlicher Gastfreund, amusanter Hausherr in den Tuilerien und in der Ausstellung. Er zeigte den fremden, werthen Gästen seine Soldaten, seine Schlösser, seine Frau, seinen Prinzen und sein stolzes, neues Paris. Sonst freute es ihn mehr, ihnen auf den Grund der Seele geschickt zu sehen, als sich auf den Grund der eigenen sehen zu lassen. Aber diese Liebenswürdigkeit Napoleons hatte nichts Ausschließliches, er ließ sie auch in anderen Sphären und Luftschichten der Gesellschaft des Marsfeldes leuchten. Des Kaisers Herz schlug für die ganze Welt auf dem Marsfelde, er pilgerte von Nation zu Nation und ließ sich von jeder zeigen von dem schönsten, was sie mit nach Paris gebracht. Er that auch seinen Beutel weit auf und kaufte Pokale, Suppentöpfe, eiserne Geldkassen, Terrakotten, Teppiche, Bilder, Statuetten und vieles andere, womit er eine neue prächtige Haushaltung in den Tuilerien gründen könnte. Und wo es etwas Schönes gab, was nicht in das Gebiet seiner Liebhaberei hineingehörte, da kam die graziöse Frau, die den Thron Frankreichs mit ihm theilt, und kaufte es an seiner statt und die Aussteller waren nicht weniger glücklich. Welch ein Füllhorn von Leutseligkeit und persönlich reizender Umgangsweise muß der Kaiser Napoleon über diese Aussteller auszugießen gewußt haben, wenn man bedenkt, daß es fast immer bei den verschiedensten Nationen unter

den Commissären, Inspektoren, Sekretären wahre Kämpfe gegeben um des Ehrenamtes willen, den Kaiser, wenn er kam, durch die betreffende Abtheilung — geleiten zu dürfen. Wo er es konnte, schmeichelte Napoleon den Nationen auch mit der Führung ihrer Sprache. Mit den Deutschen sprach er deutsch, so schwer ihm dies auch manchmal wurde. Hatte er sich ja sogar einmal zum Anwalt deutscher Sprache gegenüber österreichischer Inkorrektheit auf dem Marsfelde aufgeworfen? Wie die Geschichte war? Bei seinen Rundgängen im Ausstellungspallast kam der Kaiser eines schönen Tages in der Woche der Eröffnung auch in die österreichische Abtheilung. Er besieht die Fortschritte der Dekoration und wirft auch einen Blick auf die gehäuften Kistenungethüme. Plötzlich steht er vor einer Ueberschrift, wie jede dieser Kisten eine hatte und die Aufschluß gab über deren Inhalt, still und lächelt. Der in der Nähe weilende Gruppeninspektor tritt etwas näher. Der Kaiser, auf die Aufschrift einer Kiste deutend, sagt zu dem Inspektor in deutscher Sprache: „Das soll wol heißen Adelsberger Grotten-Verwaltung? Glauben Sie nicht auch?" — Sich für den Mann, der die Aufschrift anfertigen ließ, wol etwas schämend, schwieg der Gruppeninspektor still. Und was stand denn auf der Kiste, die eine große Tropfsteinbildung enthielt, angeschrieben? — „Adelsberger Kroten-Verwaltung"! Köstlich!! Meine eigenen Augen haben die Aufschrift noch gesehen und ich bitte die Leser, die Geschichte als buchstäblich wahr zu betrachten. Die Adelsberger „Kroten" sind dem Kaiser der Franzosen eher aufgefallen, als vielleicht einem der vielen angestellten deut-

schen Herren, die tagtäglich auf der österreichischen Abtheilung umhergingen. Was das beweist? Daß ein Mann auf dem Throne Frankreichs sitzt, der seine deutsche Orthographie, die er in der Schweiz und in Augsburg gelernt, noch nicht vergessen, daß aber in dem deutschen Adelsberg Leute bei der Grottenverwaltung sind, die „Kroten-Verwaltung" anstatt Grottenverwaltung selbst schreiben oder unberichtigt schreiben lassen. Der Kaiser der Franzosen als Anwalt der deutschen Sprache! Die Thatsache ist wol interessant? — — — —

Ein Gast in des Wortes eigenster Bedeutung war der Prinz Napoleon. Nachdem er an einem schönen Tage den Ehrenpräsidentschaftposten der Weltausstellung in Stich gelassen, war freilich nicht viel Interesse von seiner Seite mehr zu erwarten. Der Oppositionsprinz begnügte sich mit dem Bewußtsein, daß das System der Aufstellung den Stempel seiner ureigensten Erfindung trug und spielte den Fremden auf dem Marsfelde. Die Form, die man der letzten Weltausstellung zu geben beliebte, war auch in der That des Prinzen eigenthümliche Idee. Die kaiserlichen Rathgeber zerbrachen sich monatelang den Kopf darüber, wie man es nur anstellen könnte, um nicht den alten Sauerteig früherer Weltausstellungen noch einmal aufzutischen. Da kam dem Prinz Napoleon eine Idee, die er dem Umstande verdankte, daß er ein passionirter Schachspieler von jeher gewesen. In einer schlaflosen Nacht — der Prinz soll solche genug haben, wie seine Coterie behauptet, die Politik seines kaiserlichen Vetters raube ihm den Schlaf, welcher Raub freilich der leiblichen Fülle des Prinzen nicht angesehen wird — in

einer schlaflosen Nacht also kam dem Garibaldianer des Palais Royal der Einfall, das Feldersystem des Schachbrettes bei dem Arrangement der Weltausstellung in Anwendung zu bringen und siehe da, der nächtliche Gedanke des Prinzen Napoleon gefiel dem kaiserlichen Vetter in den Tuillerien weit besser als alle Tagesgedanken, die Prinz Napoleon seit Jahren hatte. Er ward acceptirt und blieb der Stolz des Prinzen auch noch zu einer Zeit, da ihm die ganze Weltausstellung sehr gleichgiltig ward. Er kam selten auf das Marsfeld, wo die Gloire des zweiten Kaiserreiches auch ohne sein Zuthun noch einmal aufflackerte und wenn er kam, so kam er, um seine Idee zu bewundern und sie von seinen journalistischen Leibgarden bewundern zu lassen. Die Welt aber, die da auf dem Marsfelde zusammenströmte, fühlte sehr wenig oder auch gar nicht den Abgang dieses Napoleoniden. Fehlte es ihr ja auch gar nicht an — unzufriedenen Prinzen. Die Gattung — und es giebt eine Gattung unzufriedener Prinzen, fast jeder Hof in Europa hat einen Prinzen, der der Politik seines Hauses gegenüber den Mißvergnügten spielt und in so lange zum Volke und zur Freiheit hält, als er nicht selbst ans Ruder kömmt — war vertreten und das war genug. War ja sogar ein unzufriedener Prinz aus der Türkei vorhanden — Prinz Mustafa Fazyl Pascha, den sie den Führer der „Jungtürken" nennen. Ich war immer neugierig, einen sogenannten „Jungtürken" kennen zu lernen und als ich einen solchen sah, war ich nicht wenig enttäuscht, daß die Jungtürken, nach ihrem Führer wenigstens zu schließen, nicht viel anders aussehen wie bei uns die

alten Bonvivants. Eine wolgenährte, breite Gestalt, von etwas schlottriger Haltung, ein lüstern dreinschauender Mund, der den langen Pariser Aufenthalt und die hohe Schule der frères Provencaux nicht verläugnet, sinnlich stierende Augen, die ihren eigentlichen, frivolen Glanz erst bekommen, wenn sie auf etwas weibliches gerichtet sind — das ist der Jungtürkenführer Mustafa Fazyl Pascha. Auch seinem Wesen liegt das Türkische sehr fern, er macht den Eindruck eines vollendeten Weltmannes, der in seine europäische Gesittung und den „bon ton" der französischen hohen Gesellschaft sich vortrefflich hineingefunden. Der Prinz hält keinen Harem, er hat immer nur eine „Dame seines Herzens" (die ich sah, war eine orientalische Schönheit schon dem Namen nach, sie hieß — Mad. Meyer), kleidet sich europäisch und trägt einen Cylinder auf dem breitschädligen Jungtürkenhaupt. Heute ist er nahe daran, Großvezier zu werden und wenn dann das Jungtürkenthum herrschendes System wird in Stambul, so wird der Cylinder allgemein an die Stelle des Fez, der Demi-Monde an die Stelle des Harems, die „Demitasse" an die Stelle des „Mocca", das „Pharo", „Trente-Quarante" an die Stelle der „Batschka" gelangen, auch am Bosporus wird es dann ein Paris geben. Die Alttürken mögen sich nur rasch in Sack und Asche hüllen, denn Mustafa Fazyl Pascha ist ein „Franke", wie er leibt und lebt. — Auf dem Marsfelde wandelte auch eine Zeit lang sein Bruder, Vicekönig von Egypten, Mohamed Ali, umher. Ein interessanter Kopf, von feingeschwungenen Linien, voll Stolz in Blick und Wesen. Die Leute sagen, er sei eitel und es klebe

ihm etwas Hochmuth an, mag sein. Er hatte während der Ausstellung nur eine Eitelkeit, den Sultan übersultanen zu wollen, eine Eitelkeit, die den Vicekönig viel kostete und andern Leuten viel eintrug. Was der Sultan zu thun unterließ, er that es; was der Sultan that, er that noch etwas darüber, der Sultan sah auf „jeden Kreuzer" seiner Ausgaben in Paris, Mohamed Ali warf Mill. Frc. aus. Der Sultan hatte in der Ausstellung auch nicht das geringste gekauft, der Vicekönig kaufte die kostspieligsten Dinge. Der Sultan fuhr nur in die Oper, der Vicekönig ging in die Comoedie Francaise u. s. w. u. s. w. Der Vicekönig trat wie ein Sultan auf, der Sultan blos wie ein Vicekönig. Mohamed Ali spielte den König von Egypten, auch ohne es zu sein, in allen Kleinigkeiten des gesellschaftlichen Lebens und Der hatte alle Schleußen seiner Liebenswürdigkeit geöffnet, der ihn als „Souverain" behandelte, Der es gründlich mit ihm verdorben, der das zu thun vergaß und ihn nur „Vice" behandelte. Ueppig wie in Allem, sind diese Orientalen auch üppig in ihrer Eitelkeit. Empfehlen wir uns bei dem souveränen Vicekönig von Egypten (ist's so recht, Herr des Nils?), ein anderes exotisches Fürstengewächs wartet noch auf unsere Aufmerksamkeit, Prinz Turgunkauva, Min-Bon-Tayun, d. i. der Bruder des Beherrschers der Japanesen. Das „Kind von Japan" war die Freude aller Ausstellungsbesucher, die Freunde eines komischen Anblicks waren. Und ein komischer Anblick war es, das japanesische Prinzlein, das wie eine Pagode auf dem Marsfelde herumzuwackeln geruhte. Sr. Hoheit kam nach Paris, um

zum Nutzen und Frommen der Japanesen auf der Hochschule des Pariser Lebens zu wachsen und zu gedeihen. Sr. Hoheit sind jung und können also mit der Zeit und mit Hilfe der Pariser Zeitgenossen einstens noch immer die Weisheit Japans werden. Sr. Hoheit sehen zwar nicht danach aus, aber wir wissen ja und haben es gesehen, der Confuzius hatte auch ein urdummes Gesicht und war doch der Confuzius. Möge Sr. Hoheit wachsen und gedeihen — das ist mein aufrichtigster Wunsch und gewiß auch der Wunsch aller, die Sr. Hoheit gesehen und mit Japan nichts zu thun haben. Der Prinz erlebte jedenfalls in Paris sehr viel, was ihm einst als Erinnerung zu Hause im „Reiche der Sonne" sehr theuer sein wird. Ob er sich dann auch der ergötzlichen Szene erinnern wird, deren Held er auf dem Ball des österreichischen Botschafters gewesen? Der Prinz kam in gebotener Gala auf den Ball, aber in japanesischer Gala. Er hatte eine Art von reichgesticktem Schleppkleid, wie es bei uns Damen tragen, auf dem japanesischen Leibe; das schwarze Haar trug er, wie er es immer trägt, mädchenartig über den Hinterkopf hinabgeschlichtet und in dem schönen langen Zopf auslaufend. In der Hand hielt er ein wahres Bijoustück von einem kostbaren Fächer, reizende Filigranarbeit in Gold und Silber, den er auch manchmal, wenn er sich besonders langweilte (was ihm unter uns Barbaren nicht schwer wird), zum Munde führte, um ihn dann mit hochseiner Zunge zu bearbeiten oder was sonst einem kaiserlich japanesischen Prinzen Freude macht. Eine von den geladenen Industrie-Ausstellungs-celebritäten mochte in etwas flüchtiger Beobachtung durch

Aussehen und Betragen des Prinzen Min-Bon-Tayun in der That zu dem Glauben verleitet worden sein, der hohe exotische Gast sei eine junge, schwarze Dame; Kurzsichtigkeit kam hinzu, kurz unsere Ausstellungscelebrität — sie ist, unter Anderem gesagt, Wiener Herkunft — ging auf die vermeintliche Dame zu und forderte sie zum Tanze auf. Der Prinz verstand kein Wort von der französischen Phrase, welche die Celebrität in Anwendung brachte; der Dolmetsch war gerade nicht zugegen, was sollte er also thun? Er lächelte verbindlichst, so viel hat er in der Kaiserstadt an der Seine schon gelernt, um sich aus der Verlegenheit zu reißen. Unsere Celebrität aber nahm unglücklicherweise das Lächeln für eine Tanzzusage und faßte die vermeintliche Dame unterm Arm bei der schönen Taille. Wer schildert aber sein Entsetzen, als die, wie er glaubt, schon gewonnene Tänzerin — der Prinz — bei diesem Vorhaben fürchterlich und in unverständlichen Lauten zu schreien anfängt! Hausherr-Gesandter und Hausfrau-Gesandtin laufen herbei, eine Masse anderer Gäste mit und da klärt sich's auf — der Prinz sollte als Dame von einem deutschen Industriellen zum Tanz geführt werden. Er wußte nicht, was man mit ihm vorhatte, und glaubte wahrscheinlich, man wolle ihm an seinen himmlischen Leib rücken. Das Gelächter, das sich bei Auflösung des japanesischen Räthsels im Ballsaale erhob, war nicht weniger himmlisch, als das Reich, dem der Prinz angehört. Als der Prinz Min-Bon-Tayun die Bedeutung des Angriffes später erfuhr, schien es ihm zu gefallen und von der Zeit an datirt auch seine Liebe zum Tanze, dessen Studium er sich auch

zuweilen an der Quelle des Cancans — Garten von Mabille — als Zuschauer mit Vergnügen hingiebt. Aber die Gesellschaft des Gesandten ist durch das Angstsignal des japanesischen Thronfolgers um den seltenen Genuß gekommen, einen Kronprinzen des Reiches der Sonne am Arm eines Wiener Industriellen walzen zu sehen! — Und es hätte dies das Schauspiel der Schauspiele der Weltausstellung sein können! Wie schade! — — — —

Der Prinzen noch andere und genug ihrer kamen, um der Weltausstellung ihre Reverenz zu machen — wer wollte sie alle nennen? Die vielen kleinen höfischen Lichter verschwanden vor den größeren und großen. Die regierenden Damen waren nicht gekommen. Der Königin Victoria läßt ihr permanenter Witwenschmerz ein solches Vergnügen, wie die Besichtigung der Weltausstellung eines ist, nicht zu. Müßte sie doch wiederum an ihren Prinzen Albert, den Eröffner der ersten Weltausstellung, auf dem Marsfelde gemahnt werden, an den Mann, dessen Verlust die Königin fast zur Einsiedlerin von Windsor Castle machte. Isabella von Spanien war nicht gekommen, weil sie fürchtete, die Revolution könnte gleich hinter ihr her sein und das liebe Spanien ihr den Rücken für immer kehren, während sie ihm den Rücken kehrte. Und sie blieb zu Hause, die weise Burbonenfürstin, der Niederkunft Prims mit einem neuen Pronunciamento ruhig entgegensehend. Sogar die versprochene Kaiserin von Madagaskar war nicht gekommen mit ihrer Tochter und dem Schwiegersohne und brachte so die Pariser um das große Vergnügen, ein echtes Pariser Kind, einen ehemaligen Sprachen- und

Musiklehrer als Eidam der Kaiserin, im Purpur eines Fürsten von Madagaskar einherschreiten zu sehen über seine alten Lieblingstummelplätze, die Boulevards von Paris! — Von den Staatshäuptern zu den Staatsministern. Graf Bismark und Fürst Gortschakoff standen da in der ersten Reihe des Weltausstellungsaufsehens, die eben aufgegangene und die bereits untergehende Sonne der europäischen Diplomatie. Der alte Gortschakoff hat schönere und bessere Zeiten in Paris gesehen. Den Kopf trägt er nicht mehr so hoch wie ehedem, viel des Glanzes schwand von ihm, aber er sieht es nicht ungerne, daß mindestens ein alliirter Diplomat nun der Gefürchtete ist, Licht von seinem Lichte. Hatte er ja des Grafen Bismarks eigentlichste Stärke des Wesens schon vor Jahren zur Zeit erkannt, da noch der Freiherr v. Bismark, der Junker, Gesandter in St. Petersburg war. Beweis dessen, die folgende Hofanekdote, die man gelegentlich der gleichzeitigen Anwesenheit in Pariser diplomatischen Kreisen mit Vorliebe wiedererzählte. Der Fürst gab eines Tages ein solennes diplomatisches Diner, bei dem des Freiherrn Bismarks sarkastischer Geist mehr als je brillirte, vorzüglich aber auf Kosten des damaligen österreichischen Botschafters. Nach aufgehobener Tafel ging Freiherr v. Bismark einer der Ersten weg. Ein kleiner Lieblingspudel Gortschakoffs, der gerne mit dem Vertreter Preußens anband, sprang dem Freiherrn über die Treppe bis in den weiten Hofraum noch nach; der Fürst vom Balkon aus mit seinen Gästen dies zusehend, ruft lächelnd hinab: „Ich bitte, lieber Baron Bismark, beißen Sie meinen Hund nicht!“

— Allgemeines Gelächter und der weidlich gebissene österr. Gesandte war einigermaßen gesühnt. — Der Fürst schien auch gar nicht neidisch auf den Vorsprung, den Graf Bismark im öffentlichen Interesse des großen Paris genommen. Er hätte es auch, falls er es gewollt, nicht ändern können, der russische Staatsmann, daß des norddeutschen Reiches Stifter und Begründer, daß Graf Bismark der Mann des Tages während des kaiserlich russischen und königlich preußischen Pariser Aufenthaltes geworden. Alle sahen sie nach dem „Mann von Eisen", die ihn liebten, die ihn haßten, die ihn fürchteten. Er aber ging schlicht und still, geschlossenen Visirs aber offenen Auges durch die Reihen der Bewunderer, Hasser, Neider. Die Pariser konnten vieles von dem Wesen ihres Kaisers, wie er vor Jahren war, an dem Grafen Bismark wahrnehmen, vieles vom Geiste, wenig von den Formen des Napoleon III. der fünfziger Jahre. Der große Schüler der Tuillerien nahm auf der hohen Schule des Pariser Hofes nur mit, was er für seine guten Deutschen brauchen konnte und das Uebrige ließ er zurück. Er faßte sein Zeug derber an und sitzt trotzdem heute auf dem europäischen Orakelstuhl, auf dem noch vor einigen Jahren ein ganz anderer, weit feinerer Mann gesessen. Die politische Sphinx Europas ist deutsch geworden und trägt eine Pickelhaube und die Landwehruniform. Die Pariser lachten die Pickelhaube und Uniform wol aus, vor der Sphinx aber standen sie mit dem nöthigen Respekt den sie vor allen mysteriös Gewaltigen empfinden.

— Allgemeines Gelächter und der [illegible] Miene. [illegible] war [illegible] gewesen. — Der Sturz ließ es auch gar nicht [illegible] auf den Ursprung, [illegible] Einfluß im öffentlichen Interesse des großen Hauses genommen. Er hätte es auch, falls er es gewollt, nicht ändern können, der [illegible] Staatsmann, daß [illegible] [illegible] marck der Mann des Tages während des [illegible] preußischen [illegible] geworden. Alle gaben sie nach dem „Mann von Eisen“, [illegible] [illegible] Napoleon III. der [illegible] Jahre. Der große [illegible] der Tuilerien [illegible] Schule des [illegible] nur mit, was er [illegible] [illegible] europäischen [illegible] [illegible] Mann [illegible]. Die [illegible] Sphinx Europas [illegible]

XIV.

Unter Juwelen und Diamanten.

Durch die Rue de Paris in den Diamantensalon. — Die Wunder französischer Bijouterie. — Wie man auf dem Marsfelde dem Golde nachläuft. — Juwelenreichthum. — Die Träume des Ausstellungspublikums. — Eine kleine Unschuld. — Kaiser'in und Maitresse. — Madame du ***. — „Perlen bedeuten Thränen". — Ein Schmuck der Kaiserin Eugenie. — Die Bundeslade des Mr. Bapst. — Für 30 Millionen. — Allerlei Geschmeide. — Ein historischer Diamant. — Le Sancy.— Seine Wandergeschichte und seine Eigenthümer. — Hoffnungen auf kauflustige Souveraine. — Die schweren Zeiten der Kaiser und Könige. — Von einem „Juwelier der französischen Krone". — Kronen- und Juwelier-Schicksale. — Ein Saphir von Mellerio. — Die Könige der Rue de la Paix. — Schwarze Diamanten. — Vögel und Käfer. — Wunsch nach Popularisirung. — Bizarrerieen. — Automatische Schmucksachen. — Imitation. — Vor den Ordenskästen.

XIV

Unter Juwelen und Diamanten.

[illegible]

XIV.

Unter Juwelen und Diamanten.

Alle Welt läuft bekanntlich dem Golde nach. Wollen wir uns nicht eine glänzende und lebendige Illustration dieser Wahrheit, so glänzend und lebendig, wie sie nicht oft im Leben vorkömmt, auf dem Marsfelde mitansehen? Wir brauchen nur, durch die Rue de Paris der Ausstellungsstadt kommend, in den französischen Bijouteriesalon einzutreten. Aber gerade das Eintreten ist hier nicht so leicht, denn hier hat das luxusschwelgende Paris seinen modernen Hort ausgestellt, hier haben hundert und etliche dreißig Pariser Juweliere vom Besten und Schönsten, Elegantesten und Geschmackvollsten, Theuersten und Reichsten, was sie für die schmucksüchtige Gesellschaft des modernen Babels arbeiten, ausgekramt. Und das sind Dinge, an denen kein Mann und kein Weib der löblichen Ausstellungsmassen vorüberginge, ohne sie zu besichtigen. Wir stehen vor dem Molochtempel des Marsfeldes und da heißt es Queue

bilden und eine erkleckliche Menge von Andächtigen aller Nationen erst herauslassen, um selbst hinein zu gelangen. Wie sie, Männer, Frauen, Kinder, die mit rothem Sammt ausgeschlagenen geschmackvollen Schmuckkasten und Kästchen belagern! Der Salon müßte die Größe der großen Juwelierstraße von Paris, der Rue de la Paix haben, um Ruhe des Anschauens gewähren zu können. Drängend und drückend arbeiten wir uns an all' die Herrlichkeiten der Pariser Juweliere und Bijouteristen heran. Was hier vor uns nur mehr funkelt: die vielen begehrenden Frauenaugen oder die ausgestellten Juwelen? Es ist jedenfalls ein interessantes Wettleuchten, das wir da vor uns haben. Hunderte von Augen hängen zu gleicher Zeit an all dem leuchtenden Gestein, das uns in den verschiedensten Formen zublitzt. Hunderte von Blicken treffen zugleich dieses chimärische Reich von Gold und Silber und Edelsteinen, diese bestrickenden Wunder von Kronen und Diademen, Perlenhalsbändern und Diamantenbrochen, den klaren Wassertropfen des Diamanten und die himmlische Bläue des Ametyst, so wie die feurige Röthe des Saphires. Das sind die Goldmärchen der Ausstellung, die hier so zierlich an alle Welt erzählt werden und denen alle Welt so zuhorcht, wie man eben nur Märchenerzählern zu horchen pflegt. Diese vielfarbigen, vielförmigen Bracelette, Ohrgehänge, Brustnadeln, Knöpfe, Gürtelspangen, Ketten, Brochen, Agraffen, diese Korallengeschmeide und brillantenblitzenden Kopfputze, diese Stirnreifen aus Diamantentropfen oder erbsengroßen Perlen, — wie stellen sie die Sehnsucht von Groß und Klein auf eine

harte Probe, die zu nichts führt, wie zieht ein hochgeschwellter Strom von stillen Wünschen im Gefolge dieser kleinen und großen Erdgeister, die aus den zahllosen Edelsteinen vor uns hier so geheimnißvoll hervorblicken, dahin. Sie wissen sich endlich alle geäfft, all die Träumer und Träumerinnen, die diesen Goldmärchen nachhängen und doch können sie dies nicht lassen. Armes, unschuldiges, reizendes Kind, das du neben mir stehst und dich in das Paar Ohrgehänge, aus Diamanten, das blos 500,000 Fr. kostet, vergaffest, ich sehe es dir an, du frägst dich immer wieder, wer hat diese Kostbarkeiten gekauft, wer soll sie tragen? du hältst nur ein königliches Ohr für würdig und stolz genug, diese Ohrgehänge zu tragen? Du kleine Unschuld! Die Königinnen und Kaiserinnen der Erde sind sparsam geworden und hassen den theueren Tand schon deshalb, weil sie nicht wissen, ob sie die halbe Mill. Frc. nicht einmal werden besser brauchen können. Aber frage dich nur an und du wirst hören, daß ein Duc So und So oder ein Marquis So und So die 500,000 Frc. Ohrringe für seine — Maitresse gekauft hat. Was Königinnen nicht haben können, die Maitressen des zweiten Kaiserreiches können es haben. Der Frau deines erhabenen Gebieters waren diese Ohrringe zu theuer und Madame Du.... (nicht Bary, obwol sie auch so heißen könnte!) hat sich sie von ihrem hohen Verehrer schicken lassen. Siehst du, liebes Kind, werde keine Königin, es zahlt sich nicht mehr so aus, wie ehedem, wo die Völker noch nicht nachzählten, was ihre Beglücker ausgaben. Aber, du lachst mich aus und zeigst dabei auf das nahe schöne Geschmeide, Diadem

und Collier von Perlen strotzend, das deiner Kaiserin gehört, als wolltest du sagen, auch um dieser Perlen willen stünde es schon dafür Kaiserin zu sein. Ich sage dir, sei nicht neidisch, reizende Kleine, denn: „Perlen bedeuten Thränen!“ hat ein großer Dichter gesagt, der kein Franzose war. Und so viel Perlen bedeuten also auch eben so viel Thränen? Wahrscheinlich. Aber selbst noch um diesen Preis möchtest du den Schmuck der Kaiserin Eugenie besitzen, ich sehe es dir an. Du bist eben auch ein Weib! Und sie möchten ihn alle um denselben „Preis der Thränen“ haben, deine schönen Geschlechtsgenossinnen, alle, die da vor der Juwelen-Bundeslade des Mr. Bapst, aus dem der Schmuck der Kaiserin hervorblinkt, staunend stehen. Eine wahrhafte Weihe des Beschauers herrscht hier an diesen geldfressenden Toilettstücken des „Juweliers der Krone.“ Da ist wahre Andacht, man schweigt in Ehrfurcht und verschlingt blos die theuren Sachen mit den Augen. Wenn ja einmal im Kreise der Umstehenden ein Mund sich aufthut, so ist es gewiß der einer Dame, die — auch Juwelen zu Hause hat, deren sie sich hier mit Vergnügen erinnert, dem Angedenken der Theuren schwungvolle Worte leihend und ihre sechs bis sieben Karate laut vor den Ohren der Umstehenden besingend.

Allen Respect, meine Gnädige! Aber, muß es schon Juwelen geben, so halte ich mich doch gleich an den Kasten des Herrn Bapst. Der repräsentirt gleich ein Capital von dreißig Millionen! Und er birgt neben den verschiedenen Stirnreifen, Hals- und Brustschmucksachen, alle voll blitzenden Diamanten oder großen und

kleinen Perlen, Perlentropfen oder Smaragden, Rubinen, Saphiren, von zehntausend Frc. bis eine Mill. Frc. im Werthe aufsteigend, auch noch ein historisches Juwel: den Diamant Sancy. Bekanntlich hatte die letzte Weltausstellung zu London ihren berühmten Diamanten, den Kohinor. Die zweite Pariser Ausstellung wäre bald ohne ein solches Wunderstück geblieben, wenn nicht der Besitzer des „Sancy" zur Ausstellung desselben bewogen worden wäre. Der Mann heißt Oulmann, hat also wahrscheinlich einmal Ullmann geheißen, was freilich neben den Sancy gehalten, sehr nebensächlich wird. Liegen sich die Diamanten-Gelehrten ja auch wegen des Namens dieses Sancy in den Haaren. Die Einen sagen, er heiße „Sans-si", und man wollte damit sagen, daß er nicht seines Gleichen habe. Die Anderen wieder sagen, der Diamant habe seinen Namen von einem der vielen Besitzer, die er schon gehabt, von einem Herrn De Sancy, der ihn seinerzeit an Heinrich den Vierten von Frankreich verkauft haben soll. Eines steht fest, der Sancy ist ein historischer Diamant und Karl der Kühne hat ihn in der Schlacht von Nancy getragen. Das ist aber etwas lange her, und der Sancy, wenn er sprechen könnte, so hell und schön, wie er im Bewußtsein seiner dreiundfünfzig und ein halb Karate leuchtet, wüßte Verschiedenes von Leuten, die ihn seither besaßen, zu erzählen. Er war auf einer ewigen Wanderung begriffen und man könnte ihn als den Ahasver der berühmten Diamanten der Welt bezeichnen. Seine Besitzer waren meist unglücklich und er ging schon oft den Weg aus den Palais der Großen der Erde in die Boutiquen der Juweliere.

Er kam von Frankreich nach England, von England nach Belgien, von da 1830 nach Petersburg an das Haus der Demidoffs. Aus diesen russischen Händen kam er durch Kauf wieder nach England und von da nach Indien. Bombay war die letzte Station seiner langen und großen Wanderungen; von dort haben sie ihn zur Ausstellung nach Paris, seiner alten ersten Heimath, geschickt und hier harrt er nun eines Käufers.

Prinz Demidoff hat seiner Zeit eine Million fünfmalhunderttausend Francs für den Stein in Brüssel gegeben, heute ist der Sancy um eine Million zu haben und ist doch nicht an den Mann zu bringen. Man hat bereits früher schon allen Höfen Europas Verkaufsofferten gemacht, sie mochten ihn nicht. Ich kann es ihnen nicht verargen; ich legte mir, wäre ich einer der Mächtigen dieser Erde, eine halbe Million auch lieber in die englische Bank und ließe den Sancy Sancy sein. Als nun im April die Pariser Weltausstellung herankam, glaubte man, das sei die Zeit des Glücks für den Sancy und es werde endlich auch für ihn der Tag der Ruhe kommen. Man setzte neuerdings alle Hoffnung auf die zu Besuch angesagten Souveräne. Vielleicht beißt doch einer von ihnen an? Und es sind ihrer genug gekommen der großen und kleinen Potentaten, sie sind alle vor dem Kasten des Mr. Bapst und dem „Sancy" stehen geblieben und haben ihn wieder nicht gekauft. Er mochte wol den und jenen Fürsten reizen, aber die „schweren Zeiten" der Könige und Kaiser sind das Unglück des „Sancy." Diejenigen von ihnen, die wie z. B. der König von Belgien und einige kleinere Fürsten, die Liebe des Volkes als

ersten Juwel in ihrer Krone haben, — es sind nicht gar viele, — fragen nicht viel nach sonstigen Diamanten. Und die Anderen, wie z. B. der Kaiser von Rußland, haben andere Sorgen in Paris gehabt. Herr Oulmann wird also weiter hübsch geduldig der Zeit entgegensehen müssen, wo der Sancy wieder einmal in königliche Hände kommen soll, und Herr Bapst wird als Ausstellersmissionär jenes historischen Diamanten auf seinen Gewinnstantheil schon verzichtet haben. Der Mann kann es thun, er hat an anderen Diamanten, die nicht historisch sind, sich genugsam bereichert und er läßt sich auch nöthigenfalls zur bloßen Ehre gereichen, den Sancy in seinem Kasten gehabt zu haben. Wäre Herr Bapst nicht so genügsam, wäre er kein — Deutscher von Abkunft. Vater Bapst ist 1789 nach Paris eingewandert und kaufte in den Tagen der famosen Halsbandgeschichte von den Pariser Juwelieren „Brehmer und Bosseng" den Rang eines Juweliers der Krone. Und die Bäpste bereicherten sich in diesem „Rang" unter allen folgenden Regierungen. Die Krone Frankreichs ging wol indeß von Haupt zu Haupt, von dem des letzten bourbonischen Ludwig auf das des ersten Napoleon, von dem wieder auf das Haupt Karl X., von dem auf das des Bürgerkönigs und heute sitzt sie wieder — das „Wie" will ich nicht untersuchen — auf dem Haupte eines Napoleoniden — aber die Brüder Bapst blieben zu allen diesen Zeiten die „Juweliere der Krone." Revolutionen schreiten eben nur über die verschiedenen Kronen, nicht aber auch über ihre Juweliere hinweg. — — —

Mr. Bapst kann in dem französischen Diamanten-

tempel viel, sehr viel Interesse für sich beanspruchen, aber auch nicht alles. Die Franzosen schütteln eben ihren Reichthum an Edelsteinen auf dem Marsfelde wie aus vollen weiten Aermeln, Englands Schätze, die wir gesehen, schrumpfen dem gegenüber sehr zusammen. Vor dem Bapst'schen Kasten verfällt auch der Schmuck einer Dudley augenblicklicher Vergessenheit. Und da kömmt nun auch noch Mellerio, einer der Juwelierkönige der Rue de la Paix, mit seinen Schmucksachen in allerhand edlen Steinen und ein zweiter dieser Juwelierkönige, Baugrand, mit den seinigen. Ein großer Saphir Mellerios, von einer Farbenreinheit, wie sie uns an ihm in Märchen geschildert wird, versammelt da eine große Gemeinde von Bewunderern um sich, gleich nebenan ein Geschmeide von schwarzen Diamanten, die sich als seltenste Seltenheit ankündigen und die wir, mit vielen andern Diamantenlaien auch gerne als solche anerkennen wollen. Und all das Blenden ist noch immer nicht genug, unserer harren auch noch diamantene Ueberraschungen der effektvollsten Art. Hier diese kleine, aber wunderbar reizende Vogelsammlung möchten wir uns ausbitten, nicht obschon, sondern weil diese Vögelchen alle aus Rubinen, Amethysten, Saphiren, Diamanten und anderen Edelsteinen gebildet sind. Solche Vögelnarren wären wir wol alle, die wir da staunend stehen. So ein farbenprächtiges brasilianisches Vögelchen ist schon an und für sich eine schöne Sache, erst, wenn es auch noch ganz aus Juwelen ist! Auch den Käfern solcher Sorten, wenn wir auch über die Zeit des Käferfangens hinaus, wären wir nicht abhold. Aber man lasse mir die Wahl und ich erkläre

mich feierlichst mit dem einen Auge eines Pfauen, das hier so herrlich leuchtet, aufs vollkommenste zufriedengestellt und verspreche dann keinerlei Gelüste zu tragen nach dem prächtigen Schmetterling aus Juwelen, den ein anderer dieser französischen Hexenmeister so frappant und natürlich zu erschaffen wußte. Wie erfinderisch diese Juweliere darin sind, die schöne Büste einer reichen Frau recht modern naturhistorisch herauszuputzen. Wenn nur dergleichen „Naturwissenschaft in Edelsteinen" recht populär gemacht werden könnte! Auch vor Bizarrerieen schrecken die Pariser Juweliere nicht zurück, wenn es gilt in Brochen, Busennadeln u. s. w. recht originell und neu zu sein. Und eine Bizarrerie raffinirtester Gattung sind z. B. die Automaten-Schmucksachen, die, man möchte sagen, das Krippenspiel auf die Brust, in das Ohr und das Haar des Weibes verpflanzen. Du kaufst dir beispielweise, liebe Leserin, diese Broche da, die einen Tambour, der recht zierlich aus Gold gearbeitet ist, vorstellt. Zu dieser Broche erhältst du ein niedliches Büchschen, eine Art elektrischen Miniaturapparates, den du von der Broche herabhängen oder auch in der Nähe derselben unterbringen kannst. Drückst du dann auf den Apparat, so erleben alle, die deine Broche bewundern, das seltene Schauspiel, den Tambour auf deiner Brust trommeln zu sehen. So kannst du auch anstatt des Tambours irgend eine andere Figur, die sich auf elektrischem Kommando auf deinem Busen zu bewegen anfängt, ja sogar eine ganze Reihe zappelnder Automaten in einer Broche vereinigt, als Schmuck zu tragen bekommen. Du kannst auch, wenn Du gerade willst, den kostbaren Spaß machen

und die Verehrer, die dir gerade das Schönste und Schmeichelhafteste sagen, weidlich erschrecken, wenn du diese Broche hier kaufst, die einen ziemlich großen, hübsch gearbeiteten — Todtenschädel zeigt, in dem, sobald du nur willst, die Augen (zwei kostbare Rubinen) gar gruselig zu spielen anfangen, während seine Backenknochen zu gleicher Zeit gespensterhaft sich hinauf- und hinabbewegen. Ein ebenso theures, als frevelhaftes Vergnügen, nicht wahr? Und dergleichen raffinirter Spiele noch mehrere führen diese allerneuesten französischen Schmucksachen aus. Welche Einfälle nicht so ein Pariser Bijouterienfabrikant oft hat! — Es war eine weise Einrichtung, die gefährliche Konkurrenz aller echten Bijouterie, die „Imitation", längst der Außenseite des französischen Salons unterzubringen. Diese Imitationssächelchen (Nachahmungen in Diamanten, Perlen, Korallen u. s. w.) sind so impertinent schön, daß man sie als den Inbegriff aller Echtheit leicht halten könnte, wären sie nicht so aufrichtig, sich selbst als „Imitation" zu bekennen. Da hätten wir gleich dem französischen Juwelensalon den Rücken gekehrt, ohne eines der wichtigsten Schmuckartikel des modernen Staates, der hier in einigen Kästen zur Schau gestellt ist, gedacht zu haben, eine Ignorirung, die eine große Anzahl von Männerbrüsten in und außerhalb Frankreichs hätte aufs Tiefste beleidigen müssen. Enthalten diese genannten Kästen ja nicht weniger als eine ziemliche Menge jener Wunderdinge, die den Mann desto mehr zieren, je weniger er sie verdient, Schmucksachen, die der Staat verschenkt und um deren Erlangung solch ein lächerliches unsinniges Rennen und Jagen bei

den Männern Europas existirt — Ordenszeichen! Ritter-Offiziers-Comandeur- und noch andere Kreuze verschiedenen solchen europäischen Hofschmuckes, hängen da und dicht vor ihnen steht sinnend so manche Jünglings- und Männergestalt und denkt der Dinge, die er wird gutheißen, dulden oder thun müssen, um sich zu einem dieser Kreuze hinaufzuarbeiten. Das Schicksal möge es ihnen nur nicht gar so sauer machen! Beten wir für die armen Kreuzbedürftigen!

XV.

Kleine Wunder.

Die Ausstellungsmenschen. — Ihre Passionen. — Die Maschinenbewunderer. — In der französischen Arbeitswerkstätte. — Ein Filzhut mit Dampf gemacht. — Mr. Haas. — Die Schnellschusterei. — Visitkarten in einer Minute! — Die Kaufwuth. — Expositionsseife. — Bonbons, Chokolade und Anderes. — Ad majorem nationis gloriam. — Wie man in einigen Minuten Menschen macht. — Keine Hexerei. — Ein „Darum" für ein „Warum".

XV.

Kleine Wunder.

Die Menschen des Marsfeldes lassen sich recht eigentlich nach den Dingen, denen sie in der Ausstellung nachlaufen, unterscheiden und charakterisiren. Die Einen können nicht erwarten im Palais zu den Tuchen zu gelangen und sind heißhungrig die Fortschritte zu sehen, welche die Hosenstoffe in der großen Welt machen. Andere wieder zieht es zu der vergleichenden Forschung von Flanell und Leinenwaaren, wieder Andere liegen Tag aus, Tag ein in der Wolle der Ausstellung; was dem Einen das Eisen der Ausstellung, ist dem Andern das Holz und dem Dritten und Vierten und Fünften das Papier, das Leder, die Baumwolle und die Seide. Schwärmer in allen Stoffen der Weltproduktion laufen hier umher und die Liebhaberei für das Eine und Andere wird auch hier gepflegt. Respekt vor dem ganzen Gebiet menschlicher Arbeit, das sich im Bilde hier mächtig ausbreitet, wird wohl wenigen von denen fehlen, die da umherwandeln, aber die liebe Einseitigkeit, die sie mitgebracht, bringen doch Viele von ihnen wieder mit nach Hause.

Eine große Gemeinde von Bewunderern hat auf dem Marsfelde die Maschine; um sie, in allen Arten und

Unterarten, drängt sich zu jeder Tageszeit eine buntgemischte Menge von Wißbegierigen, Neugierigen, Kennern und bloßen Gaffern. Wo nur ein Rad oder ein Rädchen los ist, sind Leute in Hülle und Fülle rings herum; der eisen- und stahlbändigende Koloß, wie der kleine, nette, rasche Handschuhnäher und der Nadelöhrlöcherer haben ihre Zuschauer. Es ist, als ob sich alle Bewunderung in der Ausstellung vor den Werken der Erfindung zum höchsten gipfelte. Sehen Sie nur diese Menschenmasse. Vor den Kunstwerken eines Leys, eines Kaulbach, eines Gerome steht zu keiner Zeit ein Fünftel von ihr versammelt. Einige sogar sind Lieblinge des Publikums geworden. Es umsteht sie vom Morgen bis zum Abend in dichten Haufen und schaut ihnen in das geheimnißvolle, privilegirte Antlitz. Auf höhere Maschinen, die ein complizirteres Werk haben, läßt sich die „Menge" der Ausstellung freilich nicht ein. Sie geht mit natürlichem Instincte den Maschinen des kleinen gewöhnlichen Lebens nach und kann sich da nicht genug satt sehen, wie allerhand Dinge dieses kleinen Lebens, deren Herstellung sonst so viel Zeit braucht, durch das Zauberstäbchen der Maschine „im Nu" geschaffen werden. Auf der französischen Abtheilung der Maschinengallerie ist für derlei moderne Arbeitszauberei gehörig gesorgt worden. Sie ist auch in der That ein Lieblingsplätzchen des Ausstellungspublikums, das da in großer Menge, standhaft bis zum Exceß, dem Schaffen der eisernen Gesellen, für die es keine Müdigkeit der Menschenhand gibt, zusieht. Je gewöhnlicher so ein Ding an und für sich ist, desto mehr Zuschauer hat es. Was für ein

gewöhnliches Ding, frage ich Sie, ist nicht z. B. so ein runder, weicher Filzhut? Heute schon gar, wo er nicht einmal mehr im Geruche eines Weltordnungsumstürzlers steht, wo er in keiner Form, nicht als „Heckerhut", nicht als Demokratenhut und nicht einmal als Garibaldi- und Kossut-Hut etwas Gefährliches mehr hat? Und dem Schöpfungsproceß eines solchen Filzhutes sehen hier zu jeder Stunde Hunderte von Menschen zu und weiden ihre Augen an ihm. Freilich geschieht hier gleich eines der mancherlei „Wunder" der Maschinengallerie. Welche Gedanken von Arbeit knüpfen sich nicht für uns an das Inslebentreten eines solchen Filzhutes! Und da kommt nun die Maschine des Mr. Haas und macht so einen Hut in — 15 Minuten, sage in einem Viertelstündchen fix und fertig! „Hier ist ein Wunder, schaut!" Nun, so schauen wir auch. Interessiren wir uns ein wenig für diese neue Existenzbegründung eines Filzhntes, die obendrein von einem Deutschen herrührt. Denn ein Deutscher ist Mr. Haas seiner Geburt nach (er ist aus Saargemünde) und mit seiner deutschen Zähigkeit hat er es sogar mit — Filzhüten sehr weit zu bringen gewußt. Er hat große Fabriken in Aix und Paris, ist Besitzer eines ansehnlichen Vermögens und vieler Ausstellungsmedaillen. Seine Hüte (er fabrizirt täglich mit seiner Maschine 600 Stück) wandern durch das ganze Land und auch nach fremden Ländern werden sie geführt. Mit seinen Hüten in der Hand ist Mr. Haas wirklich weit gekommen und das deutsche Sprichwort hat sich somit auch an einem zum Franzosen gewordenen Deutschen noch bewährt.

Und nun, nachdem wir nach Mr. Haas geschaut,

schauen wir auch nach seiner Maschine. Es wird eben Hand angelegt an ein neues Filzwerk. Ein Frauenzimmer — sie selbst ist kein Wunder der Schöpfung — hat soeben ein großes Büschel Kaninchenhaar, die sie auf einer nebenan stehenden Wage abgewogen (denn es müssen 110 Gramms sein) auf die große Eisenplatte der vor uns stehenden arbeitenden Maschine gelegt, und zwar hat sie das ganze Büschel in einzelne kleinere Theile aufgelöst und auf die Platte ausgestreut. Die Platte mit den Haaren verschwindet im Nu vor uns und hat ihren Weg rasch in einen Kasten genommen, wo eine Bürste im Verborgenen des ganzen Quantums von Haaren sehnsüchtig harrt, um sie mitleidslos eines vom andern wegzureißen und in kleinwinzige Theilchen zu verwandeln. Ehe man uns Zeit zum Nachdenken läßt, was nun kommen könne, erscheinen die Härchen alle auf einem auf der andern Seite der Maschine angebrachten kupfernen Kegel, der die amusante Beschäftigung hat, sich immerfort um seine eigene Achse zu drehen. Das Erscheinen der Härchen auf diesem Kegel, wo sie sich lose und ungeordnet sammeln, ruft jedesmal, so oft es vor sich geht, die Bewunderung des Publikums hervor, das staunend sich fragt, wie es komme, daß die Härchen alle auf dem Kegel festgehalten werden und kein einziges nebenan abfällt. Bald ist der obere Theil des Kegels von solchen Härchen dicht besetzt, und der Mann, der vor dem Kegel steht, hüllt nun denselben in einen nassen Fetzen und legt über den Fetzen noch eine Art kupfernes, gelöchertes Netz. Nach dieser Einkleidung, die den Zweck hat, die noch auseinanderliegenden Fäden des Filzes

zu einem Ganzen zu einen, kommt der Kegel in heißes Wasser, bleibt eine Secunde darin und kommt dann auf lange eiserne erwärmte Platten, wo fünf bis sechs Walkerinnen den Filz, der nun vom Kegel abgenommen und von Kupfernetz und Fetzen befreit wird, gehörig walken und kneten, um endlich ein kompaktes, festes Ganzes vorstellen zu können. Einige Secunden, und er ist gewalzt, gerollt und durchwalkt und die Hauptarbeit ist vorbei. Aus den Massen vereinzelter Haarfädchen ist ein festes zusammenhängendes Stück Filz geworden, dem nur noch die Form eines Hutes rasch gegeben und der mit allem Bedürftigen ausgestattet werden muß. Auch dieser zweite Theil der Schöpfung eines Hutes erregt die höchste Aufmerksamkeit des zahlreichen Publikums. Er ist auch nicht minder interessant als der erste. Auf einer runden Scheibe wird dem Stück Filz rasch seine Form beigebracht, flugs ist er in der Hand einer kleinen Fee, die ihm mittelst Nähmaschine die Krämpe einfaßt und nun macht er noch eine kleine Wanderung durch andere kleine Feenhände durch. Die eine Fee macht ihm das Futter zurecht, die andere bebortet ihn, die dritte legt ihm die Marke des Hauses und die Signatur „Exposition universelle 1867“ ein — das Wunder ist fertig und hat nur netto eine Viertelstunde in Anspruch genommen. Der „chapeau de l'exposition“ war eine Berühmtheit des Marsfeldes. Alles drängte heran, um einen solchen zu haben und Mr. Haas machte keine Miene der Unzufriedenheit zu diesem Drängen nach seinen „Ausstellungshüten.“ Und wäre der Hut auch lange nicht ein solches Meister-

stück von Schnelligkeit der Produktion, wie er es in der That ist, er würde ebenso stark begehrt werden.

Man wird es nicht glauben, welch' eine Kaufwuth hier auf dem Marsfelde bei all den kleinen Dingerchen, die an die Exposition gemahnen oder doch wenigstens gemahnen sollten, herrscht. In der französischen Abtheilung der Maschinen-Gallerie wird diesem Verlangen gehörig gefröhnt und die Spekulation unterstützt natürlich, so weit sie kann. Von den Dingen, die vor den Augen aller Welt da gemacht werden, kauft man auch, wenn man sie auch nicht braucht. Da macht man in großen Quanten rothe, grüne, gelbe Seife vor unseren Augen; die Maschine steht vor uns, die diese Massen farbigen Fettstoffes in großen Wülsten auswirft, um sie einer andern Maschine zu übermitteln, die sie vor uns in der modegewordenen Toilettenform, Stück für Stück abwirft. „Expositionsseife!" schreien die Verkäuferinnen und die Stücke gehen reißend ab. Nebenan hat sich wieder ein Chocoladenarbeiter etablirt und da regnet es nun Bonbons und Chocoladetäfelchen „mit der Maschine". Dieser letzteren ist alles zu thun überlassen, sie besorgt sogar das Emballiren der Täfelchen zu den üblichen Chocolade-Päckchen und macht das in der That recht reizend. — Leuten, die ihren Hut aus der Exposition haben, ist auch ein „Expositionsstiefel" nicht unangenehm und auch dieser ihrer Neigung winkt rasche Erfüllung in dem französischen Maschinenraum. Da hat ein Meister Knieriem seine große Werkstätte aufgeschlagen. Auf langen Schnüren sind eine Anzahl von hölzernen Leisten befestigt, die den Menschenfuß, wie er in der ganzen Welt in verschiedenen

Maßen vorkommt, repräsentiren. Nach einem dieser Leisten muß dein Fuß sein, sagt Meister Knieriem und verspricht dir deine Schuhe und Stiefeln in zwei Stunden fix und fertig zu überschicken. Ich glaube Gevatter Maschinenschuster weiß sogar von vornherein, wo dich das Meisterwerk seiner Maschine in nicht ferner Zeit einst drücken wird. Vom Versprechen bis zum Halten aber verfließen meistens, wie ich höre, in der Regel etwas mehr als 2 Stunden und die Expositionsstiefeln genießen keines so guten Rufes, wie die Expositionshüte. Aber der eine und der andere Ausstellungszugvogel, geht trotzdem an der „Dampfschusterei" des französischen Knieriem nicht ungestraft vorüber. Dort wieder wo das weibliche Publikum als die Majorität unter dem umstehenden Publikum vorherrscht, werden — wir können darauf schwören! — Schmucksächelchen rasch fabricirt und noch rascher verkauft. Die Savard'sche Bijouteriefabrik hat da ihre Filiale in der Maschinengallerie errichtet. — Da wurden all' die Hunderte von Sächelchen, die als Nippes für große und kleine Kinder gelten, aus dem s. g. „or double", einer Art vergoldeten Kupfers, gemacht, die nun zu Ende der Ausstellung in aller Herren und Frauen Länder als „souvenir de l'exposition" kursiren werden. Die Savard'schen Schmucksächelchen, Brochen, Hemdknöpfchen, Ohrgehänge u. A. m. haben zwei ausgezeichnete Eigenschaften: sie sind billig, sehr billig und höchst geschmackvoll. Und da hätte ein einziges von den Frauenherzen die da kamen und gingen, ungerührt vorüberwandeln sollen? Unmöglich, ganz unmöglich.

Gehen wir weiter, die große französische Fabrikstätte

der Maschinengallerie entlang, so stoßen wir auf lithografische Maschinen, und auf eine Reihe von Schnell- und anderen Druckerpressen, alle im heißen Arbeiten begriffen. Die eine Maschine wirft Plakate in großen, farbigen Bögen aus, die den Preis des Erfinders singen, die andere lithografirt Porträts von Napoleon III., „durch die Gnade des Dampfes und den Willen des Maschinenbesitzers" erzeugt. Aber sie alle haben eine äußerst gefährliche Nachbarschaft, die ihnen sogar Jene, die aufmerksam werden möchten, rasch entzieht, — die Nachbarschaft des Mannes, der 100 Stück Visitkarten in weniger als einer Minute fertig macht. Der Mann, Mr. Leboyer, hat auch draußen im Park eine große Halle, in der er den Mannen und Damen aller Nationen ihre Visitkarten fabrizirt, „ehe sie sich umsehen" wie der Volksmund zu sagen pflegt — und hier in der Maschinengallerie ist die zweite seiner neuen Maschinen ebenso unaufhaltsam thätig, „Expositions-Visitkarten", sie werden wenigen Leuten, die auf dem Marsfelde waren, fehlen. Man sieht der niedlichen Miniatur-Handpresse nicht lange zu, ohne sich nicht auch zu entschließen, ihr seinen eigenen Namen (und nach Belieben auch den Charakter und die Adresse) anzuvertrauen. Du hast deinen Namen auf ein dir gereichtes Papier geschrieben und ihn einem Herrn hingereicht, der dich fragt, in welcher „Schrift" du den Namen auf deinen Karten zu sehen wünschest. Du gibst dies an und rasch setzt einer von den in dem Setzerkasten postirten „Subjecten" deinen Namen in Buchstaben zusammen, der Buchstabenrahmen kommt in die kleine Handpresse auf eine Platte, die leeren Karten werden abgezogen und kommen, deinen Namen tragend, aus der Maschine

in rascher Aufeinanderfolge heraus — ohne daß die übliche Druckerschwärze dabei auch nur im Geringsten in Anwendung gekommen wäre. Das Wunder der Färbung versieht bei Leboyer'scher Maschine ein über den Typen schwebendes chemisches Papier, das jede einzelne Karte, so wie sie von zwei Bändern gehalten herankommt, mit Farbe versieht, in demselben Augenblicke, wo sie, auf die unten befindlichen Typen gepreßt, den Namen erhält. Die Präparation des Papieres ist Geheimniß des Herrn Leboyer, eines Lithografen aus der Provinz, den, wie er selbst erzählt, die Erfindung irgend einer das langweilige Schwärzen und Färben beim Visitkarten-Fertigen ersetzenden Vorrichtung bereits viele, viele Jahre geplagt hat. Der Neujahrstag hat den geplagten Lithografen, da er der einzige im Orte war, immer regelmäßig zur Verzweiflung gebracht, denn der Visitkartenbedarf des Ortes war, Dank der allgemeinen französischen Sitte, am Neujahrstage bei Freunden, Bekannten, Honoratioren seine Karte als Gratulationsbeitrag abzugeben, so groß, daß Herr Leboyer Monate vorher schon Tag und Nacht rakern mußte, um Allen gerecht werden zu können. Die Last des Schwärzens jeder einzelnen Karte, nachdem sie abgezogen war, eine Last, die der fleißige Mann losbekommen wollte, ließ ihn nicht eher ruhen, als bis er das sinnreiche Mittel gefunden, den Druck und die Färbung der Visitkarten in der Maschine zu gleicher Zeit zu bewerkstelligen, ohne daß erst eine Erneuerung der Farbe von Nöthen wäre. Von großen Erfolgen gekrönt sieht Herr Leboyer heute sein Nachdenken, denn bereits beeilen sich die Lithografen aller großen Städte, Exemplare der Leboyer'schen Visit-

kartenmaschine anzuschaffen. Die Erfindung aber verdankt die Welt Herrn Leboyer und dem — Neujahrsfeste. Vielleicht erfindet noch Jemand ein Mittel gegen gewisse andere Neujahrslasten, die auch Leute zu tragen haben, die keine Lithografen sind. Hoffen wir alles Gute. Weiterhin werden vor unseren Augen Bonbons geschaffen, Placate gedruckt, Bilder gravirt und noch einiges Andere. Und alles nur Schnelligkeit, keine Hexerei! Die Franzosen haben eine ganze Reihe dieser werkelthätigen Maschinen neben einander aufgestellt und lassen sie zum Ergötzen der Menge alle auf einmal in buntem Nebeneinander arbeiten ad majorem nationis gloriam. Sie haben da eine gemeinsame Nationalwerkstätte für sich geschaffen und zeigen, wie sie auf diesem engen Raume jeglichen Menschen in kurzer Zeit mit den wichtigsten Kulturbehelfen des Daseins auszustatten vermögen, mit Kleidern, Hüten, Stiefeln, Seife, Bonbons und Visitenkarten. Machen diese einzelnen Dinge zusammen den modernen gewöhnlichen Menschen, so kann man von dieser französischen Maschinenabtheilung behaupten, daß in ihr in wenigen Minuten mit der Maschine — Menschen gemacht werden. Diese Maschinenthätigkeit imponirt der Menge in ungewöhnlichem Grade und mit ihr ist für andere Thätigkeiten schwer zu konkurriren. Warum malt auch Kaulbach nicht hier vor den Augen der Menge seine „Reformation"? Sein Bild würde dann vielleicht noch mehr Andrang erleben. Wir leben eben im Zeitalter der raffinirtesten Arbeit, und das „Wie" der Arbeit interessirt so viele Leute mehr als das „Was". Die Menschen geben sich eben auf Weltausstellungen nicht besser, als sie sonst sind.

XVI.

Der Tag der Medaillen-Ernte.

Menschliche Eitelkeit auf Weltausstellungen. — Persönliche und ideale Ziele. — Die Medaillen-Jagd. — Das große Heer der Unzufriedenen. — Jurorleiden. — Eine ergötzliche Geschichte von einem Pantoffelindustriellen. — Jurorschwächen. — Die kaiserliche Commission. — Im alten Industriepalast. — Der Anblick des großen Schiffes. — Physiognomische und Costume-Studien. — Die Ceremonie. — Rossini und Napoleon III. — Die Prozession der Weltindustrien. — Verschiedene Expektorationen.

XVI.

Der Tag der Medaillen-Ernte.

Drei Viertel zwölf Uhr! Das Fieber entpuppte schon wochenlange vor dem 1. Juli 1867 in Tausenden von Köpfen. War das ein Drängen nach großen Preisen, Ehrenlegion-Kreuzen, nach goldenen, silbernen, bronzenen Medaillen! Wer auch nur einen Knopf auf dem Marsfelde ausgestellt, möchte gern eine Medaille für ihn haben! Es geschieht Alles in der heutigen Welt, um die Eitelkeit vieler und vieler Menschen zu spornen und zu nähren, oder besser gesagt mit weniger Beigeschmack öffentlicher Anklage: was auch immer in der Welt geschieht, die Eitelkeit der Menschen wird es, und wäre es das idealst gedachte, von den Schlacken täglicher Prosa ganz fern gehaltene Werk der Menschenbeglückung, herabdrücken mit der ganzen Wucht gemeiner Mittel. Die Weltausstellungen machen da wahrlich keine Ausnahmen. Wie sie heute sind, sind sie weit entfernt von jener idealen Höhe eines Kampfes verschiedener Kulturen, in dem jede, alles Per-

XVI.

Der Tag der Medaillen-Ernte.

Preisvertheilung! Das Wort rumorte schon wochenlange vor dem 1. Juli 1867 in Tausenden von Köpfen. War das ein Drängen nach großen Preisen, Ehrenlegion-Kreuzen, nach goldenen, silbernen, bronzenen Medaillen! Wer auch nur einen Knopf auf dem Marsfelde ausgestellt, mochte gern eine Medaille für ihn haben! Es geschieht Alles in der heutigen Welt, um die Eitelkeit vieler und vieler Menschen zu spornen und zu nähren, oder besser gesagt mit weniger Beigeschmack öffentlicher Anklage: was auch immer in der Welt geschieht, die Eitelkeit der Menschen wird es, und wäre es das idealst gedachte, von den Schlacken täglicher Prosa ganz fern gehaltene Werk der Menschenbeglückung, herabdrücken mit der ganzen Wucht gemeiner Mittel. Die Weltausstellungen machen da wahrlich keine Ausnahmen. Wie sie heute sind, sind sie weit entfernt von jener idealen Höhe eines Kampfes verschiedener Kulturen, in dem jede, alles Per-

sönliche abstreifend, von den vielen Händen, die mitgewirkt, absehend, selbstbewußt im Gefühle bedeutsamer Kraft auftritt. Im Gegentheil. Das Persönliche ist die Hauptsache und man muß Gott danken, wenn man den kleinen Lichtstreifen von höherer Idee, den eine Weltausstellung trotz alledem hat, überhaupt zu Gesichte bekommt. Ich will gerne glauben, daß, soll so ein grandioses Vereinigungswerk der Weltenarbeit überhaupt zu Stande kommen, man dazu menschliche Eitelkeit in Versuchung führen müsse; aber diese Preis-, Ordens- und Medaillenjagd, wie sie diesmal herrschte und wie sie an alle Jury's und Kommissionen der verschiedenen Völker und Länder erschreckend herantrat, in Gestalt von Forderungen, Wünschen, Bitten, Beschwerden, immer mehr oder weniger das eigene Verdienst chargirend, immer mehr oder weniger häßlich, sie wäre eine Karikatur auf alle höherstehende Kulturbestrebung zu nennen. Interessant dabei ist nur, daß die Racen auf dieser Jagd alle die gleiche Ausdauer bewiesen: Europäer, Afrikaner, Amerikaner, Asiaten und Australier waren alle gleich leidenschaftlich hinter den goldenen und silbernen Medaillen her, der Schwarze machte es nicht besser, als der Weiße unter den Industriellen des Marsfeldes.

Wer einmal früher eine bronzene Medaille auf einer Ausstellung bekam, der wollte jetzt eine silberne, wer die silberne hatte, begehrte die goldene, wer im Besitze einer oder gar schon mehrerer goldener war, der hätte gar so gerne einen der Ehrenpreise, eine der „Medailles d'honneur“ bekommen. Nur die „ehrenvolle Erwähnung“, jener letzte Grad von Jury-Anerkennung, war etwas, um das an-

fangs sich Niemand reißen wollte. Heute hat auch freilich dieser letzte Grad die größte Anzahl von Unzufriedenen zurückgelassen. Man muß da die Jurors und Kommissionsmitglieder erzählen hören, um einen Maßstab für Weltausstellereitelkeit zu haben. Die unglaublichsten Anstrengungen wurden oft gemacht, die wunderlichsten Ursachen und Gründe ins Treffen geführt. Es gab oft sehr ergötzliche Geschichtchen. So erregte ein deutscher Aspirant auf die „goldene" — ich mag seine Heimath nicht näher bezeichnen — die größte Heiterkeit seiner heimathlichen Jurymitglieder. Er hatte mit Wehmuth gehört, es sei ihm nur die silberne Medaille beschieden und hierauf ein Bild des schreienden Unrechts, das ihm geschehe, entworfen. Was half das? Es war keine „goldene" für ihn herauszubringen aus der Gesammtjury, bei all' den Verdiensten, die der Mann unbestreitbar hat. Er ficht mit Thatsachen, Gründen, Zeugnissen, kaiserlichen Bestellungen und Aufträgen; er rührt einige seiner heimathlichen Richter sogar, aber goldene Medaillen kommen, wenn es nicht Rettungsmedaillen sind, nicht aus einem Gefühle von Rührung. Da greift er zu seinem offenbar letzten, in Reserve gebliebenen Mittel. Er tritt eines Tages zu seinen Jurors hin und hört wiederum das alte Lied von der Unmöglichkeit. Da vergißt der Industrielle in seinem unglücklichen Zustand, daß er ein Mann ist und sagt: „Meine Herren, aber ich traue mich nicht nach Hause, ich darf meiner Frau ohne die „Goldene" nicht unter die Augen kommen!" Das war ein neuer Grund, die goldene Medaille zu verlangen; es war aber keiner, sie

ihm zu geben. Die großen Listen des Moniteur haben den Mann seinerzeit darüber belehrt. Jedenfalls ist es von ihm versucht worden, den Pantoffel auch auf einer Weltausstellung eine Rolle spielen zu lassen. Und warum nicht? Der Pantoffel ist unbestreitbar ein Industriezweig. Vielleicht hat die französische Jury nachträglich sich doch von dem in Aussicht gestellten schrecklichen Hintergrunde einer häuslichen Scene zu einem Nachgeben in diesem Falle verleiten lassen. Es wäre auch nicht das Aergste, wozu sie sich verleiten ließ. Sie hat der Schwächen genug entwickelt, warum nicht auch diese liebenswürdige?

In Bezug auf dieses Kapitel mußte man wieder zu den Industriellen hinhorchen, um manches Merkwürdige, Ueberraschende zu hören. Es wurde unter den Medaillengewährenden nicht weniger gesündigt, als unter den Medaillenwünschenden. Es ist freilich nicht leicht, es 40,000 Menschen recht zu machen. Richtig, und das war auch gar nicht nöthig, wieder zu beweisen. Was aber glänzend bewiesen ward von der gesammten internationalen Jury, das ist die Thatsache, daß sie sich's denn doch etwas zu leicht werden ließ, nicht wenigen unter den 40,000 Ausstellern — unrecht zu thun. Sie that dem Einen unrecht mit der Medaille, die sie ihm gab, dem Andern mit der Medaille, die sie ihm vorenthielt. Aber das wäre ein zu unerquickliches Thema und würde Unheil gebären; für heute keine Feindschaft! Man hat uns mittelst Einladungskarte für heute hier in das Palais de l'Industrie kaum dazu herbeschieden, auf daß wir den Weltausstellungsmitarbeitern des Franzosenkaisers Vorwürfe

machen. Seien wir hübsch artig, wie es der schwarze Frack und die weiße Binde, die man vorgeschrieben, beanspruchen. Heute ist ja wieder ein Freudentag des Kaisers Napoleon! Er hat die Ausstellung pünktlich auf Tag und Stunde, die angesetzt waren, am 1. April dieses Jahres eröffnet, und er vertheilt heute, wiederum pünktlich auf Tag und Stunde, die Ehrenzeichen an die Industriellen des Erdballs — Alles so, wie es Viele nicht glauben mochten. Als Scene der Feier fungirt heute, wie zur Erinnerung an die erste Pariser Ausstellung, das Palais in den elysäischen Feldern, das Anno 1855 die Industriellen der Welt, wenn auch lange nicht so zahlreich, wie das Palais auf dem Marsfelde, um sich versammelte. Seither ist das Palais der ersten Pariser Ausstellung das Palais der französischen Kunst geworden, die Musen der Malerei und Skulptur läßt man hier alljährlich ihre Revuen halten. — Vierzehn Tage schon arbeiten Mr. Ruppech-Robert, der „Dekorateur der Krone", und seine Untergebenen an der Ausstattung dieser Scene und eben so lange, nur mit jedem der letzten heißer, steht der Sinn der Pariser, d. h. der Menschenkinder, die jetzt als solche dominiren, auf einen oder mehrere Plätze an der heiligen Stätte der Preisvertheilung. 17,000 solcher Plätze sind im Industriepalais von 1855 geschaffen worden, aber Paris hat zu jeder Zeit und heute schon gar etwas mehr Neugierige. Nun ist in der That auf diese Neugierigen, insoweit sie Mittel haben, ihre Neugierde zu bezahlen, mehr Rücksicht genommen worden, als auf jene Leute, die ein kleines Recht hätten, zugelassen zu werden. Aber es ist ja

ganz im großen Kaufmannsstyle der kaiserlich französischen Kommission, daß sie in den letzten Tagen des Juni noch für Die, die 100 Fr. rasch für eine Ausstellungssaison-karte erlegten, Sitze zur Preisvertheilung freigemacht, aber Aussteller des Palais auf dem Marsfelde einfach zurückgewiesen. Sie hatte noch einige Tage vor der Preisvertheilung die Wahl, die 500 Karten, die ihr, nachdem die Besitzer von goldenen Medaillen, die in- und ausländische Presse, die Kommissionen und Jurors, die großen und kleinen Staatshonoratioren, die Diplomatie wie der Hof mit ihren Frauen betheilt waren, übrig blieben, an Besitzer silberner Medaillen zu vertheilen, oder 50,000 Frcs. mit ihnen zu verdienen. Nach Allem, was ich von dieser kaiserlich französischen Kommission monatelang gesehen, zweifelte ich keinen Augenblick, daß sie den mit 50,000 Fr. gepflasterten Weg vorziehen werde. Die 500 industriellen Aspiranten mögen sehen, wie sie im Straßengewühle der Champs Elysée wenigstens die Auffahrt sehen. Wir aber sind froh, kein Opfer der Rechnungswuth der Kommission geworden zu sein und eilen auf unseren Platz.

In vier Etagen ziehen sich im großen Schiff des Palais die arrangirten Sitzplätze hin. Das Schiff strotzt von Bannern aller Nationen des Erdreichs. Man hat mit ihnen zugleich die Abtheilungen markirt, welche die Zusammengehörigen einer Nation hier, auch was ihre Plätze betrifft, vereint und mit diesen Abtheilungen zugleich die Völker-Eintheilung auf dem Marsfelde en miniature hier wiedergegeben. Mit Frankreich beginnt auch hier wieder das Ganze; zu beiden Seiten des Thrones mit der Loge für den Souverain ziehen sich die

stattlichen Massen von Sitzen für die Franzosen hin und füllen die eine Seite des Schiffes vollständig aus. Dann kommen die Belgier, Holländer, Preußen, Oesterreicher u. s. w., bis die Engländer auf der anderen Seite des Schiffes wiederum den Anschluß an Frankreich herstellen. Dem Throne gegenüber unterbricht die Diplomatenloge die Reihe der internationalen Abtheilungen; etwas über derselben erhöht ist die Damenloge angebracht. Links vom Throne ist die Musik placirt, sind die Sänger, Chöre, die Orgeln und die großen Glocken, die Maestro Rossini für seine „Hymne an den Kaiser" in's Treffen führt (französische, englische und ungarische Glocken sind zur Mitwirkung ausersehen worden), untergebracht. Reizend schön präsentirt sich die Glasdecke des großen Schiffes, die heute in transparente reiche, weiße Stoffe, auf denen goldene Sternchen flimmern, gehüllt ist. Sternenbanner in allen Farben wallen von ihr herab. In rothem Sammt mit Goldbesätzen prangt die Gesammtdekoration des Schiffes. Großartig und doch anmuthig haben sie das Parterre herausgeputzt. Zehn Trophäen, aus den zehn Gruppen der Ausstellung des Marsfeldes gebildet, ziehen sich durch die Mitte hin. Die einzelnen Klassen jeder Gruppe haben sich in jeder der Trophäen zu einem Gesammtbilde vereinigt. Mit großem, edlen Geschmacke sind diese Waaren-Trophäen zusammengestellt worden. Die Trophäe der schönen Künste eröffnet unter der Musik-Loge die Reihe, die Trophäe der Landwirthschaft, den „Boef gras" (Fastnachtsochsen) an der Spitze, beschließt sie am andern Ende des Schiffes. Die ganze Reihe ist zu beiden Seiten von Blumenbeeten,

deren reiche Düfte Einen in einem Garten zu wandeln wähnen machen, bekränzt. Zwischen den einzelnen Trophäen stehen kleine, mit rothem Sammt überzogene Bänke, die Ehrenplätze der Dekorirten einer jeden Gruppe.

Es ist halb zwei, wir haben also noch bis zum Erscheinen des Kaisers etwas Zeit zu einer kleinen Promenade durch das Schiff. Auf den einzelnen Abtheilungen ist es bereits in hohem Grad lebendig. Die Eingeladenen aller Stände und Nationen haben Posto gefaßt. Ein herrlicher, seltener Anblick, dieses Bild von 17,000 aus allen Welttheilen zusammengeströmten Menschen! Welche Fülle von Physiognomien, welche Buntheit der Racen und Farben, welcher Nuancenreichthum in den Toiletten! Der schwarze Frack und die Militair- und Staatsuniform — diese in allen Farben, roth, blau, grün, weiß, gelb u. s. w. — der Kittel und der Burnuß, der türkische Kaftan und die ungarische Mente, das spanische Kleid und die japanesischen, langschleppigen Ueberwürfe; der rothe Fez und die schwarze Kapuze, der Turban des Beduinen und die hohe, spitzige, haarige Mütze des Persers; der Krummsäbel, Gürteldolch und Degen; Reiterstiefel und bunte Sandalen und Schnürstiefelchen; Gesichte von Marmorweiße und solche vom tiefsten Schwarz des Ebenholzes und der Farbe der Bronze — welch' ein überraschend anregender, stellenweise sogar verwirrender Anblick! Und mitten darunter eine leuchtende, glitzernde, funkelnde Masse von Frauen, schöne Augen, reiche Toiletten, Perlen und Diamanten. Ich habe eben das Gutwienerische eines Landsmannes neben mir gehört und schon fallen Worte der Sprache des himmlischen Reiches

in mein Ohr. Und nun beginnt auch das reichbesetzte Orchester eine Ouverture zu spielen. Unter den Klängen der Musik begeben sich nun die Exponenten der einzelnen Gruppen, die mit goldenen Medaillen und Ehrenlegionskreuzen bedacht werden sollen, geführt von dem Präsidenten und Vizepräsidenten ihrer Jury, einen Bannenträger voraus, zu ihren Trophäen und lassen sich dort auf ihren Bänken nieder. Eine schöne, stolze Prozession! Indeß ist es 2 Uhr geworden und alle Augen richten sich auf die große, von Sammt und Gold strotzende Thronloge des Schiffes. In ihrer Mitte erheben sich drei Thronsessel rechts, und links vor diesen sind zwanzig andere Sammtfauteuls placirt.

Ein Zeichen von Außen; die Musik beginnt ihren Rossini'schen Hymnus an den Kaiser. Rufe kennzeichnen das Eintreten des Hofes in die Loge. Zuerst naht die Kaiserin Eugenie, an ihrer Seite schreitet der Sultan Abdul-Aziz; gleich darauf kommt Kaiser Napoleon. Die „Vive l'Empereur" sind etwas dünn gesäet, natürlich, Jeder ist mit seinen Augen beschäftigt. Erst das Erscheinen des kaiserlichen Prinzen (in einem schwarzen Sammtkostüme und rothen Strümpfen) löst die Zungen der Tausende von Menschen und dem Sohne wird ein wärmerer Empfang als dem kaiserlichen Vater. Die Herrschaften nehmen Platz — Napoleon III., die Kaiserin Eugenie und der Sultan auf den Thronsesseln, zu beiden Seiten reihen sich die Prinzen und Prinzessinen des französischen Kaiserhauses und die hier anwesenden Angehörigen fremder souveräner Häuser, als: der Prinz von Wales, der Kronprinz von Preußen, die Prinzen

von Flandern, Oranien, der Vizekönig von Egypten, die Prinzen Amadeus und Humbert, der Erstere mit seiner jungen Frau, der Prinz von Weimar u. s. w. Indeß gipfelt sich die Rossini'sche Hymne (ein mageres Musikstück mit vielem „Lärm um Nichts" und selbst für eine Gelegenheitsarbeit für einen Rossini nicht bedeutend genug) zu einem effektvollen Schluß. Das musikalisch-massenhaft intonirte „Vive l'Empereur" wird von Trommelwirbel, Glockengeläute, freilich mehr lärmend als musikalisch, zu Ende geführt. Minister Rouher verliest hierauf seinen Bericht über die Ausstellungserfolge, monoton und ganz unverständlich, worauf der Kaiser (mit ihm der ganze Hof) sich erhebt und seinen „Discours" (den der Telegraph bald darauf in alle Weltgegenden verpflanzt) in deutlicher, sonorer Weise aus einem Hefte vorliest. Die einzelnen Schlaglichter des Diskurses verfehlen ihre Wirkung nicht und einige Male erreicht der Beifall sogar eine gewisse Allgemeinheit. Nachdem der Kaiser sich wieder niedergelassen, beginnt die Prozession der einzelnen Gruppen mit ihren Bannern. Vor dem Thron des Kaisers hält jede Gruppe still, Senator Le Play verliest die Namen Derer, die die Ehrenlegion oder die goldene Medaille erhalten. Jeder der Genannten steigt dann die Stufen zum Throne hinan und erhält aus den Händen des Kaisers selbst die Dekoration. Nicht selten ward dem Einen oder dem Andern auch noch die Ehre zu Theil, daß der Kaiser ihm die Hand schüttelt und die Kaiserin ein paar Worte an ihn richtet. Bei dem und jenem besonders berühmten Namen ertönen auch Beifallsrufe aus dem zusehenden Publikum. Nachdem

diese Vertheilung bei allen zehn Gruppen beendet, (sie nimmt ungefähr 3/4 Stunden weg) und auch der Kaiser, als Aussteller der zehnten Gruppe (Arbeiterhäuser), als Preisgekrönter genannt ist, was unter einem allgemeinen „Hurrah" und „Bravo" vor sich geht, verlassen Kaiser und Hof die Loge und machen eine Tour durch das Schiff. Die Kaiserin geht an der Seite des Sultans, der sehr gelangweilt drein sieht, der Kaiser schreitet nebenher. Der kleine Prinz geht an der Seite des Prinzen Napoleon. Sehr komisch trottelt auch der kleine Japanesenprinz mit. Indeß spielt das Orchester auf dieser kaiserlichen Promenade sämmtliche existirenden Volkshymnen nacheinander. Der Hof verläßt, bei seiner Loge angekommen, das Schiff. Es ist 4 Uhr, die Zeremonie ist beendet, vieler Menschen Eitelkeit geschmeichelt, ebenso vieler wiederum beleidigt. Die Preise sind alle vertheilt — „schlecht und gerecht", sagen die Einen, schlecht und ungerecht, sagen die Anderen. Auch unten auf offener Straße herrscht der Unfriede und kömmt zu Wort. „Es lebe die Freiheit!" rufen die Einen, da der Kaiser mit prächtigem Gefolge davonfährt. „Gott schütze den Kaiser!" rufen die Anderen. Welche von beiden wol keine Medaillen erhalten haben mögen?

diese Vertheilung bei allen zehn Gruppen beendet. (Sie nimmt ungefähr [illegible] Stunden weg) und auch der Kaiser, als Aussteller der zehnten Gruppe (Arbeiter[illegible]), als Preisvertheiler genannt ist, was unter einem allgemeinen „Hurrah" und „Bravo" vor sich geht, verlassen Kaiser und Hof die Loge und machen eine Tour durch das Schiff. Die Kaiserin geht an der Seite des Sultans, der sehr gelangweilt drein sieht, der Kaiser schreitet nebenher. Der kleine Prinz geht an der Seite des Prinzen Napoleon. Sehr komisch [illegible] auch der [illegible] das [illegible] auf dieser kaiserlichen Promenade sämmtliche [illegible] [illegible]

und [illegible], [illegible] die [illegible]. Auch unten auf offener Straße vernimmt [illegible] und kommt zu Wort. „Es lebe die Freiheit!" rufen die Einen, da der Kaiser mit [illegible] davongeht. „Gott schütze den Kaiser!" rufen die Anderen. Welche von beiden wohl seine [illegible] erhalten haben mögen?

XVII.

In der Rue des Indes.

Von den englischen Colonieen. — Indische Spezialitäten. — Die Shawlwunder von Kaschmir. — Zur Entstehungsgeschichte eines echten Kaschmir. — Mein Hindu. — Die Weber von Pundschab. — Indischer Luxus. — Allerlei Herrlichkeiten indischer Fürsten. — Eine indische Pickelhaube. — Ein origineller Wandkalender. — Die wahren Heiligen des Jahrhunderts. — Durch Amerika. — Brasilianische Theaterdekoration. — Hawaii. — Eine Zeitung aus Honolulu. — Die „schlimme" Königin Emma.

XVII.

In der Rue des Indes.

Der Völker manche laden uns noch zu kurzem Besuch ein, aber wir können leider nicht mehr allen diesen Einladungen folgen. Nur zwei Gänge noch und dann — Adieu! Den einen dieser Gänge, den wir heute vor uns haben, machen wir bei fremden Kulturen. Wenn wir die weite englische Abtheilung, der wir so manchen schönen Anblick verdankten, hinabgehen, unsere Blicke noch einmal um uns werfend, auf die Reichthümer von Manchester, Liverpool, Belfast, auf die Prachtstücke Minton's, Wedgewood's, auf die Juwelen Londons, auf den feinen glänzenden Stahl Birmingham's und so vieles Andere, was den Stolz Großbritaniens ausmacht, so stehen wir vor den Produkten-Wundern der englischen Kolonien, auch der Stolz Englands und, mit etwas weniger Recht, der seiner Administration. Die „Rue des Indes" thut sich dem Auge auf mit all' ihren Kostbarkeiten und Schönheiten in den verschiedensten Stoffen, die Alle theils des

Mannes, theils des Weibes Herz zu erfreuen wissen. Des Weibes Herz — ich bin überzeugt, keines, und käme es von wo immer in der Welt daher, bleibt hier unberührt im Angesichte dieser Kunstwerke von Shawls, die da in schönen, hohen Kästen paradiren. Ein indischer Shawl — was läuft nicht Alles unter diesem fälschlich angenommenen Namen auf den Leibern der schönen Frauen der europäischen Gesellschaft umher! Was habe ich mir nicht selbst Alles schon für einen Kaschmir aufschwatzen lassen, wurde es mir doch leichter zu glauben, da die Besitzerinen selbst, an ihren echten Kaschmir glaubten. Die ganze Nichtswürdigkeit dieser Täuschungen stellt sich einem erst recht heraus, wenn man die Shawlwunder, die Indien ausgestellt, genauer betrachtet. Ich schwärme für keinerlei Kleidungsstück, nicht einmal für Krönungsmäntel, aber diesen Kaschmirs gegenüber ward ich fast zum Weibe. Und ich degradirte meinen Wissensdurst und stieg mit meiner Neugierde herab zu den Geheimnissen der indischen Shawlfabrikation. Und ein liebenswürdiger Hindu nahm sich meiner an und weihte mich ein in die vielen Schönheiten des so wunderbaren Gewebes, das bei den thibetanischen Ziegen beginnt, um auf dem schlanken Leib einer Königin, Fürstin oder Eisenbahn- und Creditinstituts-Verwaltungsräthin (die Rangordnung ist doch richtig?) sein schönes Leben zu beendigen. Und er sagte mir, daß sie diese Wolle, die sie zur Verarbeitung eines solchen Kaschmirs nehmen, im Lande „Paschum" heißen, daß sie die beste, schönste Sorte aus Turfan Kichar in China beziehen und in Kaschmir verspinnen und verweben, daß auf diese Sorte

die Stadt Kaschmir ein ausgedehntes Eigenthumsrecht besitze und daß die Wolle auch außerhalb des Landes, besäße man sie, doch nicht zu einem solchen Wunder von Schönheit, wie z. B. dieser Shawl mit gelbem, pompösen Muster, den ich hier vor mir habe, verarbeitet werden könnte, weil das Wunderwasser von Kaschmir, das einen schönen Theil der Mitarbeiterschaft an diesen Wundershawls hat, dazu fehlt. Und der Hindu zeigte mir hierauf zum Beweise einen andern Shawl, den die Weber von Pundschab machten, die für gutes Geld manchmal aus Kaschmir ausreißen und ihre Kunst nach dem Pundschab tragen. O, er ist auch noch schön genug, um den heißesten Wunsch der umstehenden Frauen zu rechtfertigen, aber er erreicht in der That nicht die großartige Farbenwirkung des gelben Wunders von Kaschmir. Der gute Hindu muß es mir auch von der Stirne gelesen haben, daß ich kein Shawlfabrikant bin, denn er setzte mir mit einer Ausführlichkeit, die den Techniker verrieth, auseinander, wie die Prozesse des Reinigens, Enthaarens, Verspinnens und Färbens des echten „Paschums" vor sich gehen, wie die einzelne Stücke vom Webstuhle weg zu jenem wunderbaren Ensemble gelangen, das wir dann einen Kaschmirshawl nennen u. s. w. u. s. w. Ich erwartete nach so viel indischer Freundlichkeit, daß der Mann auch noch zum Andenken an unser Zusammensein mich schließlich, in einen solchen Kaschmir- oder Pundschab-Shawl gewickelt, nach Hause schicken werde, — keine Spur! Ich ging und die Shawls blieben da, aber ich ging als ein Bekehrter von hinnen, als ein neuer Gläubiger in der Gemeinde, die an der einzigen Schönheit eines echten Kaschmirs festhalten.

Aber die Shawls Indiens absorbirten nicht alle Bewunderung des Beschauers, er hatte noch genug übrig für die Holzarbeiten, die Bombay ausgestellt, für die weichen Teppiche, die pompösen Gold- und Silberdekorationswaaren, die Arbeiten in Elfenbein, die so zahlreich umherstehen und umherliegen. Die Möbeln aus braunem und pechschwarzem Holze, die Shajony und Comp. ausgestellt, enthalten die complicirtesten Dekorationsdetails, die man am Holze sich nur denken kann, das feinste, schönädrigste, formschönste Schnitzwerk, alles mit ungewöhnlichem plastischen Gefühle gearbeitet, lebendig hervortretend. An manchem Stück ist die englische Geschmackseinwirkung deutlich zu beobachten. Der große Tisch mit Thiergruppen, die großen Kasten, Toilettentische, Kandelaber, Spiegelrahmen mit Gestalten des indischen Kultus sind Prachtwerke der Kunsttischlerei, vor denen sich europäisches Kunsthandwerk, wie es auf vielen und sogar beliebten Stellen betrieben wird, recht gut verbeugen kann. Von fast fabelhaftem Glanz und Reichthum sind die Gold- und Silbergewebe auf indischer Seide, diese prunkhaften Ausstattungsstücke für Mensch und Thier, diese Schabraken, Flöre, Schleier. Von massivem Gold und Silber und Juwelen strotzen die Waffen indischer Fürsten, ihre Schilder, Panzerhemde, Köcher und Bögen; der indische Spazierstock schon ist ein Dekorationsstück, das mit seinen bunten Einlagen von Perlmutter, Elfenbein, Gold, Silber seines gleichen sucht. Und da erst die üppig ausgestatteten, juwelenbesäten fürstlichen Pfauenwedel, die Spitzenarbeiten von Delhi, die zierlichen Zeltstühlchen, die goldtupfigen Son-

nenschirme und eine große Anzahl geringfügiger Schmucksächelchen der indischen hohen Frauen. Dies Alles repräsentirt nicht nur einen Reichthum gewesener indischer Granden, die das englische Regime gestürzt, für den sogar der europäische Begriff des „fürstlichen" kein rechter Maßstab ist, sondern es zeigt auch von einem ganz wunderbar feinen Formgefühle. Meine ganze Aufmerksamkeit erregte noch ein Kinderwagen für einen bengalischen Prinzen, von außerordentlich luxuriöser Anlage und Ausstattung, die beweist, daß das „Kind von Bengalen" es einstens mindestens eben so gut hatte, als heutzutage das „Kind von Frankreich" — und eine bengalische Pickelhaube, die dem Grafen Bismark, wenn er in seiner beliebten Kürassieruniform steckt, außerordentlich gut zu Gesicht stehen müßte.

Englands sonstige Kolonien können unser auf der indischen Abtheilung so berauscht gewordenes Auge freilich nicht mehr so recht befriedigen. Nun fliegen wir nur noch so durch Trinitad, Barbados und Vincent, Mauritius, Bahamas, Kanada, Victoria u. s. w. durch. Die Landesrohprodukte stehen hier in erster Reihe der Ausstellung; diese Kolonien bringen meist ihre Hölzer, Sämen, Früchte; da spielt das kanadische Holz, das Cypernholz, eine große Rolle, Guinea-Gummi; Mauritius bringt von seinem „Coco de Mer" Bambus, seinen 32 Zucker-Sorten; Bahamas von seinen zierlichen Perlen- und Muscheln-Arbeiten, seiner schönen, blendend-weißen Wolle. Reizend ist für's bloße Auge schon die Wolle-Ausstellung der Kolonie Victoria, in der die großen Säcke zu einer Art von Rundbogen

gestaltet sind. Interessanter als dies noch, ja, ein ganz originelles Ausstellungsstück, das auf dem ganzen Marsfelde nicht wieder zu finden, ist ein — Wandkalender, den Levi Brothers aus Melbourne ausstellen. Was originell an dem Kalender? Er kennt keinen einzigen Heiligen! Er füllt jeden Tag des lieben Jahres entweder mit den Heiligen der Geschichte der Kolonien aus, oder mit historisch denkwürdigen Ereignissen. Wo z. B. in unseren Kalendern Kilian, Markus, Benedikt, Balthasar, Zacharias, Magdalene, Ursula u. s. w. verzeichnet stehen, stehen in dem Kalender von Melbourne verzeichnet: Die erste Beleuchtung Melbournes mit Gas; Eröffnung der Bank, Begräbniß von Burke und Wills, Posteinführung, die erste Hochzeit in Porte Philipp (1837), Wellingtons Geburtstag, Erfindung der Glocken (1368), Tag der Separation, Schlacht bei Abukir, das Abgehen des ersten Telegramms nach Adelaide, Eröffnung des ersten amerikanischen Kongresses, Gründung der „Times“, Melbourner Musikfest u. s. w. u. s. w. Das ist doch ein origineller Kalender! Aber, halt, auf zwei Kalenderheilige bin ich denn doch gestoßen, die nicht exmittirt worden von Levi Brothers in Melbourne, das sind der h. Patrik und der h. Georg. Sie können auch beide stolz sein auf den Platz in diesem echten Wandkalender des neunzehnten Jahrhunderts. — —

Nun gelangen wir auf unserer Wanderung in fremden Welttheilen auch nach den nordamerikanischen Freiheitsstaaten und zu den süd- und centralamerikanischen Republiken. Da stehen auf der Unionsseite

Tuche, Schuhe, Krinolinen, Kanonen-Revolver, Parfümerien, Kamine aus Rutland- und Tennessee-Marmor, Klaviere, Mosaiktische, falsche Zähne, Glassachen, Bücher für Blinde u. s. w. in Kunterbunt aufgestellt, nichts bemerkenswerth Hervorragendes, Alles von europäischer Physiognomie, nichts neuweltlich Eigenthümliches. Interessanter sind die Säle amerikanischer Landesprodukte: Tabak und Oele in Hülle und Fülle, Baumwolle (in Stauden und Ballen), Mineralien. Der Tabak liegt da in den schönsten Farben, in langer Wurstform, in großen Kuchenstücken, das Oel in schlanken, riesigen Glasschläuchen und dickbauchigen Flaschen, Rosinen-, Pfeffermünze-, Pfauenöl, Petroleum (der erste Petroleist hat nicht weniger als 24 Medaillen, die er alle in großen Goldrahmen uns vorzeigt), Wagen- und Signalöl und gleich nebenan kommen wieder die Lieblingsartikel der Frauen: Pelze, Muffe seltenster Art. Prachtvolle Otterpelze, Musquesh-, Sablo-Muffs von glänzendem Seidenhaar. Und die edlen Pelzlieferanten des Landes: der Wolf, die Otter, der Raccon, Silberfuchs, präsentiren sich uns auch in ausgestopftem Zustande. Weiter gelangen wir zu den Stein- und Metallschätzen Kaliforniens. Da liegen Gold und Silber der berühmtesten Minen, die Sehnsucht so vieler deutscher Auswanderer, vor uns in Hülle und Fülle ausgebreitet, da sieht uns der Dämon der kalifornischen Erde in vielen, vielen Exemplaren, manche von kolossaler Formation, an; Gold- und Silberblöcke von Colorado, Geschenke für die kaiserl. französische Mineurschule und den Jardin de Plantes bestimmt, ganze Kollektionen der Minen von Mico.

Aber wir müssen uns auch hier vom Golde trennen, weiter, immer weiter. Wir ziehen durch eine eigenartig geschmückte, mit großen Palmenzweigen behängte Pforte, von der herab gelbgrüne Banner wehen, in das — Kaiserthum Brasilien ein. Eine phantastisch, märchenhaft herausgeputzte kleine Waldung, von dämmerhaften Lichtern durchwebt, empfängt uns so geheimnißvoll, als wäre es eine Theaterdekoration. Wir erwarten immer die neuengagirte erste Balletfee den Soffitten entsteigen zu sehen, doch — sie kommt nicht. Also müssen wir uns doch mit den großen Quanten mannigfachen brasilianischen Holzes, das man uns so theatralisch vorführt, begnügen? Viel Lärm um Holz! Die schönen Cedernhölzer und ihre massenhaft klassifizirten Geschwister mögen es mir vergeben, wenn ich noch mehr von der Szenerie, in die man sie eingekleidet, zu erwarten gewagt und mich unzufrieden nach der nahen Ausstellung der konföderirten Republiken wende. In bunten Kasten ruhen da die eigenthümlichen Mineralien Chili's, Nicaragua's, San Salvador's, Venezuela's; ruhen die verschiedenartigen Arbeiten der Kinder des Landes, Arbeiten in Stroh, Holz, Spitzen, Blumen, Wolle. Eine Gruppe dreier Reiter zeigt uns das Kostume der Gauchos, bunt, hellfarbig, ein Gemisch von spanischem und russischen Geschmacke, möchte man sagen. Nebenan glotzen uns riesige Fossilien aus Madagaskar an; eine große Urne, gefunden am Orinoco und mit einem Indianerschädel als köstlichem Inhalt gefüllt, fesseln unseren Blick, aber nur einige Augenblicke lang, denn die kleine liebliche Halle nebenan, die das Reich Hawaii repräsentirt, will

auch gesehen sein. Bis auf die Sandwichs-Inseln erstreckte sich sogar der nationale Ehrgeiz, auf dem Marsfelde vertreten zu sein. König Kahameha IV., der constitutionelle Beherrscher Hawaiis mußte auch dabei sein. Und so sehen wir ihn, dann die große Königin Emma und eine Lady Franklin auf diesem kleinen, aber reizenden Flecke Ausstellungserde als Aussteller fungiren. Sie schickten uns von ihren eigenthümlichen Hölzern und Gefäßen, ihrem Café, Tabak, Zucker, ihren schönen, reichdekorirten Stoffen, — ein Costume aus heimischem Vögelgefieder ist ein aufsehenerregendes Stück Arbeit — schickten uns von ihren originellen Muschelkränzen und sogar von ihrer — Zeitungsliteratur. Wer Lust hatte, konnte da in der „Hawaiian-Gazette", eine Art „Sandwichs-Fremdenblatt" lesen. Interessant schien mir auch ein von der Königin Emma präsentirter herrlicher Muschelkranz mit der Inschrift: „E Ola ka moi, o faranii ke a kna!" Wissen Sie, was das zu deutsch heißt? Ich will es Ihnen verrathen: Vive l'empereur de France!" Also sogar die Honoluluer rufen auch schon: „vive l'empereur!" Königin Emma, wie bist du — „schlimm"!

XVIII.

Unter den Kindern der Sonne.

(China, Japan, Siam.)

Die stolzen Chinesen und die Weltausstellung. — Widerwille gegen unsere Cultur. — Privat-Spekulationen. — Collection Darimon. — Chinesische Moneten. — Collection Charton. — Das Kunsthandwerk in Japan. — Siamesischer Luxus. — Der Hausrath eines Oberbonzen. — Mandarinengewänder. — Aus dem Buddaistischen Cultus. — Idole und Tempelstücke. — Der Elefant von Siam. — Die Coiffüre einer siamesischen Hofschauspielerin. — Eine chinesische Zeitschrift. — Die Statue des Confuzius.

XVIII.

Unter den Kindern der Sonne.

(China, Japan, Siam.)

Machen wir heute jenen asiatischen Fremdlingen unseren Besuch, auf die die Pariser Weltausstellung besonders stolz ist, da sie die erste ist, welche von jenen Fremdlingen einer großen Beschickung würdig erachtet worden, — den Chinesen, Japanesen, Siamesen. Freilich gegenüber China paßt dieser Stolz nicht ganz, denn das himmlische Reich hat sich nicht sehr angestrengt. Der Kaiser der Chinesen hat sogar eine offizielle Vertretung seines Reiches auf dem Marsfelde rundweg abgeschlagen, wahrscheinlich weil er die versammelten Völker nicht für reif genug hält, die Nähe China's zu ertragen. Genug das kaiserlich chinesische Gouvernement verschmähte es, sich als solches zu betheiligen uud überließ es einzelnen seiner Zöpfe, sich beliebig auf dem Marsfelde einzustellen. Was wir daher von chinesischer Industrie zu sehen bekommen, sind meist Waaren von Pariser In- und Exporteuren. Einige Händler mit chinesischen Artikeln und ein, zwei

Original-Chinesen haben sich da niedergelassen — das ist Alles. Frankreich wird dem himmlischen Reiche diese Mißachtung nicht so bald vergeben und es ist ein Glück für China, daß es ihm nicht einfällt, die Europäer einmal zu einer Ausstellung nach Pecking zu laden, die Franzosen würden auf einer solchen himmlischen Ausstellung gewiß fehlen. Die Kollektionen, die von Pariser Händlern herrühren, bieten nicht viel des Interessanten. Sie führen meist Dinge vor, die man in den Pariser Schaufenstern zu sehen bekommt: die bekannten chinesischen Vasen, Broncen, Schirme, Holzskulpturen, Seidenwaaren, Stickereien u. s. w. als das theure Zeug, das für chinesische Industrie zu gelten pflegt, ohne es in den meisten Fällen auch zu sein. Eine geschmackvolle echt französische Ausstellung ist die Sammlung des Mr. Charton. Hier findet man reizende Nippessächelchen aus Holz und Elfenbein, welche den echt chinesischen Charakter haben, komische Figürchen, mit recht ergötzlichem Gesichtsausdruck, die uns den Humor der Chinesen wenigstens nach der Seite seiner Wirkungen auf den Leib karakterisiren. Diese Chinesen mögen große Liebhaber jener Späße sein, von denen man bei uns sagt, sie seien „zum Kugeln".

Die Kollektion darinnen giebt uns einen Begriff von den „Moneten" der Chinesen. Sie zeigt uns eine ziemliche Anzal chinesischer Geldmünzen, die den Neid des Landes der „Napoleonsd'or" kaum erregen dürften und ja nicht einmal unseren österreichischen bei „Silbersechserln" auferzogenen Geldsinn zu reizen vermögen. Sie machen sich einen Begriff von der Schönheit dieser chinesischen Geld-

sorten, wenn ich Ihnen sage, die Marken, die bei uns zu Lande von Handschuhmachern, und sogar die, die in gewissen Bierkneipen an der Kasse verwendet werden, sind Prachtstücke gegen das Kupfer und Blei und Blech, das im himmlischen Reiche als Geld kursirt.

Diese kleinen, runden, in der Mitte durchbrochenen groben Metallplättchen sind ein wahrer Hohn auf das, was man den „Reiz des Geldes" nennt. Glanzpunkte der chinesischen Abtheilung sind zwei mit seltenem Reichthum und Pomp ausgestattete Portièren aus rother und weißer Seide (Seide von Sanghei) mit kolossalen Gold- und Silberstickereien, Darstellungen chinesischer „schöner Gegenden", Figuren, Blumen- und Fruchtstücken, Alles zu wirklich seltenen Effecten ausgebeutet. Man glaubt gar nicht, daß so raffinirte Dekorationsarbeiten anderswo als in Europa möglich wären, aber sie sind es, ja das Raffinement ist noch viel weiter getrieben, als bei uns. In Tsching-Yong de Ning-Po, Provinz Tsche-Kuang, waren diese chinesischen Luxuswaaren gearbeitet; dies zur Notiz, wenn die Leserinnen einmal Lust nach chinesischen Portièren bekommen sollten.

Ganz im Gegensatze zu den spröden Chinesen haben Japan und Siam das ganze Füllhorn ihrer industriellen Herrlichkeiten auf's Marsfeld ausgeschüttet. Man kann sich in der That nichts Interessanteres denken, als diese Ketten eigenthümlicher den Reiz einer so hohen industriellen Intelligenz verrathenden Arbeiten, wie sie diese beiden asiatischen Länderkomplexe hierher geschickt. Der Taikun und die übrigen Großen Japans, der gewaltige Fürst von Satsouma und der König von Siam, sie

haben alle förmlich gewetteifert, ein möglichst annäherndes Bild ihrer Länderkulturen zu geben. Staunend steht man vor den Produkten des zu merkwürdigen Resultaten und Erfolgen gelangten Kunsthandwerks, vor diesen überraschend schönen Arbeiten in Holz, Stein, Horn, Thon staunend vor diesen Emaillen, Fayencen, Broncen, Holzskulpturen, Seiden- und Kunstblumenartikeln, staunend, vor diesen das Komplicirte der Dekoration in unglaublicher Weise bewältigenden Luxusartikeln der Japanesen und Siamesen. Kleinlich erscheint diesem Luxus gegenübergestellt all' der Aufwand, der in europäischen Artikeln gleicher Art gemacht wird, in Artikeln von Holz, Metall und Modestoffen. Man muß die kleinen Möbelstücke, die kunstvoll inkrustirten Kassetten, Chatouillen, Toilettentischchen, die diese Völker ausstellen, sehen, um einzugestehen, wie wir das gar nicht Luxus nennen dürfen, was man sich bei uns in reichen Häusern in derlei Dingen gönnt. Auf die Pracht dieser japanesischen und siamesischen Luxusartikel paßt erst so recht der Ausdruck *schwelgerisch* in seiner ganzen Bedeutung. Diese Pracht der Arbeit, der Dekoration, dieser Reichthum der Stoffe wird bei Ihnen auch in Artikeln festgehalten, die man bei uns gar keines Aufwandes würdigt. Man sehe nur die Eßzeuge an, die die Siamesen ausgestellt, das Geschirr, das sie ausgestellt, man findet beides an fürstlichen Tafeln nicht von gleichem Werthe, kunstvolle Arbeiten in Gold, Silber, Perlmutter. Wunderbare Arbeiten sind die großen Kassetten, Chatouillen mit den üppigsten Reliefen von Bein, Perlmutter und Horn, Holzeinlagen, Marmorinkrustirungen, Gold- und Silberverzierungen. Das

Detail dieser Artikel des Kunstwerkes ist fast für das Auge gar nicht zu bewältigen; ihre bildlichen Darstellungen haben an und für sich etwas Fremdartiges für unseren Geschmack, aber trotzdem ist ihnen allen, ob sie sich nun im Thierreich, oder im Pflanzenreich oder unter Menschen ihres gleichen stofflich bewegen, ein großer Grad von Lebendigkeit und sogar Anmuth nicht abzusprechen. Was sie auch in Gold, Silber, Stein, Bein, Perlmutter darstellen, seien es Menschen oder Thiere, es ist auch darin ein liebenswürdiger Reiz der Form. Die zwei überaus kostbaren Chatouillen mit Goldeinlagen, mit Menschen-, Vögel- und Landschafts-Bildern sind dafür Zeugniß; Zeugniß sind auch die mancherlei Vasen, welche Landschaften von so feinem perspektischem Gefühl eingegeben tragen, daß man ganz überrascht von solchem feinen, der Natur glücklich nachspürenden Sinn der siamesischen Thonarbeiter seiner Bewunderung freien Spielraum lassen muß. Auch die Muschel verstehen diese Siamesen künstlerisch zu verwerthen; es ist gar kein Stoff, der ihrer Kunstfertigkeit widerstrebte. — Ein Geschmack, der unerschöpflich ist in zierlichen Formen und Wendungen, ist ihnen eigen, und ich möchte sie deshalb die asiatischen Franzosen nennen. Wie diese letzteren scheinen auch sie großen Werth auf Luxusartikel zu legen.

Was von Einrichtungsstücken ihrer Großen ausgestellt ist, zeigt von dem Reichthum und dem Glanz der in ihren Häusern herrschen muß. Die Oberbonzen entwickeln einen Pomp in ihren verschiedenen häuslichen Geschirren, der für unsere Begriffe etwas Maßloses hat. Diese

Theeservice aus getriebenem Golde und die aus Jaspis, blenden das Auge. Nicht weniger die sonstigen Utensilien des Bonzentisches, die Frucht- und Blumenkörbe aus Gold, Silber und Perlmutter, die goldenen Schüsseln, die kleinen zierlichen, reichemaillirten Löffel; goldene Kohlenbecken, Mundschalen u. s. w. Und wie pomphaft reich sind des Bonzen Rauchrequisiten, seine Tabaksbeutel, Tschibuks, Pfeifenröhre, Bernsteinspitzen. O, wie bequem ein Bonze zu sein! Ist einem nur Tschin-Tschin gnädig, hat man das schönste Leben auf der Welt. Auch die Mandarinenstellung mag keine üble sein, oder täuschen diese prunkvollen Gewänder eines Mandarin, die da ausgestellt sind, diese von Gold und Edelsteinen glitzernden Burnusse, diese weiten Atlasmäntel, besäet mit Smaragden und Rubinen? Womit und worauf die ehrenwerthen Siamesen Musik machen, auch das bekommen wir zu sehen. Da hängt das Instrument, auf dem sie ihr Saitenspiel betreiben, eine Art Mandoline mit vier Saiten, die den Bauch eines Contrabasses und den Kopf eines Tschibuks wundersam vereint. Da sind köcherartige Querpfeifen, Trommeln und Pauken, wie die Bierfässer aussehend, kolossale Glockenkränze u. s. w. Brokate von überladenem Stoff- und Stickereienreichthum, Kissen, Kunstblumen stellt das Gouvernement des Taichiou von Satsouma aus. Japan bringt auch viel von seinen Landesproducten, seinen Tabak de Kokobu, seinen Thee de Miyaconojo (in großen Kupferkesseln) seinen Kamfer, seinen Kinogokogi. In ihrer Freundlichkeit sich europäischen Kulturen ganz wie sie sind, mitzutheilen, vergaßen diese Völker auch nicht, uns bildlich auch mit ihrem Buddhisti-

schen Kultus und dessen gestrengen Idolen bekannt zu machen. Gewiß haben sie darin nicht im Geringsten gedacht, daß diese häßlichen Fratzen, mit aufgesperrten Mäulern, abscheulichen Gebissen, trotz ihrer Ueberladung mit Juwelen, uns wenig Respekt einflößen würden. Eine Art von Tabernakel des buddhistischen Kultus, aus Bronce und farbigen Kristallen recht phantastisch gearbeitet, ist schon ein interessanter bildlicher Beitrag für das Wesen ihres Glaubens und Götzendienstes. Wie wunderlich sich diese „chaires pour Budeiste“, diese Bäume aus farbigem Kristall mit dreieckigen rothen Fähnchen machen! Haben die Leser Lust nach der Krone des Königs von Siam zu greifen? Hier ist sie unter Glas und Rahmen. Oder wollen Sie die berühmten Pagoden von Siam und Bankok in der Nachbildung sehen? Auch das können Sie ohne Mühe.

Aber ich will Ihnen lieber das geheiligte Thier Siams zeigen, den göttlichen weißen Elephanten, den Stellvertreter Buddhas auf Erden, der obwohl göttlicher Abkunft, sich doch von dem Beherrscher Siams reiten läßt. Es ist ein kolossales Thier, kolossal auch in der Nachbildung, die wir vor uns haben, und trägt doch mit einer gewissen Grazie, den von Gold und Edelsteinen strotzenden Thron seiner siamesischen Majestät auf dem mächtigen Rücken mit sich herum. Ach warum kommt er nicht, der Machthaber von Siam, und reitet auf seinem Elephanten über die Pariser Boulevards, um uns auch, bevor wir hinnen gehen, noch das Antlitz eines buddhaistischen Herrschers einmal sehen zu lassen! Alle Größen der Welt, die schon da waren, würden in Nichts ver-

schwinden, wenn Paris den König von Siam auf einen Elephanten reitend sehen würde. Alle unsere Wünsche, sollen eben bei der Pariser Weltausstellung doch nicht erfüllt werden! Also bescheiden wir uns und sehen wir uns noch um, was sonst aus diesen buddhaistischen Ländern hieher geschickt worden. Streng meint es eben der alte Buddha nicht, sonst würde er die strafen an Leib und Seele, die es gewagt, neben seinen Insignien eine — „Coiffure d'Actrice“ aufzustellen. Oder hat er die hübschen Tänzerinen nicht unlieb, sind sie ihm etwa wohlgefällig, dem alten „schlimmen“ Obergott? Wenn ich je ein „Verhältniß“ mit einer Actrice des königlichen Hoftheaters zu Siam eingehen würde, dürfte sie mir diesen thurmartigen spitzen Kopfputz aus Bronze und Glasperlen nicht aufsetzen, das weiß ich!

Vom Theater zur Literatur. Auch davon ist chinesisches, japanesisches und siamesisches ausgestellt. Man zeigt uns einen Kasten voll von Druck- und Schriftwerken. Wir sehen die Schifffahrtsacte (mit Frankreich 1860 abgeschlossen) im Originale, ein Aktenstück, aus dem wir ersehen, daß die obgenannten Völker ihre Buchstaben nicht neben einander, sondern unter einander setzen; Beschreibungen von Land und Leuten in schönen Maroquinbänden, Wörterbücher; alte chinesische Schreibhefte, die noch aus altersgrauer Vorzeit datiren; die heilige Schrift der Buddhisten; die Edicte des Kaisers Young Tschonk u. s. w. Ja sogar eine chinesische Zeitschrift modernen Styles sehen wir, den „Flymy Dragon Reporter“, auf der äußersten Seite ein Bild Napoleons III. tragend, als chinesischer Holzschnitt gut genug.

Die Monotonie dieser Schriften (Monotonie für jene, die wie ich es noch nicht zu einer Ahnung von der chinesischen Sprache gebracht haben), unterbricht mit ihrer äußerst heiteren Wirkung eine alte Statuette des Confucius, des chinesischen Gesetzgebers, der da sitzt, mit weit auseinander gespreitzten Beinen, ein fächerartiges Buch zwischen den häßlichen Fingern haltend. Sollte er wirklich ein so urdummes Gesicht gehabt haben, der Weltweise von China?

Die Wissenschaft dieser Sonnen (Abendstunde für jene, die nicht wissen, was nicht zu einer Stunde von der ägyptischen Sprache gesprochen haben); untersuchen wir doch einmal deren Stellung, eine alte Statuette des Harpokrates, des ägyptischen Schweigegottes, der da sitzt, mit weit auseinander gespreizten Beinen, einen säulenartigen Stab zwischen den häßlichen Fingern haltend. Sollte er wirklich ein so urkomisches Gesicht gehabt haben, der Schweigende vom Schild?

XIX.

Im Jardin réservé.

Der Akklimatisationsgarten. — [illegible] — Wintergärten und Blumen[illegible]. — [illegible] Blumen. — [illegible] — [illegible]

XIX.

Im Jardin réservé.

Der Ausstellungsgarten. — Der Zauberer Barillet. — Wintergärten und Blumenpavillons. — Die Stadt der schönsten Blumen. — Wieso Paris soviel Blumen braucht. — Der Blumenbedarf der Theaterprinzessinen. — Die Patti- und andere Enthusiasten. — Kamelien und Kameliendamen. — Der Rosengarten. — Französische Minister als Blumenzüchter. — Der Ausstellungssee. — Die Aquarien. — Karpfen von Fontainbleau. — Fürs „liebe Vieh“. — Tauben und Colibris. — Friedenstauben. — Musik. — Der Pavillon der Kaiserin. — Noch ein Garten. — Alte Jungfern. — Der Münzen-Pavillon. — Oesterreichische Wunder. — Baare Münze.

XIX.

Im Jardin réservé.

Es war das ein liebliches, duftiges Stück Erde, was sie auf dem Marsfelde „jardin réservé“ genannt haben. Das réservé dieses jardin hatte keinen andern Zweck, als der zusammenströmenden Welt zu beweisen, daß es auch da wiederum die löbliche kaiserliche Kommission in ihrem ausgebildeten Krämergeist nicht vergessen hat, ihr eine Anzahl von Centimen auf außerordentlichem Wege abzunehmen. Das Reservirte war also keineswegs das Liebliche und Duftende an dem Garten, der so eigentlich ein gutes Stück des Parkes und zwar jenes, das sich rechts von der Porte de l'ecole militaire bis an die belgische Grenze hinstreckte. Aber es war der echte und unverfälschte Garten der Ausstellung, dieser jardin réservé. Und was für ein herrlicher! Barillet heißt der Mann und Zauberer, der dieses Stück Ausstellungsboden zu einem kleinen Paradies umgestaltet und der Name des Herrn Barillet sei gelobt. Man muß zu

Beginn der Ausstellung noch die wüste Fläche gesehen haben, die drei Monate darauf — freilich etwas spät für die frühzeitigen Ausstellungsreisenden! — ein Ziergarten ersten Ranges seine breiten, üppiggrünen Plätze, seine Treibhäuser, Blumenbeete, Wasserfälle, seinen See, seine Aquarien, Kioske und Pavillons hatte, um die Verdienste dieses Mr. Barillet, des Gärtners der Stadt Paris, im rechten Lichte sehen zu können. Mr. Barillet machte den Anlageplan, Mr. Barillet gruppirte das Detail, Mr. Barillet leitete das Gros der riesigen Arbeit, die da in so kurzer Zeit vollführt worden war. Wer rechnet die Mühe nach, die wahre Energie, die Intelligenz, den freien, ästhetischen Natursinn, die diesen „reservirten Garten" geschaffen! Da wandeln sie hin die Menschen aller Zonen der Erde, Freude und Zufriedenheit lächelt aus ihren Augen, die sie umherschweifen lassen über all die reizenden Höhen und Niederungen, die lieblichen Schlangenpfade des Rasen, die man ihnen gemacht, die köstliche Versammlung von Prachtblumen, die man ihnen veranstaltet und wie viele dachten der Mühe, die das alles zu Stande gebracht, wie viele frugen nach dem Namen des Mannes, der wie ein guter Geist über diesem Fleck Ausstellungsbodens geschwebt! Und er war die Freude aller Ausstellungsbesucher, dieser reservirte Garten, ein wahres Labsal für's Auge, wenn man mit weltindustriell-wüstem Kopfe aus Park und Palast herausgetreten kam. Es war ein malerisch gruppirender Geist, ein Natur und Kunst gleich nahestehendes, vertrautes Auge, das diese Anlagen schuf. Rufen wir uns dieses liebliche Bild noch einmal zurück, ehe wir

von dannen gehen, halten wir es fest, denn es dauert nicht lange und sie legen, wenn die Thore der Ausstellung für immer gefallen, auch Hand an diesen Garten des Marsfeldes, rotten das Grün aus, verjagen die Blumengeister, reißen die zierlichen Kioske nieder und schöpfen das kleine Wässerchen ab. Dann ist es auch aus mit dieser Herrlichkeit und die Hufe der kaiserlich französischen Cavalleriepferde stampfen wieder den Boden, über dem ein Strahl des goldenen Himmelslichtes der Schönheit ausgegossen lag. Also beeilen wir uns hineinzukommen. Wir treten durch das lange Gitter, das sie dem Garten gezogen, auf der Seite der Militärschule, in den jardin réservé ein. Wohin erst sehen? Von allen Wegen und Stegen winkt es so freundlich, aus offenen Beeten und durch das Glas geschlossener Wintergärten lächeln und nicken uns die Blumenköpfe entgegen, die gleich vielen anderen Menschen-Waaren zur Ausstellung gekommen, um sich sehen zu lassen und wo möglich einen Preis für den gestrengen Züchter und Besitzer einzuheimsen. Weit vor uns erhebt sich eine große Anzahl in verschiedenen Farben des Glases und Holzes und Eisens schillernder Häuschen und Pavillons. Unter ihrer chinesisch, oder maurisch oder spanisch oder italienisch aufgeputzten Hütte paradiren die stolzesten Gestalten der Blumenwelt, sie bergen ein geheimnißvolles Leben und Weben in Düften, ein Prangen in Blüthen und Farben. Aus allen Theilen der Welt hat man sie hierher verpflanzt, die Kinder Florens, wie alles, so waren auch die Blumen zur Ehre der Ausstellung auf der Wanderung nach Paris. Die nicht in offenen zierlichen Häus-

chen Unterkunft gefunden, hat man in riesigen Treibhäusern untergebracht. Man hat ihnen weite, prächtige Hallen gebaut, wo sie von Liebhabern und Liebhaberinnen in Ruhe angestaunt und genossen werden können. Zwei solche grandiöse Treibhäuser ziehen die Aufmerksamkeit der Blumenliebhaber und Liebhaberinnen auf sich. Aus Glas und Eisen, hoch und weit, massiv und doch so elegant gebaut, vereinigen sie in sich die prächtigsten Exemplare der in der Kunstschule erzogenen Kinder Flora's. Da sieht man Azaleen, Eriken, Kamellien, Rosen, Bromelazeen, Orchideen, Agaven, chinesische Primeln u. s. w. Wer will diese Namen alle behalten! Die ersten Blumenzieher Frankreichs, Englands, Hollands, Belgiens, der Schweiz haben sich an der Blumenausstellung der Weltausstellung betheiligt und das amtliche französische Blatt hat zu wiederholtenmalen von Zeit zu Zeit Listen der gekrönten Blumen und Gärtner gegeben. Es waren meist französische Namen, einige englische und holländische abgerechnet.

Ist Paris auch nicht eigentlich die Stadt der schönsten Blumen, wie z. B. Nizza und Genua, so ist sie es doch indirekt durch den Handel und den Verkehr. Hierher wandert fast Alles, was Italien, was Holland an den schönsten Blumen produzirt. Wo werden auch in der Welt mehr Bouquette geworfen, verehrt, geschickt als in dem Theater- und Demimonde- überreichen Paris? Was verbrauchen diese Pariserinnen, die mehr oder minder und minder und gar nicht anständigen, an Blumen Tag aus, Tag ein! Man braucht nur den Theatern und ihren gefeierten Prinzessinen ein Augenmerk zu schenken und man hat das

Beispiel fast unerhörten Blumenluxus. Die Pariser Theaterböden wimmeln von Frauenzimmerchens, die der Anbeter nicht genug haben können, also auch der Bouquette nicht genug. Denn himmlische Einfalt, die da nur nach den Blumen ihres Liebhabers geizt und nicht auch nach anderen Zeichen der Verehrung — wie ist sie selten in dem Paris Napoleon III. und des Herrn Hausmann! Aber zum mindesten Blumen will auch die untergeordnetеste Theaterprinzessin. Und die ersten Großmächte der Pariser Bühnen müssen auch die schönsten Blumen haben. Da war ich einmal vor Wochen im Theatre italienne bei einer Abschiedsvorstellung der Adelina Patti und sah nach jedem der 4 Akte der gemischten Opernvorstellung immer eine Unzahl von Bouquetten auf die Bühne fliegen, Bouquette von einer Größe und Schwere, daß sie die kleine „Diva" faktisch nicht in der Hand halten konnte. Und solche Blumenkolosse flogen zu Dutzenden der reizenden Sängerin zu Füßen, Bouquette, deren einige ihre 400 bis 500 Franken gekostet haben mögen. Was brauchen also nur allein diese Patti-Enthusiasten an Blumen das Jahr über! Hat aber die Patti Bouquette zu 500 Francs bekommen, so muß, weil es die Konkurrenz auch auf diesem Gebiete so gebietet, Mademoiselle Saß die „Afrikanerin" der großen Oper, bei ihrem nächsten Auftreten mindestens eben so theuere Dinge, wenn nicht gar noch theuerere geworfen bekommen und Mad. Miolan-Carvalho auch und Frl. Niellson und Frl. Galli-Marie und wie die Lieblinge von Heute in Paris alle sonst noch heißen auch. Und man braucht auch gerade keine Patti zu sein, um seine Verehrer zu haben, die den

Pariser Blumenhändlern Geld eintragen. Sogar die Sängerinen der Café chantants stolziren mit riesigen Sträußen vor dem Publikum. Und was bedürfen die übrigen Pariserinen, die Damen der alten, neueren und neuesten Aristokratien an Blumen, was frißt der Salon der reichen Burgoisie für Massen von Blumen! Und weil Paris die schönsten Blumen bezahlen kann, hat es auch die schönsten Blumen. Und wie schön weiß ein französischer Gärtner so einen Strauß herzustellen. Das sieht man auch hier. Die französischen Blumenzieher haben sich in der That ausgezeichnet, die berühmten Lachaume und Bernard voran, und reizende Gewinde ausgestellt. In dem Wintergarten von Herbaument sehen wir prachtvolle Kamellienexemplare. Die „Damen" zu diesen Kamellien dürften sich auch nicht schwer gefunden haben, aber sie werden nicht halb so schön und so — frisch gewesen sein, wie ihre Blumen, darauf wollte ich wetten. — Sehen wir einen Augenblick in den nahen Rosengarten, er ist reich an schönen seltenen Stücken, die namentlich aus den Gewächshäusern bekannter Blumenliebhaber herrühren. Lord Glyde, Baron Prevost („Souvenirs de Malmaison") haben sich da hervorgethan. Auch die Rosen des Marschall Vaillant, Minister des kaiserlichen Hauses, können sich auf einer Blumenweltausstellung sehen lassen. Man sieht, daß die Minister Frankreichs, wenn schon keine Freiheitpfleger, so doch tüchtige Rosenzieher sind. Große Beachtung von Seiten der fremden Blumenzüchter erregen die französischen „Rhododendrone" der Gärtner Morlet und Canchois. In dem holländischen Treibhause des Mr. Thiry

glänzen Caktusse der kolossalsten Formen. In der Azaleen-Kultur waren die englischen Gärtner auf der Ausstellung die ersten. Außer den Treibhäusern, Wintergärten, hat man den Blumen auch reizende Pavillons chinesischen, italienischen und holländischen Styles erbaut. Längs der Mauer, die den Ausstellungsraum auf dieser Seite hin begrenzt, streckt sich ein zierliches, weithin reichendes, von außen mit farbigen Glasglöckchen dekorirtes Zelt, das als Blumen- und Obsthalle dient und eine ziemliche Anzahl einschlagiger Aussteller vereinigt. Das Auge des Arrangeurs mußte natürlich auch auf imponirende Baumpflanzungen für den reservirten Garten gerichtet sein. Auch diese fanden sich und die riesige Platane des Gärtners Lechvalier wird auch jenen gerecht, deren Ansprüche auf Bäume in einem Garten nicht hoch genug sein können. Hat man doch ganz andere Schwierigkeiten bei Errichtung dieses Ausstellungsgartens überwunden! Man hat ein Bett gegraben und einen niedlichen See hineingeleitet, der sich jetzt nun in üblichen Schlangenwindungen vor unsern Augen durch den Garten zieht und an seinem Ufer ein reiches, vegetabilisches Leben sich entwickeln sehen kann. Hie und dort hat man seine Ufer auch durch zierliche, kleine Brücklein verbunden, für die sich auch Aussteller gefunden haben.

Alles, alles für den Garten Nothwendige hat seine Aussteller gefunden, sogar das Wasser zum See, das die Seine ausgestellt hat. Und was bedeutet denn da unfern des Sees dieser schwarze Felsenblock, den sie eigens aufgerichtet und der einem alten Grottenhause ähnelt? Da drinnen in dem felsigen Steinungethüme haben sie

ein Aquarium errichtet, das die Freude kleiner und großer Ausstellungsbesucher bildet, die sich an dem kleinen Gethier aller Art, das sich da im Trüben herumtreibt, sonderlich erfreuen werden. Auch das ist eine merkwürdige Arbeit. Kriegt man doch alles mögliche schwimmende Gesindel da zu sehen. Ich glaube, nichts war diesem Mr. Barillet unmöglich; am liebsten hätte er auch den atlantischen Ocean ausschöpfen lassen, um den Haifisch charakteristisch genug hier auf dem Marsfelde unterzubringen. Fische sind die schwere Menge in den Aquarien; man könnte den Weg zum Aquarium berechtigt die „Rue poissonière“ heißen. Im Süßwasseraquarium ist jedes von den Besuchern gesprochene Wort ein Triumph für Mr. Barillet. Und doch ist der Mann unzufrieden, denn das Salzwasseraquarium ward ihm vereitelt und das sollte erst recht sein Stolz sein, wie er meinte. Und dann waren auch die angesagten berühmten Karpfen von Fontaineblau nicht erschienen! Sie haben die interessante Vorstellung absagen lassen, auf die sich alles so gefreut hatte. Es sind eben kaiserliche Hof-Karpfen und große Thiere, wie sie sind, haben sie gleich anderen, die statt der Flossen Füße haben, ihre Mucken. Für das liebe Vieh — aber in der That fürs liebe Vieh — wird auch sonst noch gesorgt. So hat man einen reizenden Pavillon aus buntem Glase eigens für — Kolibris bauen lassen. Es ist der Anblick der buntfarbigen Vögel in dem ebenfalls farbenvollen Glashause äußerst effektvoll. Auch für Taubenfreunde, Taubenliebhaber und deren schneeweiße und graue Lieblinge, deren sie die schönsten Exemplare hier vorfinden, ist vortrefflich

gesorgt. Einige von ihnen führen eigens den zeitgemäßen Namen „Friedenstauben" und man läßt sie steigen, so oft der Kaiser in den Garten kömmt. Wahrscheinlich geschieht dem Herrn von Frankreich hiermit ein Gefallen. Er hat diese Art Tauben anscheinend (aber nur anscheinend) gar so gerne und macht hier und da der Börse mit einer oder der anderen ein Geschenk, auf daß sie dort auf der Place de la Bourse steige und steigen mache.

Und wie ist denn für den lieben Menschen in dem jardin réservé gesorgt gewesen? O, auch der ist nicht vergessen worden, über Blumen, Fischen, Kolibris, Tauben. Man hat ihm auch Verschiedenes errichtet. Zuerst einen großen eleganten Pavillon, in dem er bei dem Glacier Gouzet für schweres Geld Kaffee, Thee, Chokolade, Eis, Punsch, Grog, mit oder ohne Patisserie, genießen kann. Und da das Alles ohne Musik nichts wäre, so hat man auch einen Musikpavillon errichtet und aus diesem rauschen eben wie immer an schönen Nachmittagen und Abenden, lustige Klänge durch den Garten. Die Musik der „Pariser Garden" spielt eben auf und lockt der Zuhörer immer mehr herein in den jardin réservé. Nach und nach ist der Garten der Schauplatz einer imposanten Völkerpromenade, die Blumen treten bescheiden zurück und überlassen es den verschiedenen Menschen, sich anschauen und bewundern zu lassen. Es beginnt ein anderes augenberauschendes Farbenspiel, das der Costume, die sich kaleidoskopisch mit einander vermengen und einander ablösen. Was ist das für ein Drängen dort in der Nähe des riesigen Winter-

gartens? Gehen wir auch hin. Menschen allerlei, feine Damen und Arbeiter in der Blouse, stehen vor einem weithin in Farben und Lichtern reich prunkenden Gartenpavillon, in dem eine Siesta zu halten ein wahres Vergnügen sein muß. Es ist ein eleganter, leichter Kuppelbau mit vorspringender Glasveranda; ein Blick hinein eröffnet uns einen beträchtlichen Luxus in allem, was die Tapeziere, Skulpteure, Maler, Broncearbeiter hier gemacht haben. Es geschah wahrlich alles um der Dame, für die der Pavillon errichtet ward, und die die umstehende Menge eben zu erwarten scheint, daselbst einen äußerst anmuthigen, liebenswürdigen Aufenthalt zu schaffen. Der Pavillon ist so ganz einer der feinsten Damen der Welt würdig eingerichtet. Die Dame, für die er bestimmt, ist aber auch die — Kaiserin von Frankreich. — — Wir haben nicht mehr Zeit, die hohe Frau mit den übrigen Neugierigen hier zu erwarten. Wir haben noch einen andern Garten der Ausstellung, den „jardin central“ unsern kurzen Besuch zu machen. Dieser jardin central lag am Ende des großen Vestibules und war mehr „central“ als „jardin.“ Aber er hatte doch seine Besucher, denn der Eintritt zu ihm kostete nichts. Das innerste, also kleinste Oval des großen Weltausstellungs-Eies hat man zu einer Art Promenade gestaltet. Die Wege aller Nationen der Welt führten in diesen Zentralgarten. Man hatte von Hinterindien und Bahamas, oder von China in diesen Garten ebenso weit, als von Frankreich oder Belgien. Wen hoch oben auf dem Cap der guten Hoffnung oder auf den Cordilleren Müdigkeit überfiel, der brauchte nur einige Schritte zu gehen und durch einen der rings um-

laufenden, mit grünen Portieren versehene Ausgänge trat er in den Garten der Civilisation, wo aus vier Bassins kühlende Wasser ihn anfächelten, kleine grüne Rasenplätze und zierliche Blumenbeete ihn anlächelten und ganze Reihen von Rohrstühlen ihn zum Sitzen einluden. Dieser jardin central war das Rendezvous alter und ältlicher Damen Oldenglands. Wer kennt diese Spezies englischer Frauen denn nicht? In Romanen und auf Weltausstellungen kommen sie am häufigsten vor. Ihre Angehörigen haben alle viel Locken und noch mehr Jahre. Auf dem Marsfelde trieben sie sich, meistens bepackt mit ihren dicken Katalogen in den Kunstsälen umher und blieben sehr lange vor hübschen Thierstücken stehen (die sie, wie aus Oppositions- und Demonstrationssucht, allen Männerporträts vorziehen), oder sie waren im jardin centrale, wo sie sich zu Füßen der mancherlei hübschen Marmorstatuen der Künstler anbetend aufpflanzten. In der Mitte dieses „mittleren Gartens" stand ein Pavillon, der die eigenthümlichste Ausstellung auf dem Marsfelde in seinen Räumen unter Schloß und Riegel und Glasfenstern barg. Das war der Pavillon der Gelder aller Nationen. Gold, Silber und Kupfer, alles was in der liebe, weiten Welt als baare Münze gilt, sollte hier zusammengestellt werden. Aber es war keine Vollständigkeit zu erzielen, entweder haben einige Völker der Erde kein Geld oder können sie auch nicht ein Exemplar ihrer Münzen auswärts entbehren. Das letztere glaube ich nicht; wie hätte sonst — Oesterreich ausstellen können! Und es stellte doch aus und zwar reichlich und es stellte sogar Münzen aus, vor denen die

lieben Kinder des Landes staunend stehen blieben, Münzen, die sie offenbar nie zu Gesichte bekamen, wie z. B. „goldene Kronen", Thalerstücke, von den Maria-Theresia-Thalern gar nicht zu reden. Englisches, belgisches, holländisches Geld, preußisches und türkisches Geld und vor allen französisches — in Hülle und Fülle ist davon da; wer möchte nicht zugreifen, blos um zu — studiren natürlich. Weßhalb denn sonst? Nur um zu studiren. Es wird niemand schwer werden im Angesichte dieses „Pavillon des monnaies" auch dies als baare Münze zu nehmen.

XX.

Schlusswanderung.

Nach Skandinavien. — Ein Kostüme-Figurenkabinett. — Männer und Weiber aus Zavonya. — In Dalekarlien. — See- und Isländer. — Nach Oesterreich. — Wiener Artikel. — Haas und Bösendorfer. — Das Klavier der Kaiserin. — Kölnisches Wasser. — Das Heer der Farina's. — Der Abschiedskuß.

XX.

Schlußwanderung.

Aus den Gebieten jenseits des Oceans gelangen wir direkt in die Rue Russie, — Sie sehen, die amerikanisch-russische Allianz ist auch von der kaiserlich französischen Ausstellungskommission respektirt worden. Die Rue Russie aber, deren Schönheit ich schon einmal eines Ausführlichen pries, passiren wir heute nur als Durchgangsstation, denn andere nordische Gegenden warten auf uns: Schweden, Norwegen, Dänemark. Recht thaten diese Länder daran, uns auf dem Marsfelde nachdrücklich auf ihre Menschen und weniger auf ihre merkantilischen Sachen aufmerksam zu machen. Auf dem großen Handelskampfplatze der Welt imponirend aufzutreten, vermochten sie nach einiger Einsicht nicht, also beschlossen sie, lieber ein Bild ihrer Leute zu geben. Und dieses Bild ist interessant und ziemlich vollständig ausgefallen. Man könnte diese ganze nordische Abtheilung ein Kostüm-Figurenkabinet der skandinavischen Racen nen-

nen. Man wandelt hier gleichsam unter den Helden der Friderike Bremer, der Flygare-Carlén und des deutschen Romanschriftstellers Theodor Mügge herum. Es ist ein großes Aufgebot von Bauern und Bäuerinen Schwedens, Norwegens und Dänemarks, vor dem wir stehen. Da diese hübsche Blondine, deren flächsernes Haar noch in langen Zöpfen hinabwallt und keine Kenntniß von der Existenz eines Chignons hat, mit dem schneeweißen bauschärmligen Hemde, dem grünen spitzenbesetzten Jäckchen und dem gleichfarbigen Rocke, ist eine echte Tochter Skandinaviens, ein Mädchen aus offenbar gutem Hause, ländlich, sittlich, einfältig. Ihre Landsmännin nebenan ist aber offenbar aus noch besserem Bauerngeblüte, worauf ihr stark mit Goldborten besetztes rothes Jäckchen, das oberhalb des blauen Rockes seinen Platz ausfüllt und das schöne, feinseidene Kopftuch hindeuten. Auch das Mädchen des letzten Standes im schwedischen Dorfe, die Feldarbeiterin im weißen, groben Sacke, mit rothem Busen- und dittofarbigem Kopftuch ist vertreten. Die Exemplare der hiehergehörigen Bauern reizen uns nicht sehr. Weiter grüßen uns mit stereotyp-wächsernen Lächeln die Zaponyer: die Frau jenes norwegischen Landstriches, in einem mit blauen und gelben Börtchen besetzten rothen, weiten Kittel, der in der Mitte von einem Gürtel zusammengehalten wird. Auf ihrem Kopfe sitzt eine stark mit Gold und Silber und kleinen Spitzen aufgeputzte Haube, die nicht geringe Aehnlichkeit mit den Helmen französischer Feuerwehrmänner hat. Der Fuß ist in schönen Pelzschuhen untergebracht. Der ehrenwerthe Za-

ponyer neben ihr stolzirt in einem gelb und roth verschnürten grünen Kittel, den ein breiter Gurt um die Mitte nimmt; sein langes, dünnes, blondes Haar birgt er unter einer der polnischen Föderatka ähnelnden Mütze, deren Rand wieder den beliebten buntfarbigen Besatz hat. Männer und Weiber aus Dalekarlien sind auch da, in grobe, sackartige Kostüme gehüllt. Und da steht ein veritables Brautpaar aus Sondmoa; das junge Bäuerlein in Wollstrümpfen, blauer Kniehose, grüner, langer Weste mit auf beiden Seiten in doppelter Reihe aufmarschirenden großen Knöpfen, rother Jacke, seidenem Halstuche und niedrigem Zylinder. In der Hand hält er ein rothseidenes Band und den Ehering. Das Fräulein Braut trägt einen schwarzseidenen Rock mit Silberbörteln besetzt, eine weiße Schürze, von der ein buntes, gold- und silberbesetztes Band herabhängt. Die Brust ist von reichen Spitzen umfluthet, auf denen ganze Schnüre von Gold- und Silbermünzen sich herumtreiben. Das reiche Kopfhaar, welches frei über den Nacken sich hinab ergießt, trägt die hohe, flitterbeladene Brautkrone, von der herab lange Bänder ihr luftiges Wesen treiben. Es ist ein buntprächtiger Anblick, dieses Pärchen, das hier auf dem Marsfelde im Modelle heirathet. Auch Bauern und Bäuerinnen aus Seeland, Isländer und Amayer lassen sich sehen und Mädchen aus Södermanland in ihren originellen hohen Hauben. Wie malerisch ist doch die Ausstellung dieser Gruppen, wie wirksam ist hier die Anordnung getroffen worden. Typus und nationale Kleidungssitte des skandinavischen Nordens sprechen treu und lebendig aus diesen Figuren zu uns.

Und weiter öffnet sich unseren Blicken eine wilde Jagd über Schneefelder in einem interessant, lebenden Figuren- und Gruppenbilde. Da jagt ein in schlechten Pelz gehüllter Bauer, die Füße eingeklemmt in einem schmalen, gondelartigen, elenden Gefährte, das von einem Hirsch gezogen wird, durch die öde Winterlandschaft dahin. An ihm vorbei, in noch wilderem Tempo, rast ein anderer, mit Auerhähnen, Wildgänsen u. a. m. beladener Kerl mit confiszirtem Gesichte und elend zerlumptem Zustande, wilde Blicke um sich werfend, auf dem Schlitten durch die Schneefelder — es ist eine hochromantische Gruppe in der trefflichen Wiedergabe von Land und Leuten, von überraschend lebendigem Eindruck.

An Castorpelzen, schwedischen Handschuhen, norwegischen Silberbarren (aus den Königsberger Minen Norwegens) vorbei eilen wir nach — Griechenland. Auch hier zieht sich die Industriearmuth hinter hübschen Nationalkostümen zurück. Rosinen in schwerer Menge, dazu Liqueure, etwas Zwieback und ganze Guirlanden von Schwämmen. Und dann große Kasten mit den Kleidern des Landes des Königs Georgios: goldgestickte, schwarzsammtene Jacken mit weiten Aermeln, weiße Burnusse, violettseidene Burnusse, goldgestickte Kopftücher, seidene Schuhe, goldbordirte Kniestrümpfe und was so ein vermeintlicher Nachkomme der Hellenen heutzutage auf alter, attischer Erde zu tragen pflegt. Einen Homer braucht diese Ausstellung zum Glück nicht, sie müßte ihn sonst unter der Gilde der Schneider suchen. Direkt weiter geht es nach Portugal und Spanien. Das Beste dieser heißblütigen Romanen steht im Parke draußen und

wir haben es bereits gesehen. Die Portugiesen haben hier noch hübsche Thonwaaren, Manches recht eigenartig gemacht, ausgestellt und einer ihrer Juweliere zeigt einen Schmuckkasten, dem es, Dank seiner Schmetterlingsbroche (Souza), einem mit Edelsteinen weidlich besetzten Prachttoilettenstück, an Bewunderinnen zu keiner Tageszeit fehlt. Spanien hat sich mit seinen Kanonenmodellen und anderen Unwesen des Madrider Artilleriemuseums wohlweislich hierher zurückgezogen, denn im Park draußen neben den gußstählernen Bestien Frankreichs nud Englands wäre dieses spanische Mordhandwerkszeug doch nur lächerlich geworden. Folgen spanische Klingen, Banditendolche, allerlei Guerillawaffen (wie sie eben jetzt wieder in dem schönen Spanien gegen Madam Isabella in Gebrauch gekommen), die schönen Waaren von Barcellona, Mantillen, Gold- und Silberbrokate, Teppiche, Muschelwiegen, originelle Thonwaaren, schön angelegte Luxusmöbel, Mosaiken, Fächer und — wieder Nationalkostüme, die schönen Trachten der Männer und Frauen von Valencia, Catalonien, Barcellona u. s. w.

Durch die Schweiz, welche hier, auch eine schöne Gegend, aber eine von Spitzen und Modewaaren darstellt, kommen wir nach Oesterreich, wo wir zum guten Schluß noch Verschiedenem unsere Reverenz beweisen müssen. Wie immer, so oft wir durchkamen, sind die schönen schwarz-gelben Salons von Menschen besetzt, von denen die meisten die hors d'oeuvres, die Wien geschickt, umlagern. Wo wir hinsehen, alte, gute Bekannte, die nur bei Franzosen, Engländern, Russen, Spaniern, Amerikanern ihr Glück machen. Die Madames, Ladies, Se-

nôrinas, Senôres, Messieurs und Gentlemen stehen da vor den schönen Kasten der ersten Wiener „Galanteriearbeiter" und lassen kein Auge von ihnen. Da sind sie wieder all' die reizenden Kleinigkeiten, die wir in Wien unter den kolossalen Schaukästen des Grabens zu sehen bekommen. In sehr geschmackvoller Form treten sie auch hier auf die Dinge von Rodeck, Klein und wie sie Alle heißen, unsere Rippesfabrikanten. Da liegen all' die modernen Nothwendigkeiten der Galanterie, des Boudoirs, des Salons, die kleinen Dekorationsartikel des Nähe-, Spiel- und Lesetischchens, alle die anmuthigen Dingerchen, die die Frau erfreuen und den Mann Geld kosten. Weß Auge sie gewonnen, dessen Geld haben sie dann auch. Diese schönen, schmiegsamen Fächer, schöne Ladies, zierlich, wie Euere Hand, wie entsprechen sie so ganz den Anforderungen der Zeit! Ein Fächer von heute ist nicht mehr ein Fächer von ehedem! Er hat nicht mehr den Zweck, der Dame in Nöthen der Hitze Luft zuzuführen, er hat Wichtigeres, Größeres zu leisten, er muß das kokette Spiel reizender Augen akkompagniren, er muß ein zierlicher Beistand junger Damen sein, der zu Zeiten zwischen den Fingern auch beredt zu werden versteht. Und er muß dies Alles graziös thun und weil die Wiener Fächer dies thun, werden sie, so viele ihrer auch nach Paris gekommen, kaum wieder nach Wien zurückgekehrt sein. Die Französinen und Engländerinen reißen sich um sie. Und so ergeht es auch den Wiener Geldtäschchen, Mappen, Schmuckchatouillen, Zigarrenetuis, Albums und ähnlichen Sächelchen. Und weiter machen die gläsernen Triumphartikel der schwarz-gelben Salons, die in Form und

Gehalt so hoch vollendeten Arbeiten Lobmeyers, die Prachtwerke aus böhmischen Glashütten, die schmucken Sachen und Sächelchen der Wiener Glasfabrikation, Geschmack und billige Preise, zwei bekanntlich sehr reizende Dinge, verrathend, viel Glück. In Gold, Silber, Juwelen, Bronzen ist dagegen wenig Aufsehen zu erringen; was ließe sich da nur annähernd messen mit den Kostbarkeiten, die England und Frankreich bieten? Die weit und breit im Oesterreicherland renomirten Granatenschmuck-Artikel der Firma M. Goldschmid Söhne und ein paar schöne Opalschmucksachen retten mit Mühe diese äußere und innere Abtheilungsleere. Wie armselig stehen auch die österreichischen Luxusmöbel neben den Prachtstücken, die wir auf der französischen und englischen Abtheilung gesehen, da! Im Teppichsalon erst steht die österreichische Industrie wieder auf einem Höhepunkt, von dem aus sie wieder auf Frankreich und andere gelobte Länder stolz herabsehen kann. Das Haas'sche Kunstwerk von einem nach persischem Muster gearbeiteten Fußteppich aus einem Stück muß Laien und Kennern imponiren. Dem gewebten Prachtstück für die Kaiserloge des neuen Wiener Opernhauses designirt, gelang es sogar die Aufmerksamkeit der Orientalen, der Meister dieses Industriezweiges, die die Welt des Marsfeldes mit den staunenswerthesten Artikeln dieser Sorte fast überladen, zu erregen und daß sich die „kaiserlich französische Manufaktur", daß sich die stolzen Herren der Gobelinfabrik so sehr in das Geheimniß der Haas'schen Kunstweberei hineinzudringen suchten, ist auch kein kleiner Sieg dieser Wiener Industriellen. Der Teppich von Haas war die Parole aller jener, die in

die schwarzgelben Salons des Marsfeldes eintraten, 30 kr. hatten sie ausgegeben und trotzdem das kaiserlich österreichische Comissionsarangement, das eher das Prachtstück der Welt zu verheimlichen als es ihr eifrigst zu zeigen geeignet war, das Teppichwunder in den Hintergrund drängte, ward seine Schönheit doch bald Ausstellungsgespräch und man wußte es zu finden. Der Ehren viele trugen auch die Wiener Klavierfabrikanten, trotz der augenaufreißenden Reklamenmacher des Amerikaner Chikering und Sleinwey, vom Marsfelde davon — Bösendorfer voran. Vor dem Klaviere „der Kaiserin" fanden kleine musikalische Volksversammlungen zu jeder Zeit des Tages statt. Da bewunderten die Einen die Pracht und den feinen Geschmack der Dekoration des Flügels in Holz und Bronze, die bei aller Reichhaltigkeit der Ornamente dem Instrumente ersparte „Schwere des Daseins", den leichten, herrlichen, eleganten Bau, die sinnige Zeichnung der figürlichen Dekoration und was weiter noch an schönen Aeußerlichkeiten dem Klaviere der Kaiserin nachgerühmt werden kann. Anderen Besuchern — und es waren nicht wenige — ging die lyrische schöne Seele dieses Flügels über all die Herrlichkeiten der Ausstellung und ihre Stunde der Freude kam erst, wenn sich einer der unzähligen Ausstellungspianisten und Pianistinen hinsetzte, und ihm seine vollen und doch weichen Töne entlockte, und dann der Strom von musikalischen Wohllaut, Ohren und Herz erfreuend, dahinfloß. Das war dann ein gar emsiges Lauschen rund herum in dem angesammelten Kreise. Großes Wohlgefallen erntet auch nebenan der im weißen

Ahornholze strahlende Nebenbuhler des Klaviers der Kaiserin, auch ein Zögling der Bösendorferschen Fabrik, ein in anmuthigen, heiteren Dekorationsformen gekleidetes Klavier, weniger pompös als sein stolzer College, aber doch ein reizendes Stück Arbeit, ein Klavier, wie geschaffen für den Gartensalon einer aristokratischen Villa, deren musikalische Herrin es liebt, ihre Liederseele an herrlichen Sommermorgen auf den Flügeln des Pianos zu wiegen. Wünschen wir ihm eine solche Herrin und ziehen wir weiter.

Aus Oesterreichs Ausstellungsgauen hinaus führt uns der Weg durch die industriösen Gebiete des deutschen Südens. Mit sächsischem Porzelan beginnt das Ausstellungsgebiet des norddeutschen Bundes, ich weiß nicht, ob dies Merkmal seine Gebrechlichkeit oder seine Schönheit bezeichnen soll. Die königlich sächsische Porzelanmanufaktur präsentirt sich auf hoher, rother Sammetestrade mit dem ihr gebührenden Air. Weiter hin ziehen sich lange Alleeen von Tüchern, Woll- und Zeugstoffen, in welchen die Arbeit Schlesiens vorherrscht. Interressant und imponirend zugleich giebt sich die preußische Salz- und Erzgewinnung kund. Bei der Darstellung der Salzgewinnung haben die preußischen Arrangeure ausnahmsweise auf keine Beleidigung des Auges hingearbeitet, merkwürdig genug! Das schöne, alte Köln hat eine ganze Toilette-Sündfluth seines „Wassers" nach dem Marsfelde etablirt. Die Farinas wachsen da wild, wer will sie, kann sie unterscheiden? Ganze Springfluthen „Kölnischen Wassers", kommen aus den hübschen Bassins der unzähligen Farinas des Marsfeldes. Für

ganze Generationen hinaus kann man hier wohlriechende Sacktücher schaffen. Mit unserer Tagesration versorgt (wir nehmen sie zum Abschiede von einem der liebenswürdigsten Jünger des alten Kölner-Wasser-Neptuns) eilen wir nach Belgien. Es hat vom Besten und Schönsten gebracht, das kleine, vielbeneidete Land der schönsten Spitzen. Seine Bronzen, Spiegel, Möbeln u. s. w. leuchten im schönen Glanze guten Geschmacks und zierlicher solider Arbeit, aber in Allem sehen wir, daß wir uns im Vorsaale Frankreichs, im Vorsaale französischen Geschmacks, französischer Anmuth, französischer Grazie und französischer Preise befinden. Was sollen wir da, wo wir schon im Heiligthume selbst uns länger aufgehalten haben? Noch einen Blick auf diese letzte Station unseres Erdenwallens auf dem Marsfelde und dann hinweg für immer aus dieser Welt von Genüssen für Aug und Ohr und Herz und Seele, in der wir durch Monate gewandelt. Wenn uns der Mangel eines Plätzchens, von dem aus ein Totalanblick dieses großen Kosmos menschlicher Arbeit ermöglicht wäre, je schmerzlich drückte, so jetzt, wo wir von dort aus so gerne nach allen Seiten hin unser Lebewohl verkünden möchten. So nimm denn diesen meinen Kollektivgruß, du Verein von so vielem Schönen, Guten, Mächtigen und Liebenswürdigen, Weltausstellung von 1867 genannt! „Diesen Kuß der ganzen Welt!“ — des Marsfeldes!

In demselben Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Festgabe für Damen. Album für Namenstickerei. Heft 1. 2 von 25 Beilagen zur Pariser und Wiener Damen-Zeitung „Iris." Preis pro Heft 7½ Sgr.

Die Tochter des Kain. Dichtung von Adolf Böttger. Preis eleg. cart. 20 Sgr.

Heilige Tage. Gedichte von Adolf Böttger. Preis eleg. cart. 20 Sgr.

Aus einsamer Stube. Dichtungen von Cajetan Cerri. Preis brochirt 20 Sgr. gebunden 27½ Sgr.

Das Buch von der Liebe. Nach Stand der Beschäftigung. Lustige Bilder von Friedrich Friedrich. Preis br. 12½ Sgr.

Aucassin und Nicolette. Altfranzösischer Roman aus dem 13. Jahrhundert. Uebersetzt von Dr. Wilhelm Hertz. Preis eleg. cart. 20 Sgr.

Wiener Bilder und Büsten. Unterhaltende Skizzen von Michael Klapp. Preis 1 Thlr.

Die Stellung der Frauen in Amerika. Ein Vortrag von Adolf Kolatschek. Preis broch. 26 Sgr., eleg. cart. 1 Thlr.

Ein Idyll auf dem Kahlenberge. Von Ludwig von Mertens. Preis brochirt 10 Sgr.

Schöne Frauen. Handzeichnungen von Elise Polko. Erste Reihe. Preis 1 Thlr. 10 Sgr. Zweite Reihe 1 Thlr. 15 Sgr.

Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. Die älteste deutsche Dorfgeschichte übertragen von Dr. Carl Schröder. Preis eleg. cart. 20 Sgr.

Die Kunst des Lebens froh zu werden. Ein Beitrag zur Diätetik der Seele von Carl Stugau. Preis broch. 20 Sgr. gebunden 27½ Sgr.

Das Buch vom Lebensglück von Carl Stugau. Preis 20 Sgr.

Die letzte Puppe. Solo-Scene von Albert Traeger. Preis broch. 10 Sgr.

Tannenreiser. Weihnachts-Arabesken von Albert Traeger. Preis broch. 2 Thlr. eleg. geb. 2 Thlr. 10 Sgr.

Die Dichter Frankreichs. Eine Auswahl von 70 französischen Dichtern alter und neuer Zeit. In fremden und eigenen Uebertragungen herausgegeben von Otto E. von Urbas. Preis broch. 2 Thlr. 10 Sgr. geb. 2 Thlr. 20 Sgr.

Ein kleines Kind. Weihnachts-Novelle von Carl Wartenburg. Preis broch. 20 Sgr.

Kräfte und Phänomene der Natur von Dr. M. H. Wagner. Preis 15 Sgr.

Aus dem Weltall von demselben. Preis 10 Sgr.

Schwämme-Sammler von demselben. Eßbare Schwämme und ihre Merkmale. Die Abbildungen sind mit Farben in den Text gedruckt. Preis nur 10 Sgr.

Dieses wichtige Büchlein sollte in keiner Familie fehlen.

Fr. Ries'sche Buchdr. (Carl B. Lorck) in Leipzig.